14 DAYS
BOOK


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
VE RI TAS

JAHRESBERICHT

über

die Fortschritte der klassischen

Altertumswissenschaft

begründet

von

Conrad Bursian

herausgegeben

von

L. Gurlitt und W. Kroll.

Hundertundzwanzigster Band.

Zweiunddreissigster Jahrgang 1904.

Erste Abteilung.

GRIECHISCHE KLASSIKER.



LEIPZIG 1905.

O. R. REISLAND.

Constantius Fund

May 25, 1904 - June 9, 1905

Inhalts-Verzeichnis

des hundertundzwanzigsten Bandes.

Bericht über die Forschungen auf dem Gebiete der griechischen Sprachwissenschaft mit Ausschluss der Koine und der Dialekte in den Jahren 1890—1903.

Von

Eduard Schwyzer.

Seit mehr als zwanzig Jahren ist in diesen Jahresberichten nicht mehr von der eifrigen Tätigkeit auf dem Gebiete der griechischen Grammatik die Rede gewesen; keiner der verschiedenen Gelehrten, die nach einander die Aufgabe übernahmen, gelangte zur Ausarbeitung seines Berichtes. Inzwischen wuchs jedoch die Masse des zu bewältigenden Stoffes immer mehr, und als der jetzige Berichterstatter vor einigen Jahren sich zur Übernahme der Arbeit entschloß, war er sich von vornherein klar, daß es sich nicht darum handeln könne, über alles, was seit dem Ende der 70er Jahre erschien, auch nur knapp zu referieren und setzte deshalb im Einverständnis mit der Redaktion das Jahr 1890 als Ausgangspunkt seines Berichtes fest, um so mehr, als ihm dafür nur die spärlichen Mußestunden, welche eine angestrengte mehrfache Berufstätigkeit und andere Arbeiten übrig ließen, zu Gebote standen. Die vorgeschriebene Abgrenzung gegen die Berichte über vergleichende Sprachwissenschaft, über die Koine und die griechischen Dialekte, sowie über die einzelnen Schriftsteller ließ sich nicht immer streng durchführen.

Außer der Bibliotheca philologica classica habe ich die seit 1891 erscheinende, seit 1892 von A. Thumb redigierte Bibliographie über das Gebiet der griechischen Sprachkunde im „Anzeiger für indogermanische Sprach- und Altertumskunde. Beiblatt zu den indogermanischen Forschungen“ mit Dank benutzt. — Meine Abkürzungen sind die der Bibliotheca philologica classica.[1])

---

[1]) Vgl. auch die Berichte von W. Prellwitz, Jahresbericht über die griechische Dialektforschung von 1882—1899. BuJ. Bd. CVI. 1900, 3. Abt. S. 70—112 und Griechisch. 1899—1902 in Vollmöllers Roman. Jahresbericht VI, I 61—73 sowie den an den vorliegenden Bericht anschließenden über die Koine von St. Witkowski. — Die Auswahl unter den im Mscr. vollständig gegebenen Besprechungen wurde durch die Redaktion getroffen.

Gesamtdarstellungen der Grammatik der ganzen Gräzität sowie einzelner Perioden.

Die höchste Aufgabe, die der geschichtlichen Sprachbetrachtung gestellt ist, besteht nicht in der Sammlung und Sichtung des Stoffes, in der Einreihung desselben in die Fächer des grammatischen Handbuches, sondern in einer Darstellung des Lebens einer Sprache in seiner ganzen Breite im Zusammenhang mit der Kultur, deren vornehmstes Zeugnis sie bildet.

Ist dieser Ruf auch auf verschiedenen Gebieten sprachwissenschaftlicher Forschung in den letzten Jahren laut geworden, so hat er doch auf griechischem Boden noch wenig Nachfolge gefunden. Man muß sich vorläufig mit im Verhältnis zu der Fülle des Materials und der Bedeutung der Aufgabe recht knappen Skizzen zufrieden geben. In erster Linie verdienen die Einleitungen zu den ausführlichen Grammatiken von Kühner-Blaß, G. Meyer, A. N. Jannaris, G. N. Hatzidakis genannt zu werden; ebenfalls aus Hatzidakis' Feder stammt der interessante Überblick über die griechische Sprachgeschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, welcher der griechischen Bearbeitung des Wörterbuches von Lidell und Scott (Athen, Κωνσταντινίδης 1901) vorausgeschickt ist. Eine erste Orientierung auch über die griechische Sprachgeschichte in ihrer ganzen Ausdehnung bietet E. Schwyzer, Die Weltsprachen des Altertums in ihrer geschichtlichen Stellung. Berlin 1902.

Von einzelnen Perioden der Sprachgeschichte sind bisher im oben angedeuteten Sinne am besten und ausführlichsten die vor der Geschichte liegenden Anfänge des Griechischen behandelt worden, die jenseits der Grenze unseres Berichtes liegen, von P. Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache. Göttingen 1896; von der zu erwartenden Fortsetzung ist noch nichts ans Licht getreten. Hier sind noch anzuführen die Skizzen von:

E. Zarncke, Die Entstehung der griechischen Litteratursprachen. Leipzig 1890.

Rez. von My, Rcr 1890, Nr. 18 p. 351. Egenolff, BphW 10, 1246—8. Hilberg, ZöGy 41, 1139. Dittenberger, DL 1891, 1375—6.

*C. O. Zuretti, Sui dialetti letterari greci. Torino 1892.

Rez. von B., LC 1892, 817—8. Meisterhans, NphR 1893, 170—1.

Zarnckes Vortrag gibt, ausgehend von der Betonung des Unterschieds zwischen gesprochener und geschriebener Sprache auch für Griechenland, einen hübschen Überblick über die Literatursprachen der voralexandrinischen Zeit. Die älteste, der epische Dialekt, der nicht

mit einer gesprochenen Mundart identifiziert werden darf — Ficks Anschauungen werden abgelehnt — hat die Dichtersprache der ganzen Folgezeit beeinflußt. In der Lyrik verrät diesen Einfluß am meisten die Elegie, schon weniger der Iambos, am wenigsten das Melos, das neben den vorwiegenden dorischen auch äolische Elemente in sich aufgenommen hat. Das Drama, das ja eine Art Vereinigung von Epos und Lyrik bildet, wird, im Anfang noch ziemlich stark den Einfluß der älteren Gattungen verratend, in der Folgezeit immer nationaler: von Anfang an deckt sich mehr mit der Sprache des Lebens die Komödie. — Auch die älteste ionische Literaturprosa zeigt Beeinflussung durch den epischen Stil, wenn auch schon vor unserer ältesten Überlieferung eine primitive Literaturprosa wohl vorhanden gewesen ist. Herodots Sprache ist mit keiner Ortsmundart identisch, wenn auch eine solche, die milesische, wohl die Grundlage bildete. An die epische Sprache schließt sich auch die philosophische an — die pythagoreische Schule mit ihrem Versuch, eine dorische Prosa zu entwickeln, steht für sich —, die wieder für Hippokrates die Grundlage bildet. In Attika endlich geht die Kunstprosa aus von der Rhetorik (Gorgias), der an die zugespitzte, witzige sizilianische Redeweise anknüpfte, von der man später allerdings manches abstreift. Den Schluß bildet eine Warnung vor kritikloser Benutzung der Dialektinschriften für die Textkritik.

Im übrigen ist noch die Form des grammatischen Handbuches, das ja neben der geschichtlichen Darstellung immer unentbehrlich bleiben wird, maßgehend geblieben.

Unser Zeitraum hat zwei neue Gesamtdarstellungen hervorgebracht, welche den Anspruch erheben, die geschichtliche Entwickelung des Griechischen von seinen ältesten Zeiten bis hinunter auf die Gegenwart zu verfolgen. Es sind die Bücher von

*H. C. Muller, Historische Grammatik der hellenischen Sprache. Leiden. I. Grammatik, 1891. II. Chrestomathie, 1892.

Rez. GMr, BphW 12, 437—43; 13, 24—25. Krumbacher, NphR 1892, 105—8; 1893, 124. W. Schulze, DL 1893, 1383—5. Thumb, IA. 2, 171 und

A. N. Jannaris, An historical Greek grammar. London 1897.

Rez. Th(umb), LC 1898, 365—7. KK., ByZ 7, 221—3. R. Meister, BphW 1898, 993—6. Kretschmer, WklPh 1898, 735—41.

Das Buch von H. C. Muller ist, soweit ich nach anderen Veröffentlichungen des Amsterdamer Philhellenen urteilen kann, mit Recht von der Kritik einstimmig als oberflächlich und dilettantisch verurteilt worden.

Das Werk von Jannaris bringt nach Vorwort, Inhaltsübersicht und Übersicht über die benutzte Literatur sowie die verwerteten

Sprachquellen (p. I—XXXVIII) erst eine kurze Darlegung der gesamten griechischen Sprachentwickelung (S. 1—20), dann auf S. 21—100 die Laut-, auf S. 101—311 die Formenlehre und auf S. 312—506 die Syntax; die S. 507—580 füllen sechs Anhänge über Akzent, Quantität, Endkonsonanten, Indikativ Fut., Modi und Infinitiv, während Wort-, Sach- und Stellenindex — nach englischer Weise reichhaltig — die S. 581—737 einnehmen. Jannaris' Werk ist der erste nennenswerte Versuch, die Gesamtgeschichte des Griechischen darzustellen, und man wird zugeben müssen, daß er in den fünf Jahren, in denen er seine Anfgabe bewältigen zu können glaubte, fleißig gearbeitet hat. Freilich, Vollständigkeit nach allen Richtungen hin ist auch nicht erstrebt worden: die vorhistorische Periode und die Dialekte blieben von vornherein ausgeschlossen. So ist die Grammatik für das Altgriechische schon dem Material nach durchaus ungenügend und erträgt in keiner Weise einen Vergleich mit den gleich nachher zu nennenden Darstellungen. Alle Anerkennung verdient der Stoff, der aus hellenistischen und mittelgriechischen Inschriften, Papyri und literarischen Quellen, wenn auch nicht in einiger Vollständigkeit, beigebracht wird, und darin liegt der wissenschaftliche Wert des Buches. Als anregend und nützlich sei ferner die stete Gegenüberstellung der alten und neuen Formen und Ausdrücke hervorgehoben, besonders auch in der Syntax, die in ihrem altgriechischen Teil nicht mehr als jede bessere Schulgrammatik bietet. Das Hauptgebrechen des Buches, infolgedessen es auch als Lehrbuch für Studierende unbrauchbar ist, da es nur verderblich wirken könnte, ist der oft und augenfällig hervortretende Mangel des Verfassers an sprachwissenschaftlicher Schulung. Von dem Geist, der in den neueren sprachwissenschaftlichen Werken herrscht, die er zu Anfang in so großer Zahl aufführt, hat er wenig in sich aufgenommen. Natürlich glaubt Jannaris, daß die heutige neugriechische Aussprache in allen wesentlichen Punkten die der klassischen Zeit sei. Die metrische Dehnung bei Homer setzt nach J. den Gebrauch der Schrift voraus (S. 22); die langen Vokale waren tatsächlich nicht vorhanden, sondern sind nur eine Erfindung der Grammatiker und Metriker (S. 27); wenn es wirklich ein ē, ō gegeben hätte, hätten doch „ignorant scribes and stone-cutters“ gelegentlich εε, οο schreiben müssen (S. 39); γέρᾱ ist durch Ersatzdehnung aus γέρα(α) entstanden (S. 533); das Augment ist nichts anderes als E EN, die archaische Form von att. ἦ ἦν (S. 185). Es mag an diesen Proben genügen, die sich namentlich aus der Lautlehre sehr stark vermehren ließen. Besonders mag noch bemerkt sein, daß auch die Erklärung mittel- und neugriechischer Formen oft zu starken Bedenken Anlaß gibt; die mit einer gewissen Stetigkeit zutage tretende Polemik gegen Hatzidakis ist selten glücklich.

Zwei andere neue Gesamtdarstellungen beschränken sich im wesentlichen auf das Altgriechische und dienen hauptsächlich Unterrichtszwecken:

H. Hirt, Handbuch der griechischen Laut- und Formenlehre. Eine Einführung in das sprachwissenschaftliche Studium des Griechischen. Heidelberg 1902.

Rez.: Solmsen, ALL XIII, 137; BphW 1902, 1002/9. Thumb, LC 1903, 285. Schwyzer, NJklA 1903, 443 f.

Ich muß trotz des Lobes, das dem Buche von anderer Seite gespendet wurde, an meinem a. a. O. niedergelegten Urteil festhalten, daß es von den Anfängern, für die es ja gerade berechnet ist, nur mit großer Vorsicht benutzt werden darf. Ohne selbständige Durchforschung der griechischen Sprachquellen hat zwar Hirt die neuere sprachwissenschaftliche Literatur mit kritischem Urteil verwertet, und daß alle Richtungen der Forschung, bald hier, bald dort, zum Wort kommen, ist nur als ein Vorteil zu betrachten: aber der vorgeschichtlichen Konstruktion ist im Verhältnis zur Betrachtung geschichtlicher Tatsachen, die prinzipiell ebenso lehrreich und dem Gymnasiallehrer nützlicher wäre, viel zu viel Raum zugestanden. Zudem hat Hirt, besonders aus seinem Buche über den indogermanischen Ablaut, manche Hypothese aufgenommen, die der Anfänger nicht zu kennen braucht. An manchen Stellen des Buches tritt Hirts gewandte, flüssige Darstellung dem Leser entgegen: um so mehr wird einen die anderwärts zu beobachtende Unklarheit stoßen, die wohl auf allzu flottem Arbeiten beruht. Auch gelegentliche Wiederholungen und Ungleichheiten, sowie eine Reihe von Druckfehlern muß man in den Kauf nehmen. — Hirts Buch gehört einer Sammlung indogermanischer Lehrbücher an; daß gerade er, dessen Forschungen sich bisher besonders auf germanischem und slavischem Gebiete bewegten, das Griechische übernahm, hat darin seinen Grund, daß „er gerade auf diesem Gebiete etwas Neues bieten zu können hoffte", womit seine Ablaut-Theorie gemeint ist. Fast gleichzeitig mit Hirt hat ein Führer der griechischen Sprachforschung ebenfalls ein Lehrbuch geschrieben, das aber im Gegensatze zu Hirts Arbeit — mit vollem Recht — den Anfänger vor allem auf den Wert der Tatsachen und die möglichst sicheren Erklärungsversuche hinweist:

Γ. Ν. Χατζιδάκι, Ἀκαδημεικὰ ἀναγνώσματα εἰς τὴν Ἑλληνικήν, Λατινικὴν καὶ μικρὸν εἰς τὴν Ἰνδικὴν γραμματικήν. Τόμος α'. Ἐν Ἀθήναις 1902 (= βιβλιοθήκη Μαρασλῆ ἀρ. 175—178).

Eine in ihrer ganzen Anlage eigenartige sprachgeschichtliche Darstellung des Altgriechischen — wie das Indische, ist, wenn auch in etwas geringerem Maße, auch das Lateinische in dem bisher vorliegenden ersten Bande nur Beiwerk, was sich auch äußerlich in den im latei-

nischen Druck unverhältnismäßig häufigen Druckfehlern kundgibt, die freilich nur zum geringen Teil auf Rechnung des Verfassers zu setzen sein werden. In griechischer Sprache für griechische Studenten geschrieben, verdient doch das Buch auch außerhalb Griechenlands bekannt und studiert zu werden, obschon meines Wissens bis anhin [1903] keine Besprechung in einer westeuropäischen Kultursprache erfolgt ist. Seinem Gesamtcharakter nach vergleicht es sich Wilmanns' Deutscher Grammatik: an Wilmanns erinnert die ausführliche, lehrhafte, klare Darstellung, an Wilmanns das Bestreben, nur abgeklärte Ergebnisse zu bieten und kurzlebigen Hypothesen womöglich aus dem Wege zu gehen, an Wilmanns die Fülle des vorgeführten sprachlichen Materials. Dagegen sind Zitate antiker Quellen sowie moderner Literatur recht selten; da letztere Hatzidakis' Hörern wenig zugänglich ist, sind nur in griechischer Sprache erschienene Arbeiten sowie des Verfassers Einleitung einigermaßen regelmäßig genannt. Einen besonderen Reiz erhält das Werk durch die ziemlich häufige Heranziehung neugriechischer Analogien. — Eine knappe Inhaltsangabe der zwölf Kapitel des bis jetzt [1903] erschienenen I. Bandes mag einen Begriff von dem reichen Inhalt des Werkes geben. Kap. I enthält als Einleitung in die historische Grammatik des Griech., Lat. und Indischen einen Abriß der Geschichte der Sprachwissenschaft und ihrer Methoden und eine Übersicht über die idg. Sprachen sowie über die äußeren Schicksale der 3 genannten Einzelsprachen, wobei besonders die Behandlung des Griechischen hervorgehoben sei; stofflich hängt mit dem I. das II. Kapitel teilweise zusammen, das über die Quellen der alten Grammatik handelt, freilich besonders mit Rücksicht auf deren methodische Benutzung. Auch hier stellt H. einen Grundsatz auf, den er schon wiederholt begründet hat und der auch in den Kapiteln, die der Aussprache gewidmet sind, oft wieder auftaucht, wonach alle auffälligen Besonderheiten, die sich auf Inschriften und in Papyri finden, aus dem für die Sprachgeschichte zugrunde zu legenden Material auszuscheiden sind, als barbarische Erscheinungen, die bei nationalen Griechen nicht vorkommen. Obwohl hier strenge Kritik gewiß vonnöten ist und einzelne Erscheinungen durch die spätere Entwickelung nicht bestätigt werden, auch Schreibfehler und Steinmetzversehen zuzugeben sind, wird doch nicht weniges von dem, was die ägyptischen Papyri schon verhältnismäßig früh zeigen, später allgemein; und wenn auch die Sprache der niederen sozialen Schichten Athens eine Mischsprache war, so ist doch zu bemerken, daß für die Fortbildung der Sprache gerade diese Elemente vielleicht mehr in Betracht kommen als die konservativeren oberen Schichten. H. scheint also auch mir vielfach mit seiner Kritik zu weit gegangen zu sein. Kapitel III und IV gehören wieder zusammen: handelt das eine von der Hervorbringung der Laute (Phonetik!),

spricht das andere von deren Darstellung durch die verschiedenen in Betracht kommenden Alphabete. Lautgesetz und Analogie (samt Volksetymologie und Kontamination) behandeln vom Standpunkt der neueren Sprachwissenschaft Kap. V und VI; Kap. VII spricht über die fremden Elemente in der Sprache (Sprachmischung), Kap. VIII enthält die Lehre von der Ersatzdehnung, der rhythmischen Dehnung, von der Vr̥ddhierung und besonders vom qualitativen und quantitativen Ablaut. Ungemein ausführlich wird in den beiden folgenden Kapiteln die Aussprache behandelt, im allgemeinen und im besonderen. H. steht darin durchaus auf dem Boden der deutschen Forschung und zerstört mit kritischer Schärfe mitunter sogar ein Zeugnis für das Aufkommen der heutigen Aussprache, das diese selbst zu finden glaubte, um so mehr die falschem Patriotismus entstammenden dilettantischen Versuche, die neugriechische Aussprache als solche dem Altertum zuzuschreiben. Das hindert ihn jedoch nicht, zu betonen, daß auch die erasmische Aussprache für das Altgriechische offenbare Fehler aufweise und mancher Punkt von der Wissenschaft unmöglich klargestellt werden könne; die neugriechische Aussprache, wenn auch sicher in vielen Punkten für das Altgriechische fehlerhaft, habe doch den Vorteil, lebendige Wirklichkeit zu sein, und er würde sie unbedingt auch für westeuropäische Schulen empfehlen, wenn nicht durch ihre Einführung zu der Schwierigkeit der Formenlehre noch die Schwierigkeit einer historischen Orthographie hinzukäme. Kap. XI ist den beiden Hauchlauten, ihrer Aussprache und Geschichte, gewidmet, und Kap. XII behandelt ausführlich und mit reichlicher Vorführung von Beispielen die Wort- und Satzbetonung des Griechischen, z. T. auf Grund von Einzeluntersuchungen des Verfassers, die später zu nennen sind; die letzten Paragraphen des Kapitels untersuchen die Einordnung der Lehnwörter aus dem Lateinischen in das griechische Betonungssystem. — Selbst wenn das Buch nur H.s durchaus selbständiges Urteil über die behandelten Fragen vermittelte, müßte es auch dem Forscher wichtig sein; es enthält aber auch an manchen Stellen neue Gesichtspunkte, und wenn auch nicht jeder überall zustimmen wird, darf doch eine baldige Fortführung des Werkes von vornherein dankbarer Aufnahme sicher sein.

So wird man auch fernerhin wenigstens für diejenigen Perioden, denen unser Bericht hauptsächlich gilt, einiger Werke nicht entraten können, deren Anfänge zwar einer früheren Zeit angehören, die aber in den letzten Jahren neu aufgelegt worden sind:

R. Kühner, Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache. Erster Teil: Elementar- und Formenlehre. 3. Aufl. in 2 Bänden, in neuer Bearbeitung besorgt von Friedr. Blaß. Hannover I 1890. II. 1892.

Rez. von Ziemer, Gy 1892, Nr. 13. Brugmann, IA 1, 15—17; 6, 50—52. Witkowski, Eos VII, 247—50.

G. **Meyer**, Griechische Grammatik. 3. Auflage. Leipzig 1896.

Rez. von Kretschmer, BphW 1897, 691—5. Solmsen, IA 11, 74—81.

K. **Brugmann**, Griechische Grammatik (in Müllers Handbuch). 3. Auflage. München 1900.

Rez. von Th(umb), LC 1900, 1735 f. Bartholomae, WklPh 1902, 626—31. Meringer, ÖLbl 1902, 655.

Als Vorzug der früheren Auflagen der Kühnerschen Grammatik hatte gegolten, daß sie neben reicher Sammlung von Tatsachen auch bemüht war, sprachgeschichtliche Erklärungen zu geben unter Benutzung der damaligen Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft. Die neue Auflage wird nicht mehr beiden Ansprüchen gerecht, und man möchte wünschen, daß sie dem zweiten noch weniger gerecht zu werden suchte. Blaß hat, unter Beibehaltung des Grundrisses, der ganzen Einteilung, sich vor allem bemüht, seither bekannt gewordene Tatsachen aus den Quellen und der neueren grammatischen Literatur nachzutragen und vermeintliche Tatsachen zu beseitigen — und als Sammlung verdient das Buch den vollen Dank der Wissenschaft; es muß, wie dies Blaß im Vorwort in allerdings ziemlich einseitiger Weise tut, immer wieder gegenüber bloßen Konstruktionen, besonders vorgeschichtlichen, die Wichtigkeit der Feststellung der Tatsachen betont werden. Doch die gegebenen Erklärungen sowie was zum Vergleich aus verwandten Sprachen herbeigezogen wird, enthalten eine ganze Reihe von Irrtümern, so daß in deren Benutzung größte Vorsicht geboten ist; von dem Geiste der neueren Sprachforschung ist darin noch recht wenig zu spüren.

Die erste Auflage von G. Meyers Grammatik erschien zu einer Zeit, wo die Fluten des Kampfes hoch gingen in der indogermanischen Sprachwissenschaft; es war damals kein leichtes Unternehmen, bei dem vielfach noch wenig abgeklärten Stande mancher Fragen eine Grammatik des Griechischen mit Berücksichtigung der vergleichenden Sprachforschung zu schreiben — und das wollte Meyer leisten. Daneben bot sie aber auch schon eine Sammlung und Sichtung des Sprachstoffes, und dieser Gesichtspunkt ist in der dritten Auflage der wichtigste geworden; die entwickelungsgeschichtliche Forschung wird nicht vernachlässigt, noch sind die vorgebrachten Erklärungen etwa im Widerspruch mit der jetzigen Wissenschaft, aber die Erklärung und besonders die vorgeschichtliche Konstruktion steht durchaus in zweiter Linie. Äußerlich ist die neue Auflage wenig von ihrer Vorgängerin verschieden; immer noch beschränkt sich die Grammatik auf Laut- und Formenlehre, und auch in diesem Rahmen findet der Akzent keine Darstellung.

Die Einteilung ist wesentlich die gleiche geblieben, wenn auch das neue nachgetragene Material den Umfang des Buches um einige Bogen vermehrt hat. Wer an Hand der sprachwissenschaftlich gesichteten Tatsachen sich eine genauere Kenntnis der griechischen Sprachgeschichte erwerben will, wird nach wie vor zu Gustav Meyers Buch greifen müssen.

Dagegen setzt Brugmanns Werk die Kenntnis der Tatsachen voraus, von denen nur angeführt wird, was für das Verständnis notwendig ist, und stellt überall den entwickelungsgeschichtlichen Gesichtspunkt in den Vordergrund. Aus dem dürren Grundriß der ersten Ausgabe ist in der dritten ein stattliches Buch geworden, das alle Teile der Grammatik beleuchtet und namentlich der Syntax einläßliche Betrachtung widmet. Haben alle Abschnitte gegenüber den früheren Auflagen bedeutende Umgestaltungen erfahren — den Fortschritten der emsigen Sprachwissenschaft entsprechend —, so gilt dies doch am meisten von der Syntax, wo jetzt durch Delbrücks großes Werk über die vergleichende Syntax, dessen zwei erste Bände Brugmann noch benutzen konnte — er anerkennt ausdrücklich Delbrücks Bedeutung auch für seine Darstellung, wenngleich er nicht selten über den Altmeister syntaktischer Forschung hinausgekommen zu sein meint —, für die Einzelsprachen die bisher noch vermißte vergleichende Basis geschaffen worden ist. Durch Brugmanns Darstellung weht ein anderer Geist als durch die schematischen Belegsammlungen früherer Bearbeitungen, es ist die Betrachtungsweise einer Psychologie, wie sie durch Wundt begründet ist. Es mag beispielsweise hervorgehoben sein die Behandlung des Genetivs, des ἤ nach Komparativen, der Verbalaktionen. Dabei ist auch die Form so klar und sauber, das wesentliche scharf heraushebend, daß die Lektüre zu einem wahren Genuß wird. Aber auch in Laut- und Formenlehre wird der Leser dankbar mancherlei Anregung finden; es sei als Beispiel auf die Behandlung der epischen Zerdehnung verwiesen, wozu Leskien aus slavischem Sprachgebiet eine feine Beobachtung beisteuert (S. 64).

Schließlich ist hier noch zu erwähnen die griechische Grammatik von H. Meltzer, die zwei Bändchen der Sammlung Göschen füllt:

Griechische Grammatik I. Formenlehre (mit Register) — II. Bedeutungslehre und Syntax. Leipzig 1900, 1901.

ein im ganzen geschickter Auszug aus größeren Werken, namentlich Brugmanns griech. Gramm., der teilweise, dem Plane der Sammlung entsprechend, wie die in wenig übersichtlicher Weise fortlaufend gedruckten Paradigmata zeigen, praktische Ziele verfolgt, aber in manchen Partien, besonders in der Lautlehre, einem Nichtphilologen nicht ver-

ständlich sein wird. Der erste Teil enthält eine Reihe von Druckfehlern und Versehen, besonders auch unter den verglichenen indischen Wörtern. Der Titel des höher zu bewertenden zweiten Teils kann leicht irreführen; statt „Bedeutungslehre“ erscheint in der Inhaltsübersicht „Wortbedeutung“, womit nach Ries' Vorgang bezeichnet wird, was die übliche traditionelle Grammatik als Syntax der Kongruenz, des Adjektivs, Pronomens und der Tempora und Modi des Verbs behandelt.[1])

An die Gesamtdarstellungen seien, um sie nicht an verschiedenen Stellen besprechen zu müssen, einige Schriften angeschlossen, welche Beiträge zu verschiedenen Teilen der Grammatik enthalten.

J. La Roche, Beiträge zur griechischen Grammatik. Erstes Heft. Leipzig 1893.

Rez. von G. Meyer, BphW 1894, 245—8. Kretschmer, DLZ 1894, 872 f. Brugmann, IA 5, 35 f.

Der Verfasser will „einzelne Bausteine zu dem Gebäude der griechischen Grammatik beistellen“, das „sich als ein immer dringenderes Bedürfnis herausstelle“. Für seine Auffassung ist eine Stelle aus der Vorrede bezeichnend: „Das inschriftliche Material habe ich absichtlich beiseite gelassen; ich wüßte auch nicht, was ich z. B. mit einer Form wie υἱύς oder ὑύς hätte anfangen sollen, die möglicherweise schon zu Platons Zeiten unter der Landbevölkerung von Attika im Gebrauch war, sich aber bei keinem einzigen Schriftsteller findet. Ähnliche Erscheinungen haben wir ja auch heutzutage in unserer und in anderen Sprachen. Ich verkenne durchaus nicht den Wert des inschriftlichen Materials, aber bei der Benutzung desselben ist die größte Vorsicht geboten, und ich kann mich nicht genug über die Kühnheit wundern, mit der man Aoristformen wie ἔμειξα, ἔτεισα bereits in unsere Texte eingeführt hat.“ — Das Buch enthält eine Reihe von Zusammenstellungen, die als Sammlungen des Materials, wenn auch nicht immer vollständige, ihren Wert haben. Eine Abhandlung beschäftigt sich mit der Deklination von υἱός, die anderen verteilen sich auf die Konjugation und die Syntax. Jene beschäftigen sich mit einzelnen Kapiteln der Tempusbildung (den Passivfutura mit medialer Form, dem futurum exactum), der Modusbildung (den Doppelformen des Optativs im Aorist

[1]) Nur verweisen kann ich im Rahmen meines Berichtes auf Werke, die das Griechische zusammen mit einer oder mehreren anderen idg. Sprachen vergleichend darstellen, wie den großen „Grundriß“ von K. Brugmann und B. Delbrück, dessen I Band in 2. Auflage vorliegt, und die von K. Brugmann daraus ausgezogene „Kurze vergleichende Grammatik“, die übrigens selbständigen Wert besitzt, das schon in 2. Auflage erschienene „Short manual of comparative philology“ von P. Giles, die „Phonétique et étude des formes grecques et latines“ von Riemann und Goelzer.

und bei den Verba contracta, den Konjnnktiv-, Optativ-, Imperativformen des Perfekts), den Personalendungen (den ionischen Formen im pass. Perf. und Plusquamperf., der 1. Sg. Plusquamperf. act.), der Stammbildung einzelner Verbalgruppen (dem Wechsel zwischen themavokalischer und themavokalloser Flexion bei den Verba auf -νυμι, im Optativ med. praes. und aor. von τίθημι und ἵημι). Am meisten Raum nehmen die syntaktischen Beiträge ein. Sie behandeln die Kasnslehre (Nominativ an Stelle des Vokativs in Fällen wie φίλος ὦ Μενέλαε, Beispiele für den Akk. des Inhalts, die Rektion der Verbalkomposita mit κατά, den Genetiv bei den Ausdrücken nach etwas duften, riechen, sich in etwas täuschen, irren), die Präpositionen (διά in Verbindungen wie διὰ μάχης ἐλθεῖν, deren sylleptischen Gebranch wie in αἱ ἐκ Ζακύνθου νῆες), das proleptische Prädikat, die Lehre vom Partizip (seine prädikative Verwendung — das längste Stück der Beiträge —, seinen absoluten Gebrauch im neutralen Akk. wie μετόν und im Genetiv mit fehlendem Snbjekt) nnd die Satzlehre (Beispiele für die Formen des hypothetischen Satzes nnd den irrealen Finalsatz).

J. Wackernagel, Vermischte Beiträge zur griechischen Sprachknnde. Programm zur Rektoratsfeier der Universität Basel 1897.

Die Schrift behandelt mit der bekannten scharfsinnigen Kombinationsgabe und philologischen Umsicht des Verfassers in zehn Aufsätzen vornehmlich Probleme der griechischen Stammbildung und Etymologie, doch auch solche der Formenlehre und wenigstens im Vorbeiweg werden auch Fragen der Lautlehre erörtert, so daß es sich empfiehlt, die Besprechnng an dieser Stelle zu geben.

1. (S. 3—4) ἄγρυπνος heißt eigentlich „anf dem freien Felde schlafend“, dann „wachsam“, „schlaflos“. — 2. (S. 4—8) ΑΙΔΗΣ, Grundform ΑἰFίδης: lat. *saevus* (? s. jetzt F. Solmsen, Untersnchnngen zur griech. Laut- und Verslehre 1901, 71 ff.). — 3. (S. 8—14) Ausgehend von dem gemeinindogermanischen Wechsel von *-ro-* und anderen Adjektivsuffixen mit *-i-* als Schlußvokal des ersten Kompositionsgliedes, wofür griechische Beispiele gegeben werden (κυδρός: κυδι-άνειρα n. ä., πυκνός: πυκιμήδης) vereinigt W. ἀργι-κέραυνος mit ἀργός ans ἀργρός (unter Aufführung von Beispielen für konsonantische Ferndissimilation). Jenes *-i-* spielt besonders in der Komparativbildung eine bedentende Rolle; καλλίων, ἐχθίων, ῥᾴων (zu homerisch ῥῆα ans *Fρᾶσα) u. ä. — 4. (S. 14—17) ἀτειρής zu τέρσομαι, „blank“. W. hält sein Gesetz, wonach ρσ nach betontem Vokal bleibt, nach unbetontem in ρ mit Dehnung des vorhergehenden Konsonanten übergeht, anfrecht (?). — 5. (S. 17 f.) ἀχήν, bei den attischen Tragikern Lehnwort nnd dnrch Anschlnß an Bildungen mit α priv. mit ᾰ, gehört zu ἰχανάω. — 6. (S. 18—37) πλεῖν steht für

πλεῖς (homerisch πλέες) durch Einwirkung von πλέον. Bei δεῖν hat man genau zu scheiden a) an einigen Aristotelesstellen ist dafür eingeschobenes δεῖ anzunehmen (anschließend eine allgemeine Erörterung des Herabsinkens parataktischer Sätzchen zu Partikeln), b) in ὀλίγου, μικροῦ δεῖν liegt Infinitiv der Limitation vor wie in ἐμοὶ δοκεῖν, c) an einigen Stellen steht δεῖν durch Kontamination von δεῖ und δέον. — 7. (S. 37—40) für δέσποινα aus *δεσποτνγα und W.s Gesetz der Vereinfachung von Doppelkonsonanten nach langem Vokal (?). — 8. (S. 40—42) μέντον ist Hyperattizismus der κοινή, nach dem Verhältnis von ἔνδοι: att. ἔνδον aus μέντοι umgebildet. — 9. (S. 42—51) die „äol." Optativendungen -σειας, -σειε, -σειαν gehören zu einer Bildung mit *-se*, vgl. hom. οἶσε, ἄξετε. — 10. (S. 52—62) χρεὼν kann nicht für χρὴ ὄν stehen, sondern geht auf das neben χρή (ursprünglich wohl neutr.) stehende homerische χρηώ, χρεώ zurück, woran von Neutra wie δέον n. ä. -ν antrat. Beiläufig Erörterung der attischen Kontraktion von ursprünglichem ηϜο, ηϜω, ηϜα und der Deklination von πόλις (für πόλῃ aus πολῃϜι als attische Form).

Am besten werden wohl ferner hier erwähnt zwei Bücher, deren eingehende Würdigung außerhalb des Rahmens unseres Berichtes liegt, die aber so viele und wichtige Beiträge zur Grammatik enthalten, daß sie nicht übergangen werden können.

Guil. Schulze, Quaestiones epicae. Gütersloh 1892.

Rez. von Wackernagel, LC 1892, 38. Cauer, WklPh 1892, 39; DLZ 1892, Nr. 48. Solmsen, IA 3, 124. Prellwitz, BKIS 19, 253 f.

An den Hauptvorwurf des Buches, die Behandlung der metrischen Dehnung, ist, wo nur sich Gelegenheit bot, die Besprechung von Fragen der Laut-, Formen-, Stammbildungslehre, der Syntax und ganz besonders der Etymologie angeknüpft. Ist dabei naturgemäß die Sprache des Epos am reichlichsten bedacht, fällt auch für die allgemeine griechische Grammatik reiche Förderung ab. Nicht um den Inhalt des Werkes nach dieser Richtung zu erschöpfen, sondern nur, um einige Proben zu geben, sei hier aufmerksam gemacht auf die Auseinandersetzungen über die Lautverbindungen λj, λϜ, ρϜ, νϜ 80 ff., den Akzent 482 ff., die Komparativbildung 300 f., die Nomina auf -εύς 456 ff., die eingehenden Erörterungen der Quantitätsverhältnisse und Bildung der Verba denominativa auf ύω, ίω (309—361) und άω, έω, όω (361—373).

F. Solmsen, Untersuchungen zur griechischen Laut- und Verslehre. Straßburg 1901.

Rez. von Thumb, IA 14, 7—10.

Auch dieses Buch gilt vorzugsweise der Sprache des Epos, namentlich in seinem ersten Hauptteil (zur Lehre von der metrischen Dehnung

im älteren griechischen Epos, S. 1—126), der die Forschungen von W. Schulze und O. A. Danielsson weiterführt, aber auch im zweiten (Zur Lehre vom Digamma S. 127—301). Letzterer ist wieder in drei Teile gegliedert: ein erster handelt „über metrische Wirkungen und Wesen des Digamma“ (es längt bei Homer und in der dialektischen Poesie nur Vokale in Arsis, nicht in Thesis, was mit seinem Wesen als Halbvokal nach Art des engl. *w* zusammenhängt); ein zweiter befaßt sich mit „scheinbaren Störungen im Auftreten des Digamma“ (sie zerfallen in zwei Gruppen: einerseits haben anlautendes Fο-, Fω- bei Homer, im Asiatisch-Äolischen, in Korinth und Gortyn und auf Kypros, wohl auch in Lakonien, Böotien und Thessalien, nicht aber im Attischen das F schon früh verloren, z. B. in ὁράω, ὦνος,[1]) andererseits gehen Wörter, für die man nach den verwandten Sprachen als Anlaut σF ansetzt, wie ἕξ, ἕκαστος, ἱδρώς, ἧλιξ, Ἑλένη, das Reflexiv, auf vorgriechische Nebenformen mit bloßem *s*- zurück; andere sind anders zu deuten, wie denn ἑστία, ἱστία von *Vesta* ganz zu trennen ist); den Beschluß macht die Erörterung des Vokalvorschlags vor Digamma, der, ohne daß sich bestimmte Bedingungen angeben ließen, in dreifacher Gestalt (als ε, α und — ganz selten, z. B. οὐρανός aus ὀFορανός, οἴγνυμι — als ο) auftritt.[2]) Dabei wird die Etymologie der hergehörigen Wörter ausführlich behandelt. Ein Exkurs (S. 302—9) führt die Verschiedenheiten in der Behandlung der Gruppen Nasal oder Liquida + F im Ionischen auf örtliche Sonderentwickelung und das Eindringen attischer Formen zurück. Beigegeben sind Register. — Noch weit mehr aber als es nach den skizzierten Hauptgegenständen des Buches scheinen könnte, verdient es die Aufmerksamkeit auch der allgemeinen griechischen Grammatik durch die eingestreute Behandlung zahlreicher Einzelheiten der Laut-, Formen-, besonders auch Stammbildungslehre, die hier nicht vollständig aufgezählt werden können. Es seien daraus hervorgehoben die Beiträge zur Haplologie (S. 97 Anm.), zur Metathese (S. 44, 259), die Bemerkungen zum Schwund von ο nach unbetonter Silbe wie in βοηθέω (S. 117), über den Akzentwechsel des Attischen in spondeischen Wortformen wie ἕως, φράτηρ (S. 87 f.), die Behandlung der Positionsbildung und Silbengrenze (S. 161 ff.), der Dissimilation von urgriech. *u̯eu̯* vor Konsonant zu *u̯ei* (S. 237), der Suffixe -εύς (S. 72), -ίσιος, -ήσιος, -ώσιος (S. 39), -ύσιος

[1]) Es sei gleich angeführt, daß F. Solmsen darüber auch schon ZvSpr 32, 373 ff gehandelt hat.

[2]) Es sei verstattet, im Vorbeiweg auf ein Analogon zur griechischen Prothese vor ρ in einer Schweizer Mundart hinzuweisen: „der Rarer im Wallis schiebt jedem r ein a vor, z B *das ^{a}Ripp, der ^{a}rrüch Winter*,“ sagt Fr. J. Stalder, Schweizerische Dialektologie. 1819. S. 68; dieselbe Erscheinung habe ich selbst im wallisischen Lötschenthal beobachtet.

(S. 37 f.), -ίων (S. 47 ff.), -διον, -ίδιον (S. 75), -ώσεις (S. 120), der Kompositionsvokale (S. 22 ff., 265 f.).

Schließlich ist hier zu nennen

Γ. Ν. Χατζιδάκι, Γλωσσολογικαὶ μελέται. I. Athen 1901.

In einem stattlichen, gut ausgestatteten Bande legt hiemit der ausgezeichnete Führer der neugriechischen Sprachstudien einen Teil seiner in deutschen, griechischen und russischen Zeitschriften verstreuten Abhandlungen gesammelt (teilweise umgearbeitet oder ergänzt) vor; es ist nur zu wünschen, daß der buchhändlerische Erfolg derart sei, daß die in Aussicht genommene Fortsetzung ermöglicht wird. Die meisten der im I. Bd. vereinigten Arbeiten liegen freilich außerhalb unseres Berichtes und gerade die umfangreichsten, wie die vier interessanten Aufsätze über die Sprachfrage im heutigen Griechenland (S. 236—537), wobei allerdings einleitungsweise auch die Diglossie des Altertums berücksichtigt wird, oder die Zusammenfassung sämtlicher geschichtlichen und sprachlichen Tatsachen, welche für das Griechentum der Makedonier Zeugnis ablegen (S. 32—114), die methodisch vorbildlichen etymologischen Untersuchungen (von Eigennamen wie Μορέας, Μυζηθρᾶς, von Appellativen wie βρέ γάϊδαρος), die zugleich wichtige Beiträge zur Stammbildungslehre enthalten. Die kleineren Artikel, welche Fragen der altgriechischen Grammatik gewidmet sind — sie nehmen zusammen immerhin 70 Seiten ein — werden je an ihrer Stelle besprochen werden.[1])

Eine Reihe von Arbeiten beschäftigt sich mit der **Sprache einzelner Perioden und bestimmter Sprachdenkmäler als Ganzen.** Für die attische Zeit sind hier zu nennen

P. Kretschmer, Die griechischen Vaseninschriften ihrer Sprache nach untersucht. Gütersloh 1894.

Rez. außer von den bei Larfeld, BuJ 87, Suppl. 159—61, Genannten z. B. von Cauer, WklPh 1895, 1161—66. Prellwitz, BKIS 20, 304—7. Schulze, GGA 1896, 228—56 (sehr reichhaltige Besprechung). Solmsen, IA VIII, 63—65 und

K. Meisterhans, Grammatik der attischen Inschriften. 3. vermehrte und verbesserte Aufl., besorgt von E. Schwyzer. Berlin 1900.

Rez. von Meister, BphW 1901, 22 f. Th(umb), LC 1901, 1458 f.

Kretschmer macht in seinem Buche, das aus zwei Abhandlungen im 29. Band der ZvSpr entstanden ist, der Sprachgeschichte in dankenswertester Weise das Material der weit zerstreuten Vaseninschriften

---

[1]) A. C. Liddell, Greek grammar papers. London 1901, Blackie, ist mir nicht zugänglich.

zugänglich. Er beschränkt sich jedoch nicht darauf, dasselbe in tunlichster Vollständigkeit vorzulegen, sondern liefert zugleich eine an Ergebnissen wie Anregungen ungemein reiche sprachgeschichtliche Bearbeitung. Der Wert der Vaseninschriften beruht namentlich darin, daß wir aus ihnen einiges über die gesprochene Sprache des Lebens lernen können, von der uns sonst so wenig bekannt ist — denn auch die Sprache der meisten Inschriften ist eine Kunstsprache. Die Behandlung sämtlicher Vaseninschriften in der gleichen Darstellung rechtfertigt sich dadurch, daß wir es überall mit Töpfersprache zu tun haben, wenn dieselbe auch verschiedenen Dialekten angehört. Für uns kommt hier hauptsächlich der Abschnitt über die attischen Vasen in Betracht (S. 73—209), an Umfang wie Inhalt der reichste — auch die korinthischen Vasen stehen an sprachlichen Ergebnissen weit zurück. Nach einer Einleitung über die Vasenmaler, den Inhalt der Vaseninschriften, ihre Schrift und Chronologie folgt in drei Abschnitten (Vokale, Konsonanten, zur Formenlehre) die eigentliche grammatische Darstellung, der sich eine Anzahl von Bemerkungen zur Namenkunde anschließt. Ist das Material auch oft recht spärlich, vermag ihm Kretschmer doch sehr viel abzugewinnen; da werden wir z. B. inne, daß auch die Volkssprache von Athen wie lebende Mundarten Assimilationen und Dissimilationen bei Vokalen und Konsonanten aufwies, z. B. das auch inschriftliche ἧμυσυς, Μεκακλῆς, oft begegnet das Umspringen der Aspiration wie in Ἀνθίλοχος; aus der Formenlehre sind von Interesse Bildungen wie παῦς, θῆσυς. Mit sicherem Takt wird zwischen neuen Formen und Lautentwickelungen und bloßen Verschreibungen geschieden.

In der neuen Auflage der bekannten Grammatik des der Wissenschaft allzu früh entrissenen Meisterhans ist versucht worden, das neu hinzugekommene Material unter Wahrung der ganzen Anlage des Buches nachzutragen und zugleich die ganze Auffassung der sprachgeschichtlichen Probleme auf den gegenwärtigen Stand der Sprachwissenschaft zu bringen — in den früheren Auflagen ließ die wissenschaftliche Erklärung sehr oft zu wünschen übrig. Der Umfang der Schrift ist daher einige Bogen stärker geworden; die Vermehrung ist besonders der Lautlehre, die auch sonst die meisten Veränderungen aufweist, zugute gekommen, am wenigsten der Syntax.

Den Versuch einer zusammenfassenden Behandlung der Vulgärsprache der attischen Defixionen, die übrigens auch nach Gebühr in der neuen Auflage der Meisterhansschen Grammatik berücksichtigt worden sind, mit Hervorhebung der für die Sprachentwickelung bedeutsamen Erscheinungen macht der Aufsatz von

E. Schwyzer, Die Vulgärsprache der attischen Fluchtafeln. NJklA 5 (1900), 244—262.

Das Gebiet von der hellenistischen Zeit bis zum 10. Jahrh. n. Chr. beschlägt das Buch von

K. Dieterich, Untersuchungen zur Geschichte der griechischen Sprache, von der hellenistischen Zeit bis zum 10. Jahrh. n. Chr. (Byzantinisches Archiv Heft 1 Leipzig 1898.)

Rez. von Schmid, WklPh 1899, 505—13, 540—50. Schwyzer, BphW 1899, 498—503. Blaß, ThLZ 1899, 363 f. Hatzidakis, GGA 1899, 505—523.

Der Verfasser will im wesentlichen die Gesichtspunkte, die Hatzidakis im dritten Kapitel seiner für die neugriechische Forschung grundlegenden und auch für die spätaltgriechische hochwichtigen Einleitung in die neugriechische Grammatik (Leipzig 1892.) S. 172—229 niedergelegt hat, ausgestalten durch umfassendere Sammlung des Materials aus den späteren Inschriften und Papyri und dessen Anordnung nach geographischen Grundsätzen, um womöglich Schlüsse nicht nur auf das Alter, sondern auch auf den lokalen Ursprung einzelner Spracherscheinungen ziehen zu können. Die Durchführung des geographischen Gesichtspunktes in dieser umfassenden Weise ist neu; doch sind die Resultate der Statistik, welche namentlich Ägypten einen großen Anteil an der Ausbildung des Neugriechischen zuweist, keineswegs sicher. Aus zwei Gründen: einmal sind die uns zu Gebote stehenden Sprachquellen für die einzelnen Gegenden sehr ungleich; nur aus Ägypten besitzen wir die unmittelbar aus dem Leben stammenden Papyri (die in der gehaltreichen, eine kleine Einführung in die Papyruskunde bietenden Besprechung der Oxyrrhynchos-Papyri durch v. Wilamowitz, GGA 1898, 675—704, auch sprachlich gewürdigt werden), während z. B. aus dem inneren Kleinasien nur eine Grabschrift an die andere sich reiht. Zweitens sind die Sammlungen Dieterichs nicht erschöpfend — Vollständigkeit in den Belegen ist ja bei dem Umfang des Gebietes und der Zerstreutheit der epigraphischen Veröffentlichungen unerreichbar, aber auch die Zahl der beobachteten Erscheinungen läßt sich vermehren, wie dies Thumb in der ByZ 9, 231—41 getan hat — und vielfach nicht zuverlässig, was Pernot, Rcr. 1900, 283—95 an einer Partie im einzelnen nachgewiesen hat. Das Werk, das namentlich anregend wirken will und dies Ziel auch in hohem Maße erreicht, wenn auch in der Parallelisierung alter und neuer Erscheinungen manchmal etwas weit gegangen wird, behandelt die sprachlichen Erscheinungen nach den beiden Hauptteilen der Laut- (Vokalismus und Konsonantismus) und Formenlehre (Nomen und Verbum) nebst einem Exkurs über die κοινή und die heutigen kleinasiatischen Mundarten. Obschon sich in erster Linie mit der Koine beschäftigend, mußte es doch auch hier Erwähnung finden.

Hier sind auch die Arbeiten zu nennen, welche die Sprache bestimmter Literaturkreise oder einzelner Schriftsteller behandeln, soweit sie für die allgemeine Sprachgeschichte in Betracht kommen.

Allen voran steht das nunmehr vollendete, auch für den Sprachforscher hochwichtige Werk von

W. Schmid, Der Atticismus in seinen Hauptvertretern von Dionysius von Halikarnass bis auf den zweiten Philostratus dargestellt. Stuttgart. I. 1887. II. 1889. III. 1893. IV. 1896. Registerband 1897.

Das Werk macht den ersten Versuch, Umgangssprache und Literatursprache in der Zeit vom 1. bis zum 3. Jahrh. nach Chr. gegen einander abzugrenzen, nachzuweisen, wie stark auf die archaisierende Schriftsprache des Attizismus die hellenistische Schriftsprache und die zeitgenössische Umgangssprache eingewirkt hat, wie sich zum Schaden für die griechische Sprachentwickelung der Attizismus immer mehr von der Volkssprache entfernt. Nach einander wird der Attizismus des Dionysius von Halikarnass, Polemo, Dio Chrysostomus, Herodes Atticus, Lucian, Aristides, Älian, Philostratus geprüft: kommen die Ergebnisse auch in erster Linie den behandelten Schriftstellern zugute, so zieht doch auch die allgemeine Sprachgeschichte reichen Gewinn daraus, weil der Blick immer auf das Ganze der Sprachentwickelung gerichtet bleibt. Zu ganz besonderem Danke hat jedoch Schm. die Sprachforscher vom Fach verpflichtet durch die „Übersicht über das gegenseitige Verhältnis der verschiedenen Elemente der attizistischen Literatursprache“, welche den neunten Abschnitt des IV. Bandes bildet (S. 577—734). Unter steter Rückverweisung auf die Belegstellen zu den einzelnen Erscheinungen in den früheren Bänden entwirft hier Schm. ein Bild jener von den einzelnen mit verschiedenem Erfolge gehandhabten Kunstsprache. Ganz hat keiner unter den Attizisten das attische Vorbild erreicht: und darauf gründet sich eigentlich das Interesse, das die allgemein griechische Sprachgeschichte an der attizistischen Kunstsprache nimmt; die Elemente, die sie unwillkürlich aus der Umgangssprache aufgenommen hat, bilden eine wertvolle Ergänzung unserer für letztere nicht sehr reichlich fließenden Quellen. Bei allen ist am reinsten die Lautlehre; dagegen zeigen schon die Formenlehre[1]) und noch mehr Syntax und Lexikon den Einfluß der lebenden Sprache. Besonders ausführlich sind Wortbildung, Wortwahl und Wortbedeutung behandelt, obwohl der Verf.

[1]) Es berührt in einem sprachgeschichtlichen Werke unangenehm, wenn man lesen kann, die κοινή lasse die Komparativendungen -ονα, -ονες (-ονας) gewöhnlich „offen“, während sie von den Attizisten meist „kontrahiert“ werden.

sich dabei bewußt ist, nur einen ersten Versuch bieten zu können, da es für das Lexikon der κοινή erst ganz wenige Vorarbeiten gibt. Ferner ist nie zu vergessen, daß uns durch die ältere Literatur nur ein Ausschnitt aus dem gesamten Sprachschatz bekannt ist; die Tatsache, daß ein Wort erst spät auftritt, berechtigt noch nicht unmittelbar zu dem Schluß, es liege eine junge Bildung vor. Die sprachwissenschaftliche Forschung sollte dabei noch öfter befragt werden; so kann z. B. λιχανός (S. 700) keine junge Bildung sein (vgl. über das Wort M. Niedermann, BKIS 26, 231 f.). Die Beurteilung der sog. poetischen Elemente im attizistischen Sprachschatz ist jetzt durch A. Thumb, Die griech. Sprache im Zeitalter des Hellenismus S 216 ff. auf eine andere Basis gestellt worden. — Eine wie erstaunliche Menge von Einzeltatsachen Schmid zusammengetragen und verarbeitet hat, das bringt einem der Registerband besonders nahe.

Neben der sprachlichen orientiert hauptsächlich über die allgemein geschichtliche Bedeutung des Attizismus der empfehlenswerte Vortrag desselben

W. Schmid, Über den kulturgeschichtlichen Zusammenhang und die Bedeutung der griechischen Renaissance in der Römerzeit. Leipzig 1898.

An Arbeiten zu einzelnen Schriftstellern kann ich hier nur eben namhaft machen:

C. Baron, De Platonis dicendi genere. Paris 1891.

G. Kaibel, Stil und Text der Ἀθηναίων πολιτεία. Berlin 1893.

Ferner

S. Chabert, L'atticisme de Lucien. Thèse, Paris 1897.

K. Dürr, Sprachliche Untersuchungen zu den Dialexeis des Maximus von Tyrus. Ph Supplementband 8, 1—156.

G. Tröger, Der Sprachgebrauch in der pseudolonginischen Schrift περὶ ὕψους und deren Stellung zum Attizismus I. Diss. Erlangen 1899.

H. Sexauer, Der Sprachgebrauch des Romanschriftstellers Achilles Tatios. Diss. Heidelberg 1899.

W. Fritz, Die Briefe des Bischofs Synesius von Kyrene. Ein Beitrag zur Geschichte des Atticismus im 4. und 5. Jahrh. Leipzig 1898, vgl. die Besprechung von P. Wendland, ByZ 9, 228—31,

doch sei bei zwei hergehörigen Arbeiten eine Ausnahme verstattet. Die eine bezieht sich auf das älteste griechische Buch — aus Alexanders des Großen Zeit — das uns die ägyptische Erde erhalten hat:

In seiner Ausgabe von Timotheos' Persern (Leipzig 1903) behandelt U. v. Wilamowitz-Möllendorf auch Sprache und Stil (S. 38—55);

im ganzen ist die Sprachform die attische. Nicht allzuviel fällt für Aussprache und Flexion (ich nenne παλεός für παλαιός, wenn das wirklich eine lautliche Verschiebung ist), am meisten für die Wortwahl (auch Komposition) ab. Besonders interessant ist für das Studium des kleinasiatischen Vulgäridioms die Rede des Phrygers (zu κάθω, ἔρχω vgl. διαλέγειν für διαλέγεσθαι Meisterhans-Schwyzer 192). — Endlich seien noch einem Buche, das sich zunächst mit dem uns hier ferner liegenden Gebiete der Papyri befaßt, aber auch für die allgemeine griechische Grammatik sehr reiches Material enthält, einige Worte gewidmet:

W. Crönert, Memoria Graeca Herculanensis cum titulorum Aegypti papyrorum codicum denique testimoniis comparatam proposuit G. Cr. Leipzig 1903.

Die Schrift, eine Neubearbeitung der 1898 erschienenen „Quaestiones Herculanenses" des rührigen Bearbeiters von Passows griechischem Wörterbuch, will in erster Linie den Bedürfnissen der Textkritiker entgegenkommen durch genaue Feststellung des Sprachgebrauchs in seinen zeitlichen Schwankungen; die einzelnen Fragen werden deshalb durch Material von den Attikern bis in die spätere Byzantinerzeit illustriert, wobei allerdings immer womöglich von den herkulanensischen Rollen, die Cr. selbst an Ort und Stelle studieren konnte, ausgegangen wird. Es wird kaum eine Erscheinung besonders der späteren Sprache geben, die nicht durch das mit staunenswertem Fleiße aus einer Unmasse von Quellen (auch Inschriften) zusammengebrachte Belegmaterial neu beleuchtet würde; nicht nur der Textkritiker, auch der Linguist findet eine Fülle von Stoff zu eigenen Beobachtungen. Denn gerade nach der Seite des sprachgeschichtlichen Räsonnements hin tut der Verfasser — und wer wollte ihm das verargen? — weniger; er zitiert, teils nicht ohne genaue Kontrolle, die Arbeiten und Ansichten anderer, übt aber in der Aufstellung von Erklärungen besonnene Zurückhaltung. Von den acht Kapiteln des Buches entfallen vier auf das Lautliche (quaestiones orthographicae resp. grammaticae de vocalium resp. consonantium usu), eines ist dem Nomen, zwei dem Verbum gewidmet; das achte behandelt unter dem Titel „de nonnullorum vocabulorum compositione" verschiedene Fragen der Wortbildung. Einem Buche, das hauptsächlich als Nachschlagewerk dienen will und wird, dürfen natürlich auch ausführliche Indices nicht fehlen; es sei hier besonders darauf aufmerksam gemacht, daß sie teilweise noch Nachträge zum Text enthalten.

Aussprache.

Die zahlreichen Schriften zur griechischen Aussprache verfolgen fast ausschließlich praktische Ziele und bedeuten nur in den wenigsten

Fällen eine gelegentliche Bereicherung der Wissenschaft. Ich begnüge mich daher mit einer Kennzeichnung der Hauptrichtungen, um so mehr als die wenigsten der hieher gehörigen Arbeiten mir zugänglich geworden sind.[1])

Als durchaus unwissenschaftlich zu betrachten ist die Richtung, die darauf ausgeht, die heutige neugriechische Aussprache, wie sie, nicht selten im Widerspruch mit den Lautgesetzen der lebenden Volksmundarten, für die ein künstliches Gepräge tragende Schriftsprache gilt, als die auch im alten Griechenland herrschende zu erweisen. In Griechenland vertritt dieselbe Παπαδημητρακόπουλος, der 1889 (Athen, Παλαμήδης) seine *Βάσανος τῶν περὶ τῆς ἑλληνικῆς προσφορᾶς ἐρασμικῶν ἀποδείξεων (752 S.) erscheinen ließ (neuerdings entspann sich eine methodische Polemik zwischen ihm und Hatzidakis, *Ἀθηνᾶ 9 und 10 [1897. 1898]). Einen Brennpunkt itazistischer Bestrebungen bildet die in Leyden erscheinende Zeitschrift Ἑλλάς, die auch verschiedene Aufsätze zur Aussprache von Παπαδημητρακόπουλος, H. C. Muller, E. A. S. Dawes und andern enthält. In Frankreich bricht eine Lanze für die neugriechische Aussprache E. Ragon, De la prononciation du Grec. Paris 1896, Poussielgue (S. 6 werden Fälle wie Ἀμφικτύων neben Ἀμφικτίων, ἥμυσυς für ἥμισυς für den Itazismus geltend gemacht!) und in Rußland sucht *Modestow, besonders in zwei Artikeln des žurnal min. nar. prosvěščanija (1891 und 1893) Παπαδημητρακόπουλος' Anschauungen zum Durchbruch zu verhelfen. In Deutschland ist (außer einem Beitrag des von

[1]) Ich habe darauf verzichtet, alle mit der Aussprache sich beschäftigenden Schriften namhaft zu machen. Von den mir nicht vorliegenden seien noch angeführt: Dawes, The pronunciation of Greek. London; Chabert, La prononciation du Grec sous Marc Aurèle d'après Lucien. Annales de l'université de Grenoble 7, 1895, nr. 3; Kern, Zur Geschichte der Aussprache des Griechischen Ἑλλάς 2, 85—88 (auf Grund indischer Transkriptionen); Bevier, The Delphien hymns and the pronunciation of the Greek vowels TrAPhA 26 (1895), IV—V. Literarische Zeugnisse für die Aussprache behandeln Jannaris, Kratinos and Aristophanes on the cry of the sheep AJPh 16, 46—51 (βῆ βῆ soll nicht den Naturlaut des Schafes bezeichnen, sondern ein Wort der Kindersprache für das Schaf sein); Tournier, Un calembour intéressant pour l'histoire de la prononciation du grec MSL 9,47 f. (verwertet das bekannte Kallimachosepigramm, unter Zuhilfenahme verschiedener Konjekturen, wieder in itazistischem Sinn; s. Blaß, Aussprache[3] 63); Monro, On the hearing of Thucydides II 54 on Greek pronunciation; vgl. Academy 1895 S. 464 (die Vertauschung von λιμός und λοιμός beweist nichts; ebensowenig natürlich die Vertauschung von πῆμα und παῖμα, wenn Earle, CR 7, 20 mit Recht letztere Form in das Orakel bei Herod. 1, 67 einführt).

früher her in dieser Richtung tätigen Ed. Engel in der 'Ελλάς) nur das in Leipzig erschienene Büchlein eines Ungarn zu nennen:

I. Telfy, Chronologie und Topographie der griechischen Aussprache. Nach dem Zeugnisse der Inschriften. Leipzig 1893.

Es ist zu bedauern, daß der gute Gedanke, die griechische Aussprache nach den inschriftlichen Zeugnissen örtlich und zeitlich von den ältesten Zeiten bis zum Ausgange des Altertums genau darzustellen, einem Manne gekommen ist, dem Kenntnisse und Methode, die dazu erforderlich sind, so ganz fehlen. Auch als Materialsammlung ist das Büchlein durchaus wertlos, da der Verf. aus bekannten, oft freilich veralteten, Handbüchern schöpft. Daß man schon in alter Zeit nicht ganz phonetisch schrieb, wie der Verf. so oft betont, ist doch nichts Neues, aber man schrieb damals nicht für jedes spätere ει E, wie auf S. 1 gelehrt wird (αεδι, λεπεν). θήρ ist natürlich unser Thier, mit itazistischer Aussprache wird ja die Übereinstimmung noch schlagender (S. 13)! Druckfehler sind häufig, wenn Fälle wie Enklid (S. 21 einmal, S. 27 dreimal) wenigstens als solche gelten können.

Auch die in den westeuropäischen Schulen vielfach geltende „erasmische" Aussprache des Altgriechischen steht in gar vielen Punkten mit wissenschaftlichen Ergebnissen im Widerspruch, während in andern uns die Mittel zur Bestimmung der Aussprache fehlen. Doch gelten die Worte, die E. Legrand und H. Pernot ihrem Précis de prononciation grecque, der das Neugriechische behandelt, vorausschicken, auch für die Länder deutscher Zunge: „nous sommes convaincus, que l'introduction de la prononciation actuelle dans les lycées et collèges aura une influence désastreux sur l'enseignement du Grec." Die schlimmsten Folgen hat wohl die bequeme Art, die Laute der heimischen Sprache zu substituieren, in England. Diesem Zustand ein Ende zu machen ist das Ziel des Büchleins von

E. V. Arnold and R. S. Conway, The restored pronunciation of Greek and Latin. 2nd edition. Cambridge 1898.

Einwände von Lloyd und Entgegnungen der Verfasser in zahlreichen Nummern der Acad. 1896.

Die Vorschläge der beiden Professoren an den Universitäten von Wales bezwecken „a reasonable approximation to the sounds which actually existed in ancient times". So sollen z. B. σβ, σμ als zb, zm (z wie im Frz.), φ, θ, χ als p+h, t+h, k+h, φθ als pt+h gesprochen werden. Die beigegebenen Tabellen stellen die entsprechenden griechischen, französischen, englischen und kymrischen Laute neben einander.

Mit der Wiedergabe der griechischen Akzentqualitäten in der Schule im besonderen beschäftigt sich die Abhandlung von

G. J. P. J. Bolland, Die althellenische Wortbetonung im Licht der Geschichte. Leiden 1897.

„Der Zweck der Abhandlung ist ein rein didaktischer; dieselbe enthält nichts, was nicht den Männern der geschichtlichen Sprachwissenschaft ganz gut bekannt wäre." „Mein Antrag geht auf Beachtnng der griechischen Akzente in der Prosalektüre, und zwar so, daß man sich angewöhne, den Zirkumflex mit wirklicher Hebung und Senknng gleichsam als doppelten Vokal zn sprechen und beim Markieren des Aknts die Qnantitätsverhältnisse der alten Sprache möglichst zn wahren sich bestrebe." Die Schrift enthält im übrigen eine weit znrückgreifende, etwas langatmige Darlegung über die Entwickelnng der griechischen Betonung von indogermanischer Zeit an, ohne nene Ergebnisse, aber von gelegentlichen Irrtümern nicht frei.

Lautlehre.

Allgemeines.

Eine gesonderte Behandlung der griechischen Lantlehre ist seit Christs Büchlein über den Gegenstand (1859) nicht wieder versucht worden. Jetzt tritt wieder ein klassischer Philologe mit einem Werklein hervor, das in manchen Beziehnngen an seinen Vorgänger erinnert:

A. Gercke, Abriß der Griechischen Lautlehre. Berlin 1902.

Rez. von Bartholomae, WklPh 1902, 822—26. Solmsen, BphW 1902, 991—6.

Das in nsnm scholarnm nnd für private Repetitionen bestimmte, als eine Vorschule zu größeren Darstellnngen gedachte Büchlein ist nach zwei Seiten hin bemerkenswert: einmal dnrch die bloße Tatsache, daß ein auf dem literarischen Gebiete der alten Philologie so anerkannter Forscher wie G. der sprachgeschichtlichen Forschnng so warmes Interesse entgegenbringt, zweitens dadurch, daß anßer Konsonantismus und Vokalismns des ältesten Griechischen nicht nur anch der Akzent in einem besonderen Abschnitt behandelt wird, sondern außerdem noch ein Anhang den schon öfters beredeten Versnch wagt, die Verändernngen des griechischen Lantsystems relativ-chronologisch znsammenzustellen. Freilich ist nach des Verfassers eigenem Urteil der Anhang „nicht für den Anfänger bestimmt und darf überhaupt nnr mit Vorsicht benutzt werden": er gehört also im Grunde nicht in das Büchlein. Aber anch die für Anfänger bestimmten Teile geben zn mancherlei Ausstellungen Anlaß. Das Nene wird kaum viel Glänbige finden, weder die sporadische Vertretnng von Mediae asp. durch Mediae (S. 6 f.), noch Etymologien wie die von θάλαττα (ans θαλατjα „Taldampf" zu ἀτμός, das aber für ἀϜετμός steht) und ναῦσσον (zu d. „Nachen") auf S. 20. Nicht

ganz selten macht sich eine gewisse Unklarheit bemerkbar: so wenn es heißt: π, β werden zu ψ, ϑ zu σ (S. 10 f.) oder wenn λσ, ρσ nach dem Hochton gewahrt scheinen (S. 17), wo es heißen sollte „unmittelbar nach dem Tonvokal des Wortes" oder ähnl., oder wenn νυκτί genau lat. *nocti* entsprechen soll (S. 37). Schließlich sollte in einem für Anfänger bestimmten Buche der Druck sorgfältiger überwacht sein: S. 9 Z. 4 l. vom statt von; S. 37 steht: *adagio* „Sprichwort" (neben *āio*); S. 17 ist für *sruo-mo-* zu lesen *srou-mo-*, S. 53 ἄλευρον für ἀλεύρω; unrichtig akzentuiert sind ζυμή (S. 13), μῖα (S. 45), νεκύς (S. 21). Nach diesen Proben kann ich nicht zugeben, daß G.s Werklein die allerdings vorhandene Lücke in ausreichender Weise ausfülle.

Wie viel sich für die historische Lautlehre aus dem inschriftlichen Sprachmaterial gewinnen läßt, ist allbekannt, und später zu nennende Arbeiten zeigen, daß diese Quelle immer noch nicht ausgeschöpft ist. Auch ein anderes Mittel, die Wandlungen der griechischen Laute festzustellen, ist in neuerer Zeit vollständiger und methodischer benutzt worden, die Umschreibung griechischer Wörter in nichtgriechischen Sprachen, wenn auch gerade hier, wo die griechische Philologie für die Beschaffung gesicherten Materials auf die Mithilfe ihrer Schwestern, namentlich der orientalischen, angewiesen ist, noch manches zu tun übrig ist.

Mehr gelegentlich berühren die griech. Lautlehre die Arbeit von Th. Eckinger, Die Orthographie lateinischer Wörter auf griechischen Inschriften. München 1892 (Zürcher Dissertation) und das Gegenstück von C. Wessely, Die lateinischen Elemente in der Gräzität der ägyptischen Papyrusurkunden II WSt 25, 3—40, beides in der Hauptsache als solche sehr wertvolle Materialsammlungen; in einem ersten Teile seiner Arbeit (WSt 24, 98—151) gibt W. eine eingehende Zusammenstellung der lat. Lehnwörter in den Papyri, der kulturgeschichtlich orientierende Bemerkungen voraufgehen.

Eine Arbeit, die in erster Linie sich mit der Orthographie einiger griechischer Lehnwörter des Lateinischen beschäftigt, ist auch hier kurz zu besprechen:

Guilelmus Schulze, Orthographica. Marburg 1894.

Die Schrift enthält zwei Abhandlungen, die sich auf einem überreichen aus Jahrhunderte auseinanderliegenden, zum großen Teil kaum beachteten Quellen zusammengetragenen Material aufbauen. I. (p. III—XXVI). Ausgehend von den Formen *epilencia*, *epilenticus* in Konrad von Megenbergs *liber de rerum natura* (1349/50) weist Sch. nach, daß die Form mit Nasal in der ganzen älteren lateinischen Überlieferung die gewöhnliche ist; sie entspricht genau den aus der Vulgärsprache

stammenden Formen der κοινή wie λήμψομαι, λημπτικός, die aus der christlichen und hellenistischen Literatur sowie aus Inschriften belegt werden. Erst die Renaissance hat, von den Byzantinern angeregt, die nasallosen Formen aufgebracht. — II. (p. XXVII—LVIII). Genau gleich steht es mit der lat. Wiedergabe der griech. Lautverbindungen φθ, χθ: bis auf die Renaissance schreibt das Lateinische *pth*, *cth*, z. B. *dipt(h)ongus*, *monopt(h)almus*, *Nept(h)alim*, (inschriftl.) *Apthonus*, *Melipthongus*; *Erict(h)onius*. Dazu stimmen die Formen der roman. Sprachen wie ital. *dittongo*.

Auch auf einige Punkte der spätaltgriech. Lautlehre kommt zu sprechen der Aufsatz von W. Luft, Die Umschreibung der fremden Namen bei Wulfila ZvSpr 35, 291—313, wenn es sich auch dem zu früh der Wissenschaft entrissenen Verfasser vornehmlich um das Gotische handelt. Die got. Transkription der griechischen Wörter schließt sich im ganzen an die Schrift-, nicht an die Vulgärsprache an, was sich besonders bei den Konsonanten zeigt. An bemerkenswerteren Ergebnissen für das Griech. sei hervorgehoben: φ = got. *f*, θ = got. *þ*; χ wird beibehalten oder durch *k* ersetzt (es entsprach nicht genau dem got. Spiranten *h*, sondern war noch *kch* oder tief gutturale Spirans); σ vor tönenden Konsonanten wird einigemal durch z (= stimmhaftem *s*) geschrieben (z. B. in *praizbyterei* = vulgärem πρεσβυτέρι, wie *aiwaggēli* [neben *aiwaggēljō*] = εὐαγγέλι, die sich durch die Endung als volkstümlich ausweisen gegenüber dem gelehrten *praitoriaun*); η wird durch *e*, seltener *ei*, auch *i* und *ai*, wiedergegeben (dazu P. Kretschmer, SWA 143 [1901], X, S. 8 Anm. 1); die Umschreibung von αι durch *ai* beweist weder für das Griech. noch für das Got., dagegen geht L. im Zweifel zu weit, wenn er für αυ: *aw*, ευ: *aiw* nicht konsonantische Geltung von υ zulassen will.

Mögen hier noch einige Einzelbemerkungen gestattet sein. *Naubaimbair* S. 294 kann nur lat. *November* (*Nobember*) vertreten; griech. ist Νοέμβριος. Zu Ulfilas *kaisar* (gewiß mit *ai*, nicht *e* gesprochen), ahd. *cheisur* bietet eine genaue Parallele das armen. *kaisr* (gelehrt *kesar*) mit *ai*, gegenüber *e* für griech. αι in später entlehnten Wörtern (s. A. Thumb, ByZ 9, 402). Doppelschreibungen wie *Iasson*, *Lazzarus* S. 298 können auf eine griech. Vorlage zurückgehen, die in vulgärer Weise die in der Aussprache zusammenfallenden einfachen Konsonanten und Geminaten verwechselte. *Saur* S. 303 kann die noch heute bestehende Aussprache des griech. υ als *u* belegen (s. darüber A. Tumb, ByZ 9, 397—401). *Didimus* S. 303 könnte einem aus Δίδυμος assimilierten griech. Δίδιμος entsprechen. Bei der Auseinandersetzung über got. *h* für griech. Spiritus asper ist nicht berücksichtigt, daß auch in armenischen und rabbinischen Lehnwörtern dafür *h* geschrieben wird, auch inlautend, z. B. armen. *siunhodos* (A. Thumb, ByZ 9, 391. 415), wo

Einfluß des Lat. nicht in Frage kommt, sondern theoretische Erwägungen zu Grunde liegen. Eine Behandlung der got. Umschreibung griech. Wörter vom griech. Standpunkt aus wäre nach diesen Proben nicht vergeblich.

Eine erschöpfende Sammlung und Behandlung griechischer Transkriptionen germanischer Wörter würde auch für die griech. Lautlehre nicht ohne Gewinn bleiben. Es mag hier eine knappe Zusammenstellung der beiläufigen Ergebnisse einiger neueren germanistischen Arbeiten folgen, die von den Gräzisten, wie es scheint, bisher nicht beachtet worden sind. Sie betreffen meist den Vokalismus. Ein sicheres Beispiel für griech. αι an Stelle von germ. ĕ ist wohl Αἶνος bei Ptol. (bei Tac. *Aenus*, deutsch *Inn*, s. G. Kossinna, IF 7, 306 f.), weitere (Σαιγέστης, Χαιρουσκοί, Αἰλουαίωνες, Γαιβόμαρος u. ä., die freilich teilweise späteren Schreibern zur Last fallen mögen) bei R. Much, ZDA 35, 369; 41, 118; Beitr. 17, 60); derselbe nimmt auf Grund der Umschreibung germanischer Wörter für Ptolemäus' Zeit Zusammenfall von η und ι (ZDA 41, 108) und — sicherlich zu früh — von οι und η (ebd. 100. 107. 131) an. Für spirantische Aussprache von γ möchte man in Anspruch nehmen Schreibungen wie Τησοργιακόν (für Γη.) u. ä. bei R. Much, ZDA 41, 120 und wie Κασουργίς, *Visurgis*, das ja nach den Ausführungen von W. Scheel, Ph 57, 578 ff. auf eine griechische Quelle zurückgehen kann, bei K. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde 2, 215. Den spätgriechischen Wandel von *nt*, *nk* zu *nd*, *ng* beleuchten Schreibungen wie Σεγιμοῦντος, Λαγκοβάρδοι (R. Much, ZDA 41, 128), den von πτ, αυτ zu *ft*, *aft* umgekehrte Schreibungen wie Γαυτ, *Gapt*, Θραυστίλας, *Trapstila* für germ. *Gaut*, *þrafstila* (ebd. 95); dagegen vermag ich nicht zu glauben, daß ρτ für ρδ in Λαγγοβάρτοι mit dem kyprischen Wandel von ρδ in ρτ etwas zu schaffen habe (ebd. 112). Ein freilich nicht der Dissimilationsregel (s. unten S. 42 f.) sich fügendes Beispiel eines Wechsels von μ mit β ist Prokops Schreibung Ἀρβόρυχοι für *Aremorici* (bei O. Bremer, Pauls Grundriß der germ. Philologie[2] 3, 879). Auch Volksetymologien kommen vor: Γήπαιδες Prokop für *Gepidae*. Einiges andere bei Fr. Kluge in Pauls Grundriß[2] 1, 498 Anm. 2 (darunter τοῦφα: angelsächs. *þúf* „Fahne"; also entsprach wohl griech. θ nicht ganz genau germ. *þ*). — Bei den Entlehnungen griech. Wörter ins Germ. ist stets auch die vulgärgriech. Form zu berücksichtigen: so geht m. E. unser Kirche, got. *kyr(e)ikō* (Kluge a. a. O. 358 f.) auf eine durch Suffixvertauschung entstandene Form κυρικόν zurück (Beispiele für κυρικός bei K. Dieterich, Untersuchungen 67; dazu Κυρικος bei J. Krall, Denkschr. d. Wiener Akad. 46 [1900] IV S. 18).

Die griechischen Bestandteile des Hebräischen behandelt nach dem als Sammlung dankenswerten Buche von

*J. Fürst, Glossarium graeco-hebraeum oder der griechische Wörterschatz der jüdischen Midraschwerke. Straßburg 1891 (vgl. die Besprechung von A. Thumb, IA 6, 56—60), und den wenig nützlichen äußerlichen Zusammenstellungen von

M. Schwab, Transcription de mots grecs et latins en hébreu. Journ. asiat. 9. série X (1897) 414—444

mit eingehender Beobachtung auch der sprachlichen Form solcher Entlehnung, die freilich auch dem Gräzisten noch manches zu erledigen überläßt,

*S. Krauß, Griechische und lateinische Lehnwörter im Talmud, Midrasch und Targum. Mit Bemerkungen von J. Löw. I. Teil. Berlin 1898. II. Teil 1899 (vgl. die Besprechung des I. Teils von A. Thumb, IA 11, 96—99).

Eine Zusammenstellung der griechischen Elemente des Armenischen hat nach C. Brockelmann, ZDMG XLVII 1 ff., H. Hübschmann, Armenische Grammatik I (Leipzig 1897) S. 322—391 gegeben. Darauf beruht die Arbeit von

A. Thumb, Die griechischen Lehnwörter im Armenischen. ByZ 9, 388—452,

die, wie schon der Untertitel „Beiträge zur Geschichte der Κοινή und des Mittelgriechischen" andeutet, aus der neuen Quelle besonders das Wissen von griech. Sprachgeschichte zu bereichern sucht. Th. gibt nach einigen methodologischen Bemerkungen eine Lautlehre der ungefähr 500 (volkstümlich sind aber nur 50) meist der Wissenschaft, dem Staat und der Kirche von Byzanz im 5. beziehungsweise vor dem 10. Jahrh. entnommenen Lehnwörter des Armenischen. Griech. *o* und *e* werden von den Armeniern geschlossen gehört; υ erscheint gleichzeitig als *iu* und *i*, was wenigstens teilweise auf griech. Verschiedenheiten zu beruhen scheint. Für das Griech. wird aus den armen. Transkriptionen ein helles und ein dunkles *l* wahrscheinlich. Historische Schreibungen wie wie *b* = β, *h* = Spir. asper.[1]) Der Abfall der Endungen in der Deklination, der, zumal bei *i*, am wenigsten bei *o* auftritt, wird mit der Reduktion bzw. dem Ausfall unbetonter Vokale in den heutigen nordgriech. Dialekten in Zusammenhang gebracht. Häufig treten an die griech. Wörter armen. Suffixe an. Durch griech. Vermittelung sind auch die lat. (*kaisr*, s. oben S. 24) und roman. (im 12. und 13. Jahrh.) Lehnwörter des Arm. aufgenommen. — Wenig bietet dagegen das Persische:

[1]) Darf man bei armen. *zom* aus griech. ζεῦ(γ)μα an neugr. φόμα, γιόμα neben φέμα (aus *φεῦμα), γέμα (aus γεῦμα) denken? Vgl. A. Thumb, Handbuch der neugr. Volkssprache S. 5.

Th. Nöldeke, Griechische und aramäische Fremdwörter im Persischen (in: Persische Studien II S. 34—46. SWA 126 Nr. 12) weiß nur zwei griech. Wörter (διάδημα und δραχμή) anfzuführen, die nicht erst durch Vermittelung des Aramäischen ins Persische gelangt sind.

Alle Beachtung verdienen die Beobachtungen, welche J. J. Heß, IF 6, 123—134 an den phonetisch trenen ägyptischen Umschreibungen griechischer Wörter für das 2. Jahrh. nach Chr. gemacht hat: danach ist φ noch $p+h$, nicht f, χ noch $k+h$; die Ägypter hören auch damals noch das durch den Spiritus asper ausgedrückte phonetische Element in ῥ;[1]) auch methodisch wichtig ist Heß' Ergebnis, daß θ und δ zwar vor ι Spiranten, dagegen in den andern Stellungen noch Verschlußlaute sind: man kann darans lernen, wie gefährlich es ist, ohne weiteres zu verallgemeinern. Dagegen ist ζ in jeder Stellung zur stimmhaften Spirans (frz. z.) entwickelt. Eine Reihe von Bemerkungen knüpft an die Arbeit von Heß A. Thumb, IF 8, 188—197. Er stellt die Untersuchung durch Beiziehung der orthographischen Eigentümlichkeiten der griechischen Inschriften und Papyri Ägyptens auf eine weitere Basis; besonders bemerkenswert sind die Folgerungen, daß η und ει im 2. Jahrh. n. Chr. in Ägypten noch nicht ganz mit ι zusammengefallen waren, und daß das spätgriechische υ im Klang einem i̯u nahe stand, was auch durch die armenische Transkription mit *iu* nahegelegt wird. — Um einigermaßen vollständig zu sein, verweise ich hier noch auf einige mir nicht zugängliche Publikationen, die Material für ähnliche Studien enthalten:

*O. v. Lemm, Griech. und lat. Wörter im Koptischen. Bull. de l'Acad. Imp. de Sc. de St. Petersbourg 1900, Nr. I.

*W. Spiegelberg, Ägyptische und griechische Eigennamen aus Mumienettiketten der röm. Kaiserzeit. Leipzig 1901.

*A. Ribar, Griechische Wörter in der kroatischen oder serbischen Sprache. Skolski Vjesnik IX, Heft 1—6 (1903).

Vokalismus.

Die geschichtliche Entwickelung des griech. Vokalismus ist durch frühere Arbeiten in ihren Grundzügen längst festgestellt; doch zeigen die anzuführenden Aufsätze und Artikel, daß noch manches erreicht

[1]) Es sei gleich hier bemerkt, daß A. Thumb, IF 8, 227—8 auf einer archaischen Vasenaufschrift aus Böotien einen neuen Beleg für aspiriertes ῥ im Anlaut liest (hραφα[Fοιδῷ]?). Übrigens ist Hatzidakis, *'Αθηνᾶ 11, 472, dafür eingetreten, daß ῥ kein tonloses, sondern ein aspiriertes r (rh) sei (nach IA 12, 219).

werden kann, namentlich was die genauere Begrenzung einzelner Lauterscheinungen und die Chronologie anbetrifft.

Für υ sucht A. Thumb, IF 8, 195 namentlich auf Grund armen. Transkriptionen (vgl. oben S. 24. 26 f.) zu zeigen, daß es in spätgriech. Zeit ähnlich wie i̯u klang — wie in gewissen modernen Dialekten. Einen ähnlichen Wandel, der mit der Verdumpfung von ω zu ου zusammengeht, hatte schon früher Hatzidakis, ZvSpr 34, 81—97 (= Γλωσσολογικαὶ μελέται I 550—70), für die alten Lakonen (wie auch die heutigen Zakonen) angenommen.[1]) K. Brugmann, BSG 1901, 89—98 schließt aus der Assibilation von inlautendem -τυ- in -συ- in Fällen wie δουλό-συνος (: ai. Suffix -tvana-m), πίσυρες, ἥμισυς, οἰσύη, δασύς, die er jetzt zugibt, daß schon im Urgriech. ein Anfang der Palatalisierung von υ (= u) zu ^iu vorhanden war, wie sie uns später besonders aus dem Böot. (ιου) bekannt ist; damit hängt vielleicht auch die Entwickelung des Splr. asp. bei anlautendem υ- zusammen. Damit ist die Zeitbestimmung vereinbar, welche G. N. Hatzidakis, 'Αθηνᾶ 8 = Γλωσσολογικαὶ μελέται I 547—9 gegenüber Wilamowitz verfochten hat: der Wandel von u zu ü im Attischen war schon lange vor 500 vollzogen.

Mit dem ionisch-attischen Wandel von ᾱ zu η beschäftigt sich P. Kretschmer, ZvSpr 31, 285—296. Da der Wandel auch eine Anzahl von Lehnwörtern aus nichtgriechischen Idiomen, wie das semitische λήδανον, die Namen Σαρπηδών, Μῆδοι[2]) noch ergriffen hat, ist er verhältnismäßig jung, darf also auch nicht zur Aufstellung eines Stammbaums der griechischen Mundarten verwendet werden. Im weitern sucht Kr. die Ansicht, im Attischen sei ᾱ nach ι, ε, ρ aus η rückverwandelt durch neue und überzeugende Argumente zu stützen. Die Rückverwandlung durch ρ wirkt auch über ο hinweg: ἀκρόᾱμα, ἀθρόα (nach W. Schulze, GGA 1897, 904), wird dagegen durch aspiriertes ῥ aufgehalten: ῥοή (Hatzidakis, *'Αθηνᾶ 10, 400). Das aus ᾱ entstandene η ist erst gegen Ende des 5. Jahrh. völlig mit urgriech. ē zusammengefallen (Hatzidakis, *'Αθηνᾶ 11, 393 f. = Γλωσσολ. μελέται I 589 f.). Daß dagegen die Gruppe υη im Attischen lautgesetzlich ist,

---

[1]) Sein Aufsatz über die Aussprache von αυ ευ ('Αθηνᾶ. 11, 158—162) entzieht sich meiner Kenntnis.

[2]) Vgl. auch Καρχηδών neben thebanisch Καρχαδόνιος; Ξέρξης gegenüber pers. Xšajāršā (gleichzeitig mit Vokalkürzung; s. E. Kuhn, ZvSpr 31, 323 f.; Chr. Bartholomae, Iranischer Grundriß I, 1, 160); ferner ion. ἀττηγος, frühzeitig aus phryg. ατταγος entlehnt (F. Solmsen, ZvSpr 34, 63 f.); Cometes bei Trogus aus Charon von Lampsakos, aus apers. Gaumāta (A. v. Gutschmid, kl. Schr. V 39). Anderseits sind (schon in Hes. Theog. 340. 344) die Formen Φᾶσις, Λᾱ́δων beibehalten; auch Δᾶκοι erweist sich durch sein ᾱ als in relativ später Zeit bekannt geworden.

weist **Hatzidakis** in ZvSpr 36, 589—96 (= Γλωσσολογικαὶ μελέται I 538—46) an Hand einer vollständigen Sammlung des Materials nach. — In einem kleinen Aufsatz, IF 9, 343—6, verteidigt K. **Brugmann** seine Ansicht von der monophthongischen Geltung der sogenannten unechten Diphthonge ει und ου gegen die von O. Hoffmann, Griech. Dial. 3, 384 ff. erhobenen Einwürfe, gewiß mit Recht. Ebenfalls mit der Entwickelung der e- und o-Vokale gibt sich in der Hauptsache ab J. **Mc Keen Lewis**, Notes on Attic Vocalism in den Papers of the American school IV (1888), 261—277 — ohne neue Ergebnisse.[1] — Verschiedene Beobachtungen gelten der Monophthongisierung der langen e-Vokale (η, ει, ηι) zu ι. Eine Anzahl von Fällen, wo ει neben ι erscheint, wie Ἀριστοκλείδης neben Ἀριστοκλίδης, Χαλκειᾶται neben Χαλκιᾶται erklärt **Hatzidakis** *Αθηνᾶ 7, 458—468 durch Suffixvertauschung — ein häufig genug belegter Vorgang; anders über Ποτειδεᾶται neben Ποτείδαια W. Prellwitz, BuJ 1900, 100. Beiträge zur Geschichte des orthographischen Wechsels zwischen ηι und ει aus attischen Urkunden liefert B. **Keil**, MAI 20, 428. Brugmann hatte dieses ηι zu monophthongischem ę̄ werden lassen, das dann durch ει ausgedrückt wurde; J. **Schmidt** tritt in ZvSpr 37, 37—39 wieder dafür ein, daß, wie ωι zu οι — eine Schreibung, die allerdings nur ganz vereinzelt auftritt — so ηι zu diphthongischem ει gekürzt worden sei, das dann später teils zu ῑ wurde, teils, z. B. in Flexionen wie dem Dat. βουλῇ, analogisch durch η ersetzt wurde. Die Frage ist sehr schwer zu entscheiden; immerhin ist auch jetzt noch Brugmanns Erklärung durch die neben ηι und ει erscheinende Schreibung E wohl begründet. Daß η, ει noch im 2. Jahrh. n. Chr. von sonstigem ι geschieden waren, folgert **Thumb**, IF 8, 194 aus ägyptischen Transkriptionen. Für die jetzt durch die Ausbeute, welche die Inschriften geliefert haben, in den meisten Fällen sichere Feststellung der Langdiphthonge bietet Anhaltspunkte das von **Rabe**, RhMPh 47, 404—413 veröffentlichte Lexicon Messanense de iota adscripto (dazu Nachträge von **Schneider**, ebd. 52, 447—9).

Von den Langdiphthongen geht auch aus ein postumer Aufsatz von

J. **Schmidt**, Zur Geschichte der Langdiphthonge im Griechischen. ZvSpr 38, 1—52,

der freilich ungleich viel mehr enthält, als der von W. Schulze gewählte Titel besagt. J. Schmidt bekämpft das von Osthoff aufgestellte Gesetz, wonach langer Vokal + ι im Griech. vor Konsonant verkürzt wird; die dafür beigebrachten Beispiele werden im einzelnen geprüft und abgelehnt (πλεῖστος an Stelle von *pläisthos und αἰών sowie die

[1] Die Aufsätze von Pescatori über E, O, Ω (Bofiel 3, 166—S. 211—3) kenne ich nicht.

Aoriste wie ἔτεισα neben ἔλεξα haben alte Kürze, in γνοῖμεν, δραῖμεν, μιγεῖμεν sind die Kürzen analogisch eingedrungen), die dagegen sprechenden ins rechte Licht gestellt (Dat. Sg. auf -ᾳ, -ῳ, Präsentia wie μιμνῄσκω, θνῄσκω). Die Hanptstütze der geltenden Ansicht war jedoch die Gleichnng λύκοις = ai. Instrum. *vṛkāis*. Deren ausführliche Widerlegnng bildet den auch durch die dazu verwendeten Mittel wichtigsten nnd umfangreichsten Teil der Arbeit. Die herrschende Ansicht ist innerlich nnwahrscheinlich, da das Griech. sonst den Instrumental völlig verloren hat und läßt den lesb. Typus τοῖς θέοισι nnerklärt. Darin ist eine Stnfe erhalten, auf der einst alle griech. Dial. standen: bei den Snbst. ist -οις nach der Analogie des Artikels an Stelle von -οισι getreten, das nicht durch Elision sein ι verlieren konnte. Die Form τοῖς ist aber nicht etwa alter Instrumental, wie dies C. Reichelt in seiner später zn nennenden, J. Schmidt nicht bekannten, Abhandlung annimmt, der im übrigen gleicher Ansicht ist wie J. S., sondern selbst ans τοῖσι hervorgegangen infolge seiner proklitischen Natur. Ein langer Exkurs dient dem Nachweis, daß unbetonte, besonders proklitische Wörter besonderen Gesetzen unterliegen, namentlich starke, bei anderen Wörtern nicht vorkommende Kürznngen erfahren. So erklären sich die dialekt. Formen ἀν, κατ, παρ, ἀπ, παρ, auch das att. πρός für προσι ans προτι, argiv. ποι für ποτί, samt den anffälligen Assimilationen wie καρρόον, κάλλιπε, καμμέσσον, καννόμον, καυάξαις, αὐερύω, so beim Stamm το-, τα-, dessen Proklise auch die Assimilationen wie τὸλλόγον bezeugen, außer τοῖς aus τοῖσι auch homer. τῶν als Artikel neben τάων als Pronomen, böot.-thess. τᾶν neben -άων beim Subst. und entsprechendes ion. τῶν neben -έων, ferner thessal. τοῖ ans τοῖο (wonach anch bei den Subst. der Gen. anf -οι statt auf -οιο gebildet wurde, vgl. dazu οἶμαι ans οἴομαι); anch att. τοῦ σοῦ οὗ verdanken ihre Einsilbigkeit der hänfigen proklitischen Stellnng (vgl. dagegen die zweisilbigen δέος, πέος). Endlich gehören dahin νουμηνία, Θουκυδίδης neben νέος, θεός; Θεδώρου, Κλεπόλιος (mit ε vor einfachem Konsonanten) und Θόκλος, Θόγνητος (die Kürzung ο nrspr. nur vor Doppelkonsonanz); αυσ aus erstarrtem αὐτός (z. B. in kret. αὐσαυτᾶς neben herakl. μετ' αὐτὸς αὐτῶν).[1] Mehr beiläufig wird ausgeführt, daß att. τελεῖ ans τελείει lautgesetzlich, τελῶ an Stelle von τελείω (ι aus σj zwischen nngleichen Vokalen ist sonst erhalten) analogisch kontrahiert sei. [Vgl. noch die Nachträge].

---

[1]) Es sei hier gleich beigefügt, daß W. Schulze, Kontraktion in proklitischem Worte, ZvSpr 38, 286—9, die Kontraktion in σφῶν αὐτῶν, σφᾶς αὐτούς (neben σφεων, σφεας als einfachen Enklitika) nach dem von J. Schmidt gefundenen Grundsatz erklärt. Gleicherweise entstand neugr. χωρ'ς (auch in südgriech. Mundarten) aus χωρίς, vgl. die Bemerkungen in Χατζιδάκι ἀκ. ἀναγν. I 520 Anm. 1 über die Betonung dieser Wörter.

Eine schöne Beobachtnng zur spätgriechischen Orthographie hat W. Schulze, GGA 1897, 896 gemacht: statt αῖ wird αει geschrieben (ebenso statt οῖ οει, s. Meisterhans³ 49, 28).

Besonderes Gewicht ist in den letzten Jahren auf die kombinatorischen Erscheinungen im Vokalismus gelegt worden. Zu den assimilatorischen gehört die Kontraktion. Wichtig ist ein Gesetz, das etwa gleichzeitig von W. Schnlze, Quaest. epp. 163; F. Solmsen, ZvSpr. 32, 526 f.; P. Kretschmer, Vaseninschr. 141 gefunden wurde: εο, εα bleiben im Attischen, wenn zwischen den beiden Vokalen F geschwnnden ist, immer unkontrahiert, wenn j oder ς ausgefallen ist, nur in ursprünglich zweisilbigen Formen; vgl. auch die darauf fußende Erklärung von ἐάν neben ἐπήν im Attischen durch J. Schmidt, SPrA 1899, 310 Note.[1]) Hauptsächlich dem Nachweis, daß ρεα im Attischen nur dann zu ρᾱ wurde, wenn ¯ vor der Kontraktion lang war, bei Kürze des α dagegen als ρη erscheint (τριήρη, ὄρη) gilt der Aufsatz von Hatzidakis IF 5, 393—5 (=Γλωσσολογικαὶ μελέται I 571—3). Dagegen ist (die altidg. Form) κῆρ[δ] nicht aus (dem dichterisch nach dem Verhältnis von ἦρος : ἔαρος, ἔαρ gebildeten) κέαρ entstanden, nach Brugmann IF. 5, 341; δ muß vor der Vokalkürzung vor Sonant und Kons. gefallen sein. Daß eine starke Konsonantengruppe die Kontraktion hintanhält, vermutet J. Wackernagel ZvSp. 33, 21 durch den Hinweis auf νεοττός, νεοχμός, wo freilich F ausgefallen ist.

Die umfangreichste und eingehendste Arbeit auf dem Gebiete der Vokalkontraktion ist aber der kürzlich erschienene Aufsatz von

K. Enienburg, Zur Vokalkontraktion im ionisch-attischen Dialekt. IF 15, 129—211.

Das Verdienst der Untersuchung liegt nicht etwa in einer vollständigen Sammlung des Materials — vollständig sind nur die einzelnen Typen vertreten — noch in einer Vermehrung der bisher bekannten Typen durch selbständige Ausbeutung der Sprachquellen, sondern in der Betrachtung der hergehörigen Vorgänge als Ganzes in ihrem inneren Zusammenhange. Unterstützt durch die Übersicht der Resultate auf S. 204—6 hebe ich aus der Arbeit, die ausführlich auch die Kontraktion in den homerischen Epen, besonders auch die (als Distraktion gefaßte) epische Zerdehnung behandelt, hervor, was für das Attische von besonderer Bedeutung ist. „Die Vokalkontraktionen erfolgten auf assimilatorischem Wege, und zwar begann der Kontraktionsprozeß bei εα, εο, εο̣̄ [ο̣̄=ου!], εω, ωω, ηη vor, bei αα, αε, αο, αο̣̄, αω, οα, οε, οο,

[1]) Abweichend zwar Fick BKIS 23, 184 f. — Es sei auch hingewiesen auf J. Schmidts Behandlung von μνᾶ (ZvSpr. 33, 454).

οῦ̣, οω, εε, εε̣̄, εη, ηε, ωα, ωο nach dem Schwund des zwischenvokalischen F. Bei Assimilation qnantitativ und qnalitativ verschiedener Vokale nimmt nle ein langer Vokal die Qualität des knrzen an" (die bisher für Kontraktion von α, ο + η, ε̣̄ angeführten Belspiele beruhen anf analogischer Umbildnng oder werden als Bildungen erklärt, für die jene Kontraktion nicht in Frage kommt, z. B. φᾱνός ans *φαFενός (?); schwierig bleiben dabei die Formen von αἴρω, mit denen der Verf. sich S. 152 anf unmögliche Weise abfindet; da wäre doch die Annahme vorzuziehen, daß die anßerindikativischen Aoristformen nach den regelrecht kontrahierten ᾱρῶ, ἦρθην, ἆρθῶ usw., ἦρα ans ἤειρα lhr ἀει- dnrch ᾱρ- ersetzt haben)! „Drei Vokale werden znm Monophthong zusammengezogen, wenn in den auf Grnnd der Assimiiationsregeln entstandenen Gruppen zur betreffenden Zeit der 1. und 2., sowie der 2. und 3. kontrahiert werden können. Die ionisch-att. qnantitative Metathesis resp. Vokalkürzung trat bei urgr. Hiatns viel früher ein als bei F und bei Kontraktions-ε̣̄ als erstem Komponenten". Der att. Rücknmlant nach ρ (θύρα) fand vor Schwnnd des inlantenden F statt, der Rücknmlaut nach ι, ε (οἰκία, νέα) nach Abschlnß aller Kontraktionen und der jüngeren Metathesis, ungefähr gleichzeitig mlt der jungen Kontraktion in Fällen wie Πειραιῶς. — Κλεομήδεος S. 132 ist der Name eines Samiers, also unattische Form.

Die Fernassimilation benachbarter einander nicht berührender Vokale im Griechischen hat auf Grund eines Materials, das anch durch gelegentlich noch hinzugefnndene Beispiele (bes. von Kretschmer, Vaseninschr. 117 f.[1]), wo auch das von Prellwitz BKIS 25, 286 behandelte μαγαρικός bei Herodian schon zn finden ist, S 28, Anm. 1; R. Meister, BSG 1899, 149. 153 [ὀλοά aus *ὀλεFα; καλαΐς „Hahn" aus κελαFίς zn lak. κέλαFος „hallend"]; W. Prellwitz, BnJ 1900, 100 [αὐθάδης ans *αὐταFάδης für αὐτοFάδης; ebenso dürfte sich erklären Δημᾱ́δης aus Δημα-, Δημο-Fάδης]; F. Solmsen, ZvSpr. 37, 7 Anm. 1 [ion.-att. καθαρός ans κοθαρός, vgl. herakl. κοθαρᾶς ἀνκοθαρίοντι el. κοθάρσι]) nlcht stark verändert worden ist, J. Schmidt im ganzen abschließend behandelt in seiner Arbeit über den Gegenstand in ZvSpr. 32, 321—394. Hänfig ist nnbetontes ε an folgenden betonten o-Vokal assimiliert worden (nnd zwar schon nrgriechisch), ebenso findet sich nicht selten die Angleichung von unbetontem ε an folgendes α. Seltener sind die Wandlnngen von ε vor ο zu υ, α vor υ und Fο zn ο, die Assimilationen von α an ε, α an ο. Die besten Leiter der Assimilation

[1]) Vgl. besonders Μουνιχιών für Μουνυχιών, neben Μούνυχος S. 120, das Widerspiel von ἥμυσυς aus ἥμισυς.

sind Liquiden und Nasale, doch auch Verschlußlaute bilden kein Hindernis.[1])

Das Gebiet der Vokaldissimilation betritt K. Brugmanns Aufsatz: Dissimilatorische Veränderung von ē im Griechischen und Aristarchs Regel über den homerischen Wechsel von η und ει vor Vokalen. IF 9, 153—182. Nach einigen Vorbemerkungen über den dissimilatorischen Ursprung des ᾱ in Fällen wie ἀ̄ήρ, δυσᾱής, σοφία, ὑγιᾶ wird gezeigt, daß allgemein-ionisch-attisch das durch Ersatzdehnung von ε oder durch Zusammenziehung zweier ε entstandene ẹ̄ unmittelbar vor ε und vor ι nicht als ει, sondern als η erscheint; vgl. die Beispiele hom. τελήεις aus τελεσϝεντ-; σπήεσσι, σπῆι, κλήζω (mit η aus εε).[2]) Die Hauptbedeutung der Arbeit liegt auf dem Gebiete der homerischen Textkritik; sie erschließt in einem wichtigen Punkte das Verständnis der Überlieferung. Die dissimilatorische Erklärung ist auch angewendet worden auf δυεῖν neben δυοῖν, Φαληρε(=-εῖ)οἰχῶν, οἴχει neben οἴχοι, λοιπεις für λοιποῖς; vgl. die Zusammenfassung Meisterhans³ 147 Nr. 1268.[3])

Das Gesetz, wonach im Urgriechischen (früher nahm man sogar an, gemeinwesteuropäisch) Langdiphthonge und Verbindungen langer Vokale mit Liquida oder Nasal vor Konsonanten verkürzt wurden, hat mit vorgriechischen Verhältnissen zu tun und liegt außerhalb unserer Aufgabe; von J. Schmidt, SPrA 1899, 307 ff. bestritten, wird es von Brugmann, griech. Gramm.³ 572 f. gehalten. Solmsen, BKIS 17, 329—339 hat dasselbe chronologisch zu fixieren gesucht; es trat erst ein nach Abfall von τ im absoluten Auslaut: daraus erklären sich die Formen wie ἔγνων, φέρων (vgl. auch κῆρ für κηρδ). — Über die Kürzung der Langdiphthonge im Attischen, die J. Schmidt annimmt, s. oben S. 29.

Interessant ist eine Beobachtung zum vokalischen Sandhi, die W. Schulze, ZvSpr. 33, 133—137 an kretischen Inschriften gemacht hat. Aus der Poesie war schon längst bekannt, daß auslautende lange Vokale vor vokalischem Anlaut gekürzt wurden, z. B. πλάγχθη ἐπεί. Auf einigen kretischen Prosainschriften wird nun die Erscheinung auch in der Schrift ausgedrückt; so schreibt eine Inschrift, die sonst E und H scheidet, vor vokalischem Anlaut με für μή.

Für die Zulassung der Elision des Dativ-ι an einer Anzahl von Tragikerstellen tritt J. Brennan, CR. 7, 17—19, ein: vom sprach-

[1]) Hier ist wohl auch *P. Perdrizet, Ἐρεθούσιος = Ἀρεθούσιος REA I, 3 p. 210—11 zu nennen.

[2]) Gegen Brugmann wendet sich H. Ehrlich, ZvSpr. 38, 22 ff.

[3]) Dagegen dürfen τανίσφυρος, τανίφυλλος bei Dichtern nicht mit U. v. Wilamowitz, SPrA 1900, 842 hierhergezogen werden; den Unterschied gegenüber τανύ-σφυρος erklärt H. Ehrlich, ZvSpr. 38, 35 Fußn. 1 überzeugend aus verschiedener Stammbildung.

wissenschaftlichen Standpunkt aus kann man nur zustimmen, wenn sich auch kaum entscheiden lassen wird, ob wirklich Elision oder nur deren Vorstufe, konsonantische Geltung von ι, vorliegt.

Vokalische Aphärese in Eigennamen, für die oft besondere Gesetze, die sich eben nach besonderen Bedingungen richten, gelten, hält P. Kretschmer, ZvSpr. 36, 270—3 gegen Fr. Bechtel, BKIS 20, 243; 23, 247 mit O. Hoffmann, BKIS 22, 135 f. aufrecht auf Grund von Beispielen wie pamph. Φορδίσιος, θανάδωρος, mess. Γώνιππος, böot. Λάσιππος u. ä.; auf einen übersehenen Fall von „Hyphärese" macht Fr. Bechtel, BKIS 20, 241 ff. aufmerksam (ion. θεσπιάδος, Ὀρθιάδος, Χαρτάδος für -εος).

Für die von Hesych den Tarentinern zugeschriebene Vokalentfaltung in τόρονος (für τόρνος) bringt eine interessante inschriftliche Bestätigung aus dem lakon. Geronthrae bei W. Schulze, ZvSpr. 33, 124 f., die zugleich die Überlieferung von der Gründung Tarents beleuchtet.

Konsonantismus.

Eine Reihe von konsonantischen Lauterscheinungen sucht chronologisch zu bestimmen G. N. Hatzidakis, Zur Chronologie der griechischen Lautgesetze und zur Sprachfrage der alten Makedonier ZvSpr 37, 150—4. Es wird die beachtenswerte These verfochten, daß Erscheinungen wie der Wandel der alten Mediae aspiratae in Tenues aspiratae (von bh in φ usw.), die Wirkungen von j (im Wandel von kj zu σσ usw.), die Labialisierung bzw. Dentalisierung der vorgriechischen Labiovelare (φόνος, aber θείνω u. ä.), die Hauchdissimilation (τίθημι) auch im Makedonischen sich wieder finden, also in eine Zeit zurückreichen, in welcher das Makedonische, über dessen Stellung hier nicht zu reden ist, mit den anderen griechischen Mundarten noch in Fühlung stand.

Die ausführliche Besprechung der Arbeiten über das Digamma liegt, da es schon früh nur noch in einzelnen Dialekten lebendig war, außerhalb des gegenwärtigen Berichtes. Seine Geschichte innerhalb des Griechischen, ja teilweise schon innerhalb des Gemeinindogermanischen ist ja wesentlich die Geschichte seines Schwundes, die sich immer deutlicher herausstellt. Besonders den Schwund des Digamma in den einzelnen Mundarten verfolgt mit Aufführung namentlich des neu zutage getretenen Materials A. Thumb, Zur Geschichte des griechischen Digamma IF 9, 294—342. Die schon früher festgestellte Chronologie wird durch Th.s Untersuchungen bestätigt: „das Ionisch-Attische unterscheidet sich von allen anderen Mundarten dadurch, daß F um einige

100 Jahre früher schwand, zuerst im kleinasiatischen Ionisch (rund 900—800 v. Chr.), dann in Naxos und dem Westionischen (ca. 700?), sowie in Attika (8. oder 7. Jahrh.?). Merkwürdig ist, daß sich dann sofort der Dialekt von Thera anschließt (7. Jahrh.). In allen übrigen Dialekten beginnt F erst seit 400 v. Chr. zu schwinden . . . der Laut ist am widerstandsfähigsten in Böotien (bis ca. 200 v. Chr.) und Pamphylien (vielleicht bis ins 2. Jahrh. v. Chr.). Bemerkenswert ist, daß in den lakon. Bergen F den Wandel der Zeiten bis heute überdauerte.“ Dagegen ist Th.s Annahme, daß F entsprechend der Vertretung durch Spiritus asper und lenis eine doppelte Aussprache gehabt habe, jetzt durch Solmsens schon oben S. 13 berührte Erörterungen überholt, auf die hier noch besonders verwiesen sei. Mit Einzelheiten beschäftigen sich J. Schmidt, der ZvSpr. 33, 455—8 Wackernagels Ersetzung des schwierigen lokr. Fότι durch ἦ ὅτι (RhMPh 48, 301 f.) zurückweist, und W. Schulze, der ZvSpr 33, 394—7 Ὑελῆ, die epichorische Form von Ἐλέα, aus Ὑελέη, als genaue Transkription des fremden Namens Velia nachweist.[1]).

Anschließend seien noch einige Arbeiten über den Spiritus asper genannt. Für Darbishire, Notes on the spir. a. in Greek. Tr. of the Cambridge phil. soc. III 2, mit Addenda ebd. III 3, 119—125 muß ich freilich auf die Besprechung von Fr. Stolz, BphW 10, 1055 f. verweisen (D. untersucht mit Hilfe rein etymologischer Methode die Unregelmäßigkeiten im Auftreten des Spir. a., die er aus vorgriechischen Verhältnissen erklärt); Cascio (Lo) Santi, Nozioni sullo spir. a. nella lingua greca. Caltanisetta 1898 ist mir ebenfalls nicht zu Gesicht gekommen. G. N. Hatzidakis, περὶ ψιλώσεως τοῦ ἄρθρου. Ἀθηνᾶ 2, 380 nimmt nach IA 1, 58 gegen A. Thumb, Untersuchungen über den Spir. a. 1889 S. 18 an, daß der Verlust der Aspiration des Artikels von Fällen wie ὁ θεός, wo durch Hauchdissimilation die Form ὀ entstehen mußte, seinen Ausgang genommen habe. Zu ῥ s. oben S. 27 Fußn.

Die Besprechung der neueren Arbeiten über die Entwickelung der indogermanischen Gutturallaute im Griechischen, deren wichtigste Brugmann, Griech. Gramm.³ S. 113 § 92 Anm. zusammenstellt,[2]) fällt zumeist den Berichten über „vergleichende Sprachwissenschaft“ sowie über „griechische Dialekte“ zu. Das bedeutendste Ergebnis der neueren Forschungen auf griechischem Gebiet bildet die Er-

[1]) Smyth, Über das F. TrAPhA 22 (1891) p. XXVIII ff. ist mir nicht zugänglich.

[2]) Material sammelt A. Fick, Die q-Laute der griechischen Sprache BKIS 16, 279—93; 18, 132—44.

kenntnis, daß im äolisch-thessalischen Dialekt die Labiovelare auch vor hellen Vokalen durch Labiale vertreten sind (z. B. lesb. φήρ thess. πεφειράκον[τες]: att. θήρ), wodurch in Verbindung mit anderen Tatsachen der Beweis geliefert wird, daß auch die Entwickelung zu Dentalen in den anderen Dialekten dem labialen Element des idg. Lautes zu danken ist. Eine Ausnahme in der Vertretung der Labiovelare im Griechischen erklärt die Beobachtung, daß dieselben nach u (υ) den labialen Nachklang eingebüßt haben — also ein dissimilatorischer Vorgang! Dies Prinzip wendet jetzt F. Solmsen, Über Dissimilations- und Assimilationserscheinungen bei den altgriechischen Gutturalen [nicht im Buchhandel erschienenes deutsches Original des russisch geschriebenen Beitrages von Solmsen im Sbornik statej v čestí F. F. Fortunatova. Warschau 1902] auf Wörter an, die ursprünglich zwei Gutturale oder Guttural und Labial besaßen, die dann auf einander dissimilatorisch oder auch assimilatorisch einwirkten; so erklären sich πάρνοψ, πόρνοψ neben κόρνοψ; γέφυρα: δέφυρα : βουφόρας; βλέφαρον : γλέπω; πέψω : ἀρτοκόπος (für *ἀρτοπόκος); βλήχων : γλήχων, γλᾶχων u. a. Nach den gleichen Grundsätzen erklärt sich die unregelmäßige Verschiebung in ahd. **pfropfo*, **propfo*, *pfroffo*, *proffo* aus lat. *propago* (s. Pauls Grundriß I² 343 und Schweiz. Id. V 502).

Über die **Aspiraten** ist eine zusammenfassende Arbeit zu erwähnen:

Elizabeth A. S. Dawes, The pronunciation of the Greek aspirates. London 1895.

Rez.: Meister, BphW 1896, 373 f. Thumb, IA 8, 62 f.

Die Verfasserin, wenn auch sichtlich für die neugriechische Geltung der alten Aspiraten als Spiranten eingenommen, prüft doch die Frage nicht mit dem dabei gewöhnlich zu treffenden Dilettantismus und kommt schließlich zu dem Resultat, daß eine sichere Entscheidung unmöglich sei (S. 102 f.). Jedenfalls hat sie nicht vermocht, für die Ansicht, die sie doch unwillkürlich als die richtige begründen wollte, stichhaltige Beweise beizubringen, so sehr sie sich bemüht. Zudem ist das dafür beigebrachte Material, das übrigens eine viel schärfere zeitliche und örtliche Sichtung erforderte, noch hie und da anders zu beurteilen. Das gilt z. B. von Verschiedenem, das im IX. Kapitel vorgebracht wird: thess. φιλόφειρος für att. φιλόθηρος beweist keinen dialektischen Wechsel von θ beliebiger Entstehung mit φ, φιδάκνιον neben πιθάκνιον keinen solchen von δ mit θ, ebenso sind Βίλιππος, βαλιός anders zu beurteilen (als Lehnwörter), πρήγματος und καθαριζέστω (S. 82, letzteres auch S. 65) beweisen nichts für Attika, wenn auch die Inschriften, auf

denen die Formen vorkommen, im CIA. enthalten sind u. a.[1]) Wenn in Kapitel III der Etymologie wegen für χθών spirantisches θ angenommen wird, so zeigt ἄρκτος, daß die vorausgesetzte ursprachliche Spirantenreihe im Griechischen auch durch reine Dentale vertreten sein konnte.

Eine Skizze der Geschichte der griechischen Aspiraten gibt auch P. Kretschmer in seinem Aufsatz „Die sekundären Zeichen des griechischen Alphabets" MIA 21, 410—20, worin er die Ansicht, die spirantische Aussprache habe im nichtdorischen Kleinasien schon im 7. Jahrh. v. Chr. geherrscht, die W. Schmid in seiner Abhandlung „Zur Geschichte des griechischen Alphabetes" Ph 52, 360 ff., besonders 370 vorträgt, widerlegt. — Die Mehrzahl der Beispiele, welche G. Meyer, griech. Gramm.³ § 210 für die Übergangsstufe der Affrikaten anführt, die man zwischen den Aspiraten und Spiranten einschiebt, ist nach F. Solmsen, RhMPh 53, 139 anders zu fassen, vorab in att. Wörtern wie Πιτθεύς.

Daß φ noch bis in verhältnismäßig späte Zeit als p+h gesprochen werden konnte, zeigt die durch Hauchdissimilation aus Φωσφόρος entstandene Form Ποσφόρος, die in der lat. Gestalt Posphorus von W. Schulze, ZvSpr 33, 386—93 reichlich belegt wird; daß θ in älterer Zeit nicht Spirant sein konnte, ergibt sich daraus, daß spirantisches þ fremder Sprachen wie des Iranischen und Altitalischen in den früheren Beispielen immer durch τ ersetzt wird, worüber W. Schulze, Ἀρταξάρης und λίτρα. ZvSpr 33, 214—24 handelt. Vgl. noch oben S. 24 ff.

Wenig begründet ist die Annahme, δ sei in der attischen Volkssprache schon ziemlich früh spirantisch geworden (F. Solmsen, ZvSpr 34, 556); vgl. dazu auch oben S. 27.

Über die spätgriechische Entwickelung von γ macht neuerdings K. Krumbacher, Abhandlungen für W. Christ, 1891 S. 360 wieder einige Bemerkungen im Anschluß an seine frühere Arbeit. Hatzidakis, *Ἀθηνᾶ 11, 162 (s. IA 12, 218), DL 1901, 1109 f. erklärt den Wegfall von γ in einigen Fällen, den man bisher als Beweis spirantischer Lautung gefaßt hat, anders: in ὀλίον (wonach ὀλίγος) böot. ἰών, arkad. Φίαλεια liege Analogiewirkung (von μεῖον πλεῖον; τιού=τύ; φίαλη) vor, in ἀγήοχα sieht er mit anderen Dissimilation (die übrigens auch in γίνομαι, γινώσκω gewirkt habe).

[1]) Zu dem ionischen πρήγματος vgl. jetzt Solmsen RhMPh 56, 497 ff.; καθαριζέσθω habe ich schon BphW 1899, 501 für lykisches Griechisch erklärt, gegenüber Dieterich, Untersuchungen 100, doch nimmt noch Thumb, Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus 193¹ das auf derselben Inschrift CIA III 73 erscheinende καθειδρούσατο als echt attisch.

Die sonst sich gleich hleibenden Liqniden nnd Nasale haben in spätgriechischer Zeit in hestimmten Steilnngen einige Veränderungen erlitten: W. Schnize, ZvSpr 33, 224—33 legt nnter Beiziehung reichen Materials den Übergang von λ in ρ vor Konsonant (τορμῶ, ἀδερφός) nnd von μ in ν nach τ, φ, χ (Πάτνος, koisch 'Αρίσταιχνος. kret. δαρχνά = el. δαρχμά) dar; P. Kretschmer macht ZvSpr 33, 266 darauf aufmerksam, daß die stark reduzierte Aussprache anslantender Nasale im späteren Griechisch schon verhältnismäßig früh im Pamphylischen auftritt. Über ῥ s. oben S. 27 Fußn.

Eine zusammenfassende Darsteliung der griechischen Geminaten bietet

E. Mucke, De consonarum in Graeca lingua praeter Asiaticorum dialectum Aeolicam geminatione. Programme von Bautzen und Freiberg I (1883), II (1893), III (1895).

Ich muß mich mit einem Hinweis hegnügen auf die Besprechungen von (II) Kretschmer, WklPh 1894, 172—3. Bartholomae, BphW 1893, 1464—5.

Bemerkenswert ist die Umsteiinng der Gemination, die W. Schnlze, ZvSpr 33, 375 f. zuerst beohachtet, nnd P. Kretschmer, ebd. 38, 115 dnrch einen nenen Fall gestützt hat, in Beispielen wie 'Αππελῆ für 'Απελλῆ, 'Υμμητῷ für 'Υμηττῷ, Κέμμενον ans Κέμεννον (Cehenna).

Beispiele für die Einfachschreibnng von Geminaten, die durch den Zusammenstoß eines auslantenden Konsonanten mit gleichlantendem anlantenden des folgenden Wortes entstehen, gibt W. Schnize, H 28, 22 ff., sowohi ans älterer Zeit wie EAME = ἐά(μ) μή auf attischen Inschriften, wo eine rein graphische Erscheinnng vorliegt, wie ans jüngerer, z. B. ΕΦΥΣΟΦΙΑΙ = ἔφυς σοφίᾳ in einem Epigramm, wo viell. wirkliche Vereinfachnng der Aussprache anzunehmen ist.

Hanptsächlich mit den vorgeschichtlichen Verhindnngen von ị mit Konsonant (κị, τị, γị, δị usw.), also den geschichtiichen Lanten ττ, δδ, σσ, ζ beschäftigt sich die Schrift von

O. Lagercrantz, Znr griechischen Lautgeschichte. Upsala 1898.

Rez. von Solmsen, WklPh 1899, 649—54. Thumb, IA 12, 63—5.

Nach einer knappen Übersicht über die bisherigen Ansichten untersucht L. im 2. Abschnitt die Entwickelnng der nach ihm ans jenen Konsonantenverbindungen hervorgegangenen nrgriechischen Doppellaute þþ ans (κj, χj), *dd* (aus gj), šš (ans tj, thj, ts), žž (ans dj), ss (ans vorgriech. s + s) in den Dialekten. Nen und wichtig ist vor allem der Versnch, eine verschiedene Entwickelnng von γj und δj nachzuweisen. Sie zeigt sich einmal im Attischen: vor ζ aus γj (nnd anch vor ττ aus κj, χj) wnrde knrzer Vokal verlängert, während er vor ζ ans δj un-

verändert blieb, vgl. μείζων, μᾶζα, θᾶττων, aber πεζός. Att. μᾶζα gegenüber ion. μάζα (zu μάγ-ειρος) erklärt jedoch Thumb a. a. O. einleuchtend aus ursprünglichem Deklinationsablaut (vgl. att. γλῶττα: ion. γλάσσα), wobei freilich att. μᾶζα analogisch nach dem Gen. usw. für zu erwartendes *μῆζα eingetreten sein muß, und für die dehnende Wirkung von κj, χj bieten die analogischen Beeinflussungen so sehr ausgesetzten Komparative ein wenig beweiskräftiges Material; die entgegenstehenden Fälle kommen teils nicht zur Sprache wie φυλᾶττω, τᾶττω, σφάζω, στίζω, teils werden sie unbefriedigend als Lehnworte aus anderen Dialekten erklärt wie ὅττα. Dagegen ist Entstehung von ἕρδω aus *Fερδδω (aus Fεργιω: Fέργον) wahrscheinlicher als die bisher angenommene Reihe *Fεργιω — *Fερζω (=*Fερσδω) — ἕρδω; ein zweites Beispiel vermutet L. ansprechend in hom. ἀμέρδω. Das 3. Kapitel sucht sich, darin grundsätzlich, wenn auch nicht im einzelnen, Früheren folgend, durch Annahme von mannigfachen Formübertragungen, Suffixvertauschungen, Mischungen verschiedener Stämme mit den Ausnahmen der regelmäßigen Entwickelung, den Verben wie att. πλάττω (ἔπλασα), ἐρέττω (ἐρέτης) und den Substantiven wie μέλισσα (μελιτ-), die lautgesetzlich -σ- statt -ττ- zeigen würden, abzufinden.[1]) Die Geschichte der Schrift in urgriechischer Zeit zieht der Verf. im 4. Kapitel heran, um seine vorgeschichtlichen Konstruktionen zu stützen: wie im phönizischen Alphabet haben urgriech. τ δ θ die Geltung von Explosiven wie von Spiranten gehabt, ζ bekam die Geltung ž. Freilich bewegt man sich gerade hier auf besonders unsicherem Boden. Jene Laute können jedoch auch andere Quellen haben: das bietet L. die Veranlassung, in einem 5. Kapitel die Entwickelung von σj, σF im Anlaut, von τF, τι, τυ zu behandeln. Besonderes Interesse muß endlich das 6. Kapitel erwecken, das die schon erwähnte Wertung von ζ als ž nach der negativen Seite dadurch zu stützen sucht, daß es der Gleichsetzung von ζ mit σδ, die von vielen neueren Gelehrten angenommen wurde, entgegentritt. Doch gelingt es L. m. E. nicht, die Beweiskraft von Transkriptionen wie Ὡρομάζης = Auramazda zu erschüttern (wenn ζ auch in jüngerer Zeit noch auftritt, ist es eben als historische Schreibung aufzufassen) und Etymologien wie ὄζος = Ast wird man nicht leichten Herzens preisgeben, gegen die Trennung von θεόζοτος, Διόζοτος von θεόσδοτος, Διόσδοτος spricht alle Wahrscheinlichkeit. Jedenfalls ist L.s ž nicht die Panazee für die schwierige Frage des Laut-

---

[1]) Zu S. 84 sei die Bemerkung gestattet, daß Λίβυσσα sich am einfachsten aus Λιβυ-ισσα (mit dem von J. Schmidt nachgewiesenen Übergang von υι zu υ und nachheriger Verschiebung des Akzents nach Κίλισσα usw.) erklärt.

wertes von ζ; vielmehr deutet alles darauf hin, daß derselbe nicht unwesentlichen örtlichen und zeitlichen Schwankungen unterlag.[1])

Die anregende Schrift erörtert im Zusammenhang mit ihrem Hauptgegenstand manche Frage der Stammbildung und ist reich an neuen Etymologien.

Weniger eingehend behandelt einen Teil derselben Probleme mit ähnlichen Ergebnissen W. F. Witton, On ΣΣ and Z. AJPh 19 (1898), 420—36. Er betrachtet als Lautwert von ζ in den Fällen, wo es aus γj, δj, ursprachl. j (wie in ζυγόν) hervorgegangen ist, die stimmhafte Spirans ž; urgriech. κj bzw. τj wurde nach ihm zunächst zu einem palatalen bzw. supradentalen š-Laut.[2])

Auch andere i̯-Verbindungen haben neuerdings eine besondere — freilich kürzere — Behandlung erfahren durch

O. A. Danielsson, Zur i-Epenthese im Griechischen. IF 14, 375—96.

Der Verfasser behandelt in erster Linie die Verbindungen von Liquida oder Nasal mit i̯, für deren Entwickelung er gegenüber Brugmanns neuester Ansicht (kurze vgl. Grammatik 92 f., 224 f., 246) an der älteren lautgeschichtlichen Hypothese festhält. Plausibel erklärt er den Unterschied von φαίνω, μοῖρα gegenüber κρί̄νω, κτε̄ίνω aus der Unmöglichkeit oder doch Schwierigkeit der Entwickelung eines ebenfalls palatalen Gleitlautes zwischen ι beziehungsweise ε und ν: allerdings läßt er dabei die entsprechende Behandlung bei υ, das man, als älteres u, auf Seite von α und ο finden sollte, unerklärt. Ich möchte vermuten, daß ein einmal vorhandenes *βαρυινω zu βαρύνω wurde wie ὄπυιε > ὄπυς u. ä. (J. Schmidt, ZvSpr 32, 394 ff.), womit der Anstoß beseitigt wäre. Im Vorbeiweg bricht D. eine Lanze für seine schon früher begründete Annahme von Entwickelung eines diphthongbildenden ι vor s + Konsonant oder ζ in Fällen wie Αἰσκλαπιός Τροιζήν (s. seine Schrift *De voce ΑΙΖΗΟΣ quaestio etymologica. Upsala 1892), wozu jetzt F. Solmsen, RhMPh 58, 614 einen neuen asiat.-äol. Beleg (εἴκοιστος) beibringt. Dagegen bekämpft er die Annahme von Epenthese bei σ und bei ϝ mit guten Gründen: in Fällen wie ἀλήθεια aus ἀλήθεσ̣α, ἠδεῖα aus ἠδεϝ̣α — beide mit echtem ει gegenüber τέρε̄να u. ä. — liege viel-

[1]) Daß mit ζ schon in alter Zeit ein einfacher Laut (oder eine Geminata) bezeichnet werden konnte, zeigen die bisher für die Frage nicht verwerteten altphrygischen Formen wie αϝταζ, ματερεζ u. ä. (vgl. A. Torp, Zum Phrygischen S. 12 [in Christiania Skrifter 1896]).

[2]) Nicht zugänglich ist mir Γ. N. Χατζιδάκις, περὶ τοῦ λj καὶ περὶ ἐπενθέσεως 'Αθηνᾶ 8, 496 f.

mehr eine Assimilation des vorhergehenden konsonantischen Elementes an ἰ̯ vor. Eingehend werden die Beispiele für die Epenthese bei Ϝ behandelt: αἰϜετός, ἀμοιϜάν, ΔιϝαίϜων, Οἴβαλος, durchweg im Gegensatz zu den bisher geltenden Auffassungen. Bisher ist also gemeingriechische Epenthese nur bei αν̯ι̯ ον̯ι̯ und αρι̯ ορι̯ nachgewiesen.

Wiederholt zur Sprache kam innerhalb unserer Berichtsperiode der Wandel von τ vor ι in σ. Eine Zusammenstellung des gesamten Materials aus allen Dialekten lieferte

P. Kretschmer, Der Wandel von τ vor ι in σ. ZvSpr 30, 565—91.

Durch die Sammlung des Materials wird die Arbeit ihren Wert behalten, wenn auch das vom Verfasser gefundene Gesetz nicht befriedigt. Daher hat K. Brugmann im Anschluß an

*P. G. Goidanich, I continuatori ellenici di *ti* indo-europeo. Salerno 1893,

die ansprechende Vermutung aufgestellt, die Assibilierung von τ sei lautgesetzlich nur vor bei schnellem Sprechen konsonantisch gewordenem ι, ε eingetreten, z. B. πλούσιος aus πλουτι̯ος, eine Hypothese, welche freilich auch nicht ganz ohne Rest aufgeht: μυρσίνη, Μυρσίλος neben μύρτος! Dergleichen gelegentliche Einwendungen und seine Entgegnungen hat bereits K. Brugmann, griech. Gramm.[3] 66 zusammengestellt (neuerdings fügt P. Kretschmer, JÖAI V, 144 lesb. θνασίδιον aus *θνατίδιον hinzu; auch *προσι aus προτι nach J. Schmidts Erörterung [s. oben S. 30] bildet ein Gegenmoment). — Bei den Konsonantenverbindungen verdient zunächst Aufmerksamkeit eine Erscheinung der attischen Vulgärsprache, die P. Kretschmer, ZvSpr 31, 438 (vgl. auch ebd. 458; Vaseninschr. 179—183; 236 f.) nachgewiesen hat: die Töpfersprache stellt die Lautgruppen χσ, φσ (denen in gewöhnlicher Schreibung ξ, ψ entsprechen) hin und wieder in σχ, σφ um, z. B. εὐσχάμενος, ἔγρασφεν. Die Erscheinung deutet darauf, daß in den Gruppen ξ, ψ der erste Bestandteil χ, φ war; in ξ ging dann dieser Laut in eine gutturale Spirans über. Für ξ liefern weitere Stützen eine Tatsache der Geschichte des Alphabets und die auf Naxos begegnende Schreibung []Σ für ξ, worin [] eine Variante von H = h sein dürfte: für das nähere muß ich auf P. Kretschmer a. a. O. und MIA 21, 421 ff. verweisen.

Eine neue Behandlung der *s*-Verbindungen gibt H. Hirt, IF 12, 221—29 (bekämpft von Solmsen, BphW 1902, 1142): *s* ist in allen Stellungen außer in der Verbindung mit *t p k* und im Auslaut zu *h* geworden, das später vielfach schwand. *sm*, *sn* wurden nicht zu *zm*, *zn*, sondern zu *hm*, *hn*: daraus erklärt sich auch der Spir. a. in att. ἡμεῖς,

ἧμαι, ἕννυμι, εἷμα, ἵμερος (die äol. Formen wie ἄμμε bilden nicht die Vorstufe der Formen); ksn wird χν, ksm χμ usw.

Wiederholte Behandlung hat die Umstellung von δμ zu μδ mit nachfolgendem, durch das Übergewicht des μ nötigem Wandel von δ in den Nasal der gleichen Artikulationsstelle (ν) erfahren: W. Prellwitz hat BKIS 17, 171 unter Hinweis auf μνῴα neben δμώς 'Αγαμέμνων aus 'Αγαμέδμων gedeutet und W. Schulze, ZvSpr 33, 166 weist das attische μεσόμνη noch in späten Glossaren nach, „ein neuer Beleg für die Erfahrung, daß manch später Vulgarismus sich bei näherem Zusehen als sehr altertümlich erweist“. — Seine Vermutung, auch das Attische habe einst die Form πτόλεμος besessen (vgl. Τριπτόλεμος u. ä.; ZvSpr 31, 425 f.), ersetzt P. Kretschmer, ZvSpr 33, 571 mit Recht durch die Annahme epischen Einflusses.

Die Verteilung eines (seinem Wesen nach dazu geschaffenen) Konsonanten auf zwei Silben hat W. Schulze, ZvSpr 33, 397 in der auf einer attischen Grabschrift begegnenden Form οἴμμοι erkannt und seither sind noch einige Beispiele dazugekommen: in größerem Zusammenhang handelt jetzt darüber F. Solmsen, Untersuchungen zur griechischen Laut- und Verslehre 1901, 164—6. — Über die Entwickelung parasitischer Nasale im Griechischen trägt W. Schulze, Samstag, ZvSpr 33, 366—86 ein reiches Material zusammen, einzelnes auch G. Meyer, Zur Geschichte des Wortes Samstag, IF 4, 326—33. Die Beispiele, von der Art von λάμβδα neben λάβδα, συμψέλλιον für lat. *subsellium* erstrecken sich über viele Jahrhunderte, wenn auch der Löwenanteil dem Spätgriechischen angehört, und stehen kaum alle auf gleicher Linie; in manchen Fällen wird die Sprache der gräzisierten Barbaren verantwortlich zu machen sein. Am wichtigsten ist für weitere Kreise der Wissenschaft der Nachweis einer Form σάμβατα neben σάββατα, die sich aus vielfach belegten Namen wie Σαμβατεῖς, Σαμβάτιος ergibt: durch sie erhält das *m* in unserem *Samstag* und den gleichbedeutenden Wörtern der anderen europäischen Sprachen seine Erklärung.[1])

Auch auf dem Gebiete des Konsonantismus hat sich der Gedanke der Assimilation und Dissimilation fruchtbar gezeigt. Durch Fernassimilation erklären sich Fälle wie Μεκακλῆς, τότω, κρατευτής, 'Ατραμυττηνός auf attischen, τρόφαχτος auf einer oropischen Inschrift nach den Darlegungen von W. Schulze, ZvSpr 33, 397 f.; P. Kretschmer, ebd. 467, und ähnlich führt P. Kretschmer, ZvSpr 35, 603—8 den bisher rätselhaften Wechsel zwischen β und μ in Fällen wie 'Ανδράβυδος

[1]) So erklärt sich offenbar auch das von K. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde 3, 105 f. als rätselhaft erklärte μ in 'Αρτεμβάρης, 'Αργιμπαῖοι (neben 'Αργιππαῖοι).

neben 'Ανδράμυς, 'Αδραβηνός neben 'Αδραμυτηνός, der sich besonders aus der κοινή und dem Neugriechischen belegen läßt, sehr einleuchtend darauf zurück, daß β an einen Nasal des gleichen Wortes assimiliert wurde; der Aufsatz behandelt auch das Gegenstück, die Ferndissimilation von μ zu β unter dem Einfluß benachbarter Nasale, wie rhod. Γερβανικόν für Γερμανικόν, in neugriech. βυζάνω gegenüber altem μυζάω. (Einen methodischen Rückschritt gegenüber Kretschmer (was auch dieser selbst ZvSpr 38, 115 Anm. 2 betont) bedeutet K. Dieterichs Behandlung derselben Erscheinung ZvSpr 37, 415—23. D. will einen spontanen phonetischen Wechsel von μ und β erweisen, muß jedoch selbst für die altgriechischen Beispiele die Möglichkeit der Kretschmerschen Erklärung zugestehen. Seine Gegenbeispiele sind teils etymologisch unklar, teils Lehnwörter, teils zeigen sie besondere Bedingungen (βρέ); endlich ist nicht zu vergessen, daß die Erscheinungen des Neugriech. und seiner Dialekte jung sein können.) Die assimilatorische und die dissimilatorische Tendenz gehen eben durchaus neben einander her, ohne daß sich für die Wirkung der einen oder der anderen bestimmte Bedingungen angeben ließen. Auch sonst sind einzelne Fälle von konsonantischer Ferndissimilation von mehreren Seiten zur Sprache gebracht worden — und das zwar nicht neue, aber neu belebte und neu aufgefaßte Prinzip dürfte sich nach den bisherigen Erfahrungen auch weiterhin bewähren — so von J. Schmidt, ZvSpr 33, 457 (Ὀρθαγόρας aus Ὀρθραγόρας „der zu früher Morgenstunde auf dem Markte Erscheinende"), W. Schulze, GGA 1896, 247 f. (Χαιρεσράτη u. ä., wo die Epigraphiker „verbessern"), F. Solmsen, RhMPh 53, 151—8 (πληροσία aus πρηροσία, ναύκληρος, ναύκλαρος aus ναυκρᾱ(σ)ρος „Schiffshaupt"). Auch der Übergang von ἐκ Σκύρου zu ἐ Σκύρου auf einer attischen Inschrift und ähnliche Erscheinungen, die J. Wackernagel, ZvSpr 33, 39 betrachtet, beruhen auf dissimilatorischen Tendenzen. Vgl. ferner oben S. 11. 13. Nur angeführt werden kann hier eine Schrift, die, ohne darauf auszugehen, neues Material beizubringen, vom Standpunkte der allgemeinen Sprachwissenschaft aus Gesetze für die konsonantische Dissimilation überhaupt zu gewinnen sucht, M. Grammont, La dissimilation consonantique dans les langues indo-européennes et les langues romanes. Dijon 1895.

Nicht minder fruchtbar wird sich vielleicht das Erklärungsprinzip der Metathese erweisen, wenn es nach den Grundsätzen der neueren Sprachwissenschaft angewendet wird, wie es in den Arbeiten von J. Wackernagel, ZvSpr 33, 9 f. (gelegentliche Zusammenstellung meist schon bekannter Beispiele) und P. Kretschmer, ebd. 33, 472 f. (Metathese von Liquiden wie in τεθερμένῳ für τεθρεμμένῳ, στελγγίς für στλεγγίς, 'Ασκαλπιός für 'Ασκλαπιός) geschieht. Gelegentlich steuert

K. Krumbacher, Abhandlungen für Christ 1891 S. 354 ein Beispiel bei (φελόνην für φαινόλης, paenula in Glossen). H. Hirt, IF 12, 232—8 erklärt neuerdings wieder eine Anzahl von Fällen, wo die neuere Sprachwissenschaft doppelte Vertretung vorgriech. Lautung annehmen zu müssen glaubte, wie κράτος neben (dem metrisch bedingten) κάρτος, καρτερός mit Hilfe der besonders im Kretischen verbreiteten Metathese (Ἀφορτίδα u. ä.): genauere Untersuchung ist freilich nötig. S. noch oben S. 13.

Statt der gebräuchlichen Ausdrücke syllabische Dissimilation, Haplologie bevorzugt W. Prellwitz, BKIS 23, 250 ff. den Ausdruck Silbenschichtung und sucht zwei neue Beispiele beizubringen (διᾱνεκής aus δια-αν-ενεκής? διηνεκής scheint jedoch urgriech. ē zu enthalten; ἀνάγκη zur gleichen Wurzel ενεκ?) Interessant ist die dialektische Form ἡμίδιμνον, die R. Meister, BSG 1899, 154 nachweist. Betrifft die Haplologie gewöhnlich unmittelbar aufeinander folgende Silben, so kommen doch auch Fälle vor, wo sie über eine Silbe ungleicher Lautung hinweggreift: durch den Hinweis darauf bringt K. Brugmann, BSG 1901, 31—34 die alte Herleitung von ὠλέκρανον aus ὠλενοκρᾱνον wieder zu Ehren.

Daß die Haplologie nicht nur im Einzelwort, sondern auch im Satzzusammenhang vorkommt, darauf habe ich schon früher gelegentlich und neuerdings in einem besonderen Artikel hingewiesen: E. Schwyzer, Ein besonderer Fall von Haplologie im Griechischen, IF 14, 24—27 (βάλλ' ὄνυχας für βάλλον ὄνυχας in der ἀπ. Ἡρ.), und daß genauere Beobachtung noch weitere Fälle zutage fördern kann, zeigen die von E. Nachmanson, BKIS 27, 294 f. beigebrachten rhodischen Beispiele; vgl. auch F. Stolz, ZöGy 1903, 491—8.

Anhang: **Akzent.**

Eine eingehendere Darstellung des griechischen Akzents aus neuerer Zeit fehlt; man ist auf die knappen Zusammmenfassungen in sprachvergleichenden Werken, wie H. Hirt, Der indogermanische Akzent. Straßburg 1895, oder in K. Brugmann, Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen[2] I 959—970 oder in den Gesamtdarstellungen der griechischen Grammatik angewiesen (leider fehlt eine Behandlung des Akzents auch in der 3. Aufl. von G. Meyers Grammatik).[1])

---

[1]) P. Feron, Notions d'accentuation grecque. Tournai 1894; M. Belli, Dell' accento greco. Livorno 1898 sind mir nicht zu Gesicht gekommen. Ebensowenig sind mir zugänglich die „griechischen Akzentstudien" H. C. Mullers (Ἑλλάς 6, 226—250. 427—30), die auf der Höhe seiner übrigen Schriften stehen werden (vgl. oben S. 3). Über die Schrift von Bolland

„Zur Frage nach dem **Wesen des griechischen Akzents**" hat F. **Solmsen**, VVDPh 43, 156 f. (vgl. I A 6, 154) das Wort ergriffen, um nach dem Vorgang von anderen Gelehrten wie J. Wackernagel und W. Schulze aus gewissen Lauterscheinungen die Folgerung zu ziehen, daß der griechische Akzent neben dem vorwiegenden und von den Nationalgrammatikern allein betonten musikalischen Charakter auch schon in alter Zeit ein exspiratorisches Moment enthalten habe. Da eine ausführlichere Darlegung in Aussicht gestellt ist, wird sich in einem späteren Berichte Gelegenheit finden, näher auf die vielfach auf unsicherem Boden sich bewegenden Vermutungen einzugehen.

Einen bemerkenswerten Beitrag zur Geschichte des griechischen Akzentes liefert

P. **Kretschmer**, Der Übergang von der musikalischen zur exspiratorischen Betonung im Griechischen, ZvSpr 30, 591—99.

Ausgehend von der Betrachtung der Schöpfung des griechischen Akzentuationssystems um 400 v. Chr. im Anschluß an die Terminologie der Musik sucht er das Aufkommen der vorwiegend exspiratorischen Betonung namentlich an Hand der Verwechslungen von langen und kurzen Vokalen auf Inschriften und Papyri, die auf eine dem musikalischen Prinzip zuwiderlaufende Ausgleichung der Quantitäten deutet, zu bestimmen. Als ungefähre Zeit ergibt sich das 2. Jahrh. v. Chr.

Eine neue zusammenfassende Behandlung der ganzen Frage bietet

G. N. **Hatzidakis**, περὶ τοῦ χρόνου τῆς ἐξισώσεως τῆς προσῳδίας ἐν τῇ Ἑλληνικῇ γλώσσῃ. Ἀθηνᾶ 1901 = Γλωσσολογικαὶ μελέται I 574—88.

Nach einer Übersicht über die bisherigen Ansichten stellt er nach Ausschaltung der nicht beweisenden Momente (wobei u. a. betont wird, daß die Papyri nur für Ägypten beweiskräftig sind) die bekannten Schriftstellerzeugnisse zusammen, die bis 200 n. Chr. führen. Wichtig ist außerdem, daß im Tsakonischen bis heute altes ω und ο als u und o getrennt sind. Im eigentlichen Griechenland blieben die Quantitäten bis 200 n. Chr. geschieden, außerhalb begann der Zusammenfall schon in alexandrinischer Zeit (dabei ist aber wohl der Unterschied zwischen Schrift- und Umgangssprache, besonders vulgärer Umgangssprache, zu wenig beachtet).

Einen Terminus post quem für den Umschwung im Akzentprinzip gewinnt E. **Schweizer** (**Schwyzer**), IF. 10, 207—11, indem er aus der komischen Verwechselung γαλῆν ὁρῶ statt γαλήν' ὁρῶ (Eur. Or. 279),

---

s. oben S. 22. — Außerhalb der Grenzen unseres Berichts liegt wohl die mir doppelt unzugängliche Abhandlung von A. **Schachmatov** über gemeinsame Erscheinungen des griechischen und slavischen Akzents in den Theod. Korsch dargebrachten Χαριστήρια S. 149—160.

die dem Schauspieler Hegelochos zustieß, auf damals (400 v. Chr.) noch sehr lebendiges Gefühl für den musikalischen Akzent schließt.[1])

Unter einigen Arbeiten, die sich mit einzelnen Fragen beschäftigen, ragt weit hervor die gehaltreiche Schrift von

J. Wackernagel, Beiträge zur Lehre vom griechischen Akzent. Programm zur Rektoratsfeier der Universität Basel 1893. Vgl. die Inhaltsangabe von W. Str(eitberg) IA 3, 236 f.

Sie enthält vier selbständige Aufsätze. I. Über den Wert und das Alter des accentus gravis (S. 3—14). Der Gravis ist nicht, wie häufig angenommen wird, eine Modifikation des Akuts, vielmehr lassen die Zeugnisse der Grammatiker es als zweifellos erscheinen, daß Endsilben von Oxytona im Zusammenhang der Rede genau denselben Ton wie die sog. tonlosen Silben hatten, was schon Reiz u. a. sahen.[2]) Das Graviszeichen wird gelegentlich in den älteren Handschriften als allgemeines Zeichen der Barytonese verwendet; die uns geläufige Verwendung ist erst in der späteren Kaiserzeit oder in der byzantinischen Zeit aufgekommen und stellt lediglich einen Kompromiß dar zwischen der antiken Wertung solcher Silben und der damaligen tatsächlichen Geltung: das von W. Meyer gefundene Gesetz des akzentuierten Satzschlusses zeigt, daß man im IV. Jahrh. n. Chr. oxytonierte Endsilben (mit Ausnahme von „Hilfswörtern" wie Artikel usw.) auch im Satzinnern vollbetont empfand, indem die Pausaform (die übrigens auch für die ältere Zeit für den Versschluß zu verlangen ist) eindrang. Innerhalb der barytonen Silben muß es jedoch Abstufungen gegeben haben, auf die freilich die griechischen Grammatiker, die ja nur das musikalische Moment berücksichtigten, nicht achteten. Daß gerade die in Pausa oxytonierte Silbe im Satzinnern exspiratorisch hervorgehoben worden sei, ist damit nicht gesagt, doch immerhin möglich. Das Alter der Barytonese ist nicht sicher zu bestimmen; unrichtig ist die auf einige anders zu erklärende Aristotelesstellen sich gründende Ansicht, sie stamme aus dem 3. Jahrh. v. Chr. — Über die Proklitika (S. 15—19). Auch perispomenierte Wortformen unterliegen der Proklisis: solchen proklitischen Akzent enthalten ἢ im ersten Glied der Doppelfrage (für ἦ), ὣς ὡς (vollbetont in καὶ, οὐδ' ὥς), in perispomenierten Formen des Artikels. — II. Über Akzentveränderungen im Griechischen und Auslautverkürzung im Latein durch Einfluß eines folgenden Enklitikums (S. 19—23). Die Betonung

[1]) Vgl. dazu auch E. Schwyzer, NJklA 5, 234 Anm.

[2]) Dazu stimmt auch das Zeugnis der delphischen Hymnen, in deren Melodie die Gravissilbe genau wie die vortonige behandelt wird, wie J. Wackernagel, RhMPh 51, 304 f. ausführt.

ἔμοιγε (wonach erst ἔγωγε gebildet wurde) gegenüber ἐμέγε (für *μέγε, vgl. deutsch *mich*) ist nicht zu beanstanden, sondern uralt. — Vor enklitischen Wörtern erhalten perispomenierte Endsilben den Aknt: daher ἦτοι, ὧστε, ὧσπερ; ἀγαθοῦ τινος ist bloße Schreibnng für ἀγαθοῦ τινος, da ein wirklicher Zirkumflex nicht zwei unbetonte Silben hinter sich haben kann; vgl. lat. *si quidem*. — III. Über doppelten Aknt vor Enkliticis (S. 24—27). Die feste Grammatikertradition, daß Paroxytona mit trochäischem Ausgang vor enklitischen Wörtern wie Properispomena behandelt werden (also φύλλά τε, ἔνθά ποτε wie φῦλά τε, μῆνά ποτε) erklärt sich darans, daß jene Wörter im Grunde properispomeniert sind (der Zirknmflex verteilt sich anf den kurzen Vokal und die folgende Liquida, Nasalis, Spirans, wofür moderne Analogien angeführt werden). Danach haben die Grammatiker auch ὄφρά τε u. ä. betont.[1]) — IV. Über die Glaubwürdigkeit der Akzentüberlieferung bei Homer (S. 28—38). Brugmanns Skepsis geht zu weit. Den Angaben der Grammatiker über die Betonung ihrer Zeit muß man glauben, und sie wich von der homerischen nicht allzu stark ab: das Dreisilbengesetz war schon urgriechisch (nur so versteht man ἀρχιέρεως, Ἀτρείδεω, πόλεως; die Properispomenierung von τιθεῖμεν ist sehr alt, weil die diesen Typus voraussetzende Neubildung ποιοίην schon in der Odyssee vorkommt). Es gab aber eine feste Akzenttradition, indem beim mündlichen Vortrag auch der musikalische Wortton zum Ausdruck kam (S. 34); das zeigen die Abweichungen der Grammatiker vom späteren Usus in der Betonung später noch gebräuchlicher Wörter (z. B. πτερύγος Ψ 875, γάρ αὖτον M 214) und die Emanzipierung von naheliegenden Analogien bei verschollenem Sprachgut (δηιοτής, θαμειαί, ταρφειαί, θαμά, κατενῶπα, die übrigens teils sehr alt, teils wohl verständlich sind). Bei seltenen Wörtern trifft man freilich gelegentliches Schwanken in der Betonung und nachweislich haben die Grammatiker mitunter durch falsche Generalisierungen und Mißbrauch des Akzents zu exegetischen Zwecken gefehlt. — Auf gelegentliche Bemerkungen zur Etymologie und Formenlehre sei nur hingewiesen: ἔμβραχυ mit ἐν c. acc. (S. 12 Anm.); οἴκαδε enthält den Pl. οἶκα, wie μῆρα: μηρός (S. 13 Anm.); über ὡς = zu (S. 16 Anm.), σφ- (S. 26 Anm.), πονωπόνηρος (S. 29 Anm.), ἀρχιέρεως u. ä. (S. 31 Anm.), die Flexion von κτᾶσθαι (S. 35 Anm.).

Mit vorgeschichtlichen Verhältnissen beschäftigen sich Arbeiten von G. Allinson und G. N. Hatzidakis: ersterer bekämpft *AJPh

[1]) Auch dazu liefern die delph. Hymnen die erwünschte Bestätigung, indem Silben, die aus Vokal + Liquida oder Nasal bestehen, wie lange Vokale und Diphthonge in zwei Silben zerlegt werden, im Gegensatz zu positionslangen Silben, die auf andere Konsonanten enden, s. J. Wackernagel, RhMPh 51, 305.

12, 59—67 Wheelers Gesetz über den Übergang ursprünglicher Oxytona mit daktylischem Ausgang in Paroxytona (s. IA 12, 58); letzterer sucht IF 5, 338—40 πᾶς, πᾶν, ἀνδριᾶς, ἱμᾶς, αἶξ als hochaltertümlich, βοῦς als Analogiebildung nach dem Akk., πῦρ, κῆρ[1]) durch Kontraktion und Γλωσσολογικαὶ μελέται I 596 f. (aus 'Αθηνᾶ 1900) die vom Typus ἀγορά, βολή, χοή, ὠνή usw. abweichenden Betonungen ἀμόργη, ζόη, λόγχη, φθόη, φόβη, χρόμη usw. teils durch analogische Einflüsse, teils durch lediglich gelehrte Überlieferung, teils daraus zu erklären, daß die betr. Wörter nicht im Ablaut zu Formen mit -ε- stehen (χώρα, κόμη u. ä.) — H. Pedersen, Exkurs über den griechischen und lateinischen Akzent. ZvSpr 38, 336—41 nimmt S. 339 ff. an, das Griechische habe urspr. ein wirkliches Dreisilben-, nicht Dreimorengesetz gekannt; innerhalb der drei Silben war der Akzent frei; die historischen Verhältnisse entstanden, indem innerhalb der drei Silben eine unbetonte Länge den Akzent an sich (nicht auf sich) zog.[2])

Unregelmäßigkeiten in der Betonung der Komposita hat Hatzidakis zwei Aufsätze gewidmet. Im einen (Γλωσσολογικαὶ μελέται I 591—6 [aus 'Αθηνᾶ 1899]) erklärt er die scheinbaren Ausnahmen von dem Gesetz, daß substantivische Zusammensetzungen auf -η, -ᾱ mit Präposition oder Partikel als erstem Glied die Betonung des Grundwortes beibehalten, sofern die Bedeutung nicht weiter verschoben wird (z. B. ἀλλαγή : συναλλαγή): ἱστοδόκη, προ-, οἰνοχόη, ὑδρορρόη sind eigentlich Feminina zu Adj. auf -ος; αὐτογραμμή u. ä. sind nicht als feste Zusammensetzungen zu rechnen (beachte αὐτοάνθρωπος); κατάρα ist Rückbildung zu καταρῶμαι wie ἧττα zu ἡττῶμαι u. ä. Im anderen (ebd. I 597—612 = 'Αθηνᾶ 1900; deutsch in SPrA 1900, 418—423) prüft er die Betonung der griech. Komposita auf -ος mit trochäischem Ausgang, die sich im Gegensatz zu derjenigen der Komposita mit daktylischem oder tribrachischem Ausgang auf den ersten Blick ganz regellos darstellt. Eine eingehende Musterung der allgemeinen Betonungsgesetze der Komposita auf -ος ergibt, daß Wörter wie ἐπημοιβός, ἐπῳδός, προπομπός, εὐεργός u. ä., die (als präpositionale Zusammensetzungen) den Ton auf der drittletzten Silbe haben sollten, sich nach den daneben liegenden Komposita gerichtet haben, in denen das Grundwort regelrecht seinen Ton auf der letzten Silbe beibehält, nämlich ἀργυραμοιβός, κωμῳδός, ψυχοπομπός, κακοεργός u. ä. Ferner gehört in Fällen wie αἰγίοχος, ναύαρχος, die nach ναυαγός u. ä. den Ton auf der

[1]) Doch ist das vorausgesetzte κέαρ eine junge Nachbildung nach ἦρ: ἔαρ, s. oben S. 31.

[2]) Ebenfalls nicht zugänglich ist mir F. G. Allinson, On the accent of certain enclitic combinations in Greek. TrAPhA 27, 73—78.

Schlußsilbe tragen sollten, das zweite Glied nicht zu den entsprechenden Verben, sondern zu abstrakten Verbalsubstantiva, die freilich nicht immer nachweisbar sind, z. B. πρωτόπλοος = ὁ τὸν πρῶτον πλοῦν ποιούμενος, κακόεργος = ὁ κακὰ ἔργα ἔχων: ihre Betonung ist also regelmäßig. Die Beziehung der attischen Ämterbezeichnungen auf -αρχος zu ἀρχή zeigt sich deutlich in den späteren Nebenformen auf -άρχης.

Eine Einzelfrage stellt zur Diskussion W. M. Ramsay, CR 1897, 261 (Δείδας oder Δειδᾶς auf kleinasiat. Inschr.?).[1])

Silbentrennung.

Die Silbentrennung, nicht die lediglich graphische, sondern die der gesprochenen Rede, verdient vielleicht bei lautlichen Untersuchungen noch mehr als bisher herangezogen zu werden: als Beispiel mag hier nur F. Solmsens Zurückführung des Schwankens in der positionsbildenden Kraft des F bei Homer auf verschiedene Silbentrennung genannt werden (man sprach χρήγυὸν | Fεῖπας, aber Fεῖπᾱς F|έπος: Untersuchungen zur griech. Laut- und Verslehre 166; ebd. 161 ff. auch Allgemeines über Positionsbildung und Silbentrennung; vgl. auch S. 182).[2]) Eine besondere, durch das praktische Bedürfnis bestimmter Regeln für die Oxford classical texts veranlaßte Skizze des Gegenstandes gibt

H. Stuart-Jones, The division of syllables in Greek CR 15 (1901), 396—401.

Unter I ancient practice werden Beispiele aus Inschriften (nach Meisterhans, Gramm. d. att. Inschr. und Schwyzer, Gramm. d. perg. Inschr.) und Papyri angeführt, unter II ancient theory die Grammatikervorschriften geprüft. Eine Handhabe, die Silbentrennung der lebenden Sprache zu bestimmen, bietet 1. die Haplologie: Fälle wie ἀνεωστάμην beweisen, daß man ἀ-νε-νε-, nicht etymologisch ἀν-ε-νε sprach (Schwyzer, Gramm. d. perg. Inschr. 131); 2. die Verteilung eines Konsonanten auf zwei Silben (s. oben S. 42). — Dazu eine Ergänzung: die Differenz zwischen μάρτυς, μάρτυσιν und μάρτυρος usw. beruht auf verschiedener Silbentrennung; die Ferndissimilation der beiden ρ trat nur ein, wo sie beide die Silbe schlossen (μάρ·τυρς, μάρ·τυρ-σιν), aber nicht in den

[1]) Th. Kindlmann, Über die Betonung des griechischen Subst. der 1. und 2. Dekl. im Nom. Sing. Gymn Progr. Mähr.-Neustadt 1901 ist für Schüler geschrieben und ohne wissenschaftlichen Wert (nach Stolz, ZöGy 1901, 561 f.).

[2]) Einige gelegentliche Bemerkungen fürs Griech. auch bei H. Hirt, IF. 12, 227 f. — Die einschlägige statistische Arbeit von H. W. Smyth, Mute and Liquida in Greek Melic Poetry TrAPhA 28 (1897), 111—143 ist mir nicht zugänglich.

Formen wie μάρ-τυ-ρος usw, wo sie nicht die gleiche Stellung in der Silbe hatten.

Den Geltungsbereich des **beweglichen** ν (ν ἐφελκυστικόν), über dessen Ursprung verschiedene Hypothesen aufgestellt worden sind, sicherer zu bestimmen, gestatten namentlich die Inschriften: doch hat J. **May**, Über das sog. ν ἐφελκ. NphR 1900, 505—8 nachgewiesen, daß auch die Behandlung in einer Demostheneshandschrift nicht zur byzantinischen Regel stimmt. — Eine ähnliche Erscheinung ist das **bewegliche** -ς: J. **May**, Über οὕτω und οὕτως. NphR 1901, 457—60 weist nach, daß bei Demosthenes οὕτως vor Konsonanten viel weiter verbreitet war als unsere Überlieferung annehmen läßt.

Stammbildungs- und Flexionslehre

des Nomens und Verbums sucht zu fördern

K. F. **Johansson**, Beiträge zur griechischen Sprachkunde. Upsala 1891 (in: Upsala Universitets Årsskrift 1890).

Rez. von Bartholomae, BphW 1892, Nr. 30/31. Bezzenberger, DLZ. 1892, 713 f. Solmsen, IA 3, 5—7.

Die Arbeit enthält außer Nachträgen und Register drei Aufsätze, die insofern näher zusammengehören, als sie vorwiegend Fragen der Stammbildung beschlagen. Mit Problemen der nominalen Stammbildung und Deklination beschäftigen sich der erste: „Einige Spuren des Nominaltypus skr. ásṛk asnás im Griechischen" (ἀστράγαλος neben ὀστοῦν, ὀσταχός u. ä.) und der sich mit diesem vielfach berührende dritte: „Über einige n-Stämme im Griechischen" (besonders über das t-Suffix vor oder nach -r- und -n-Suffixen). Die gelehrten und scharfsinnigen, aber nicht selten allzu gewagten Kombinationen des Verfassers kommen besonders der griechischen Etymologie zugute, fallen aber im ganzen hier außer Betracht. Ein Zug, der für das Bemühen des Verfassers, sein Material möglichst vollständig zu sammeln, bezeichnend ist, ist die stete Berücksichtigung der Ortsnamen; es ist aber methodisch bedenklich, Namen, deren Bedeutung nicht sicher steht, ja, deren Griechentum zweifelhaft ist, wie Ἱεράπυτνα, Πύδνα, Ἁλικαρνασσός, Δίνδυμος, zur Konstruktion indogermanischer Paradigmen zu verwenden. In Fällen wie λέαινα : λέοντ-ος ist ohne die Annahme **vorgriechischer** Doppelheiten auszukommen. — Der längste Aufsatz ist dem griechischen κ-Perfekt gewidmet (S. 33—95). Er beginnt mit einer an sich wertvollen Darstellung des Tatsächlichen in zwei Abschnitten: in einem werden die Belege für das κ-Perfekt in den Inschriften, namentlich in den Dialektinschriften, zusammengestellt, wobei sich, wenn auch die Belege seltener

sind, doch ergibt, daß alle die verschiedenen Typen gemeingriechisch sind; ein zweiter illustriert an Hand einer Statistik der literarisch überlieferten Formen die historische Ausbreitung des κ-Typus von den langvokalischen Musterformen zu den kurzvokalischen und konsonantischen Themen. Eine besonnene Kritik der Ansichten über den Ursprung des κ-Perfektes ergibt am meisten Wahrscheinlichkeit für eine schon von G. Curtius u. a. aufgestellte Vermutung, daß in κ ein stammbildendes Element vorliege; vgl. das Verhältnis von ἔθηκα, τέθηκα, θήκη, fēci, phryg. αδδακετ, skr. dhākás. Dem Nachweis des vorgriechischen nominal-verbalen, vielleicht ursprünglich präteritalen (?) Elementes vor allem im Griechischen und Lateinischen sind zwei weitere Abschnitte gewidmet (vgl. ἧκα, εἴκω, διώκω; βάκτρον, *fācundus*), während die beiden letzten eine Zusammenfassung der Ergebnisse sowie eine Vermittelung mit Bugges Theorie bringen, nach welcher -κε ein Kompositionselement ist, das auch — und zwar auch vor dem Verb — im Armenischen und Etruskischen (dessen Indogermanentum auch J. eine ausgemachte Sache zu sein scheint) begegne.

Komposition.

Als Arbeiten, welche das ganze Gebiet der Komposition beschlagen, sind zu nennen:

H. C. Muller, Beiträge zur Lehre der Wortzusammensetzung im Griechischen, mit Exkursen über Wortzusammensetzung im Indogermanischen und verschiedenen andern Sprachfamilien. Leiden 1896, wofür ich mich mit einer Verweisung auf die Besprechungen von Ziemer, WklPh 1896, 901 f. und Stolz, NphR 1896, 302, begnügen muß, und

Fr. J. Bieleckl, Les mots composés dans Eschyle et dans Aristophane. Progr. des großherz. Athenäum. Luxemburg 1899.

Die Arbeit behandelt nur die für die Dichter charakteristischen Komposita, gibt nicht etwa Nachweise für die zuerst bei ihnen auftretenden. Hauptergebnis: Äschylos bildet keine langen Komposita wie Aristophanes. Eigentümlich berührt es, wenn Aristophanes' Anwendung obszöner Wörter folgendermaßen entschuldigt wird: „Aristophane avait dû entendre plus d'une fois ces mots autour de lui dans la bouche d'esclaves ou de personnages grossiers."

Auf dem engeren Gebiete der nominalen Komposition ist zunächst zu erwähnen die Neubearbeitung der einzigen zusammenfassenden Monographie:

Γ. Ν. Τσερέπης, Τὰ σύνθετα τῆς Ἑλληνικῆς γλώσσης. Τεῦχος πρῶτον : τὸ ὀνοματικὸν πρῶτον συνθετικόν. Ἔκδοσις δευτέρα. Athen 1894.

Die 1. Auflage des dreiteiligen Werkes, die 1880—1882 auf Κεφαλληνία erschien, ist mir nur aus der günstigen Besprechung in BuJ 1890, 383 bekannt, die der Verfasser aus berechtigter Freude über die ihm gewordene Anerkennung abdruckt. Die zweite Auflage soll im Gegensatz zur ersten auch die Betonung eingehend berücksichtigen, was im vorliegenden Teil naturgemäß noch nicht zur Geltung kommt (beim rhythmischen Gesetz auf S. 111 ff., wonach ein *βοᾰ-θόος wegen der umgebenden Kürzen durch βοηθόος ersetzt werden mußte, ist die durch die metrische Nötigung bewirkte Vorliebe der Dichter für -η- in der Kompositionsfuge zu wenig berücksichtigt). Das Material, das möglichst vollständig vorgelegt wird — nur bei seltenen Wörtern mit genauem Zitat — liefert hauptsächlich die klassische Literatur, besonders Homer, doch sind auch inschriftliche Erscheinungen herangezogen; die spätere Sprache ist kaum berücksichtigt (vgl. dafür Schwyzer, perg. Gramm. Register S. 205a). Der 1. Hauptteil handelt nach den Deklinationen und mit besonderer Rücksicht auf den Kompositionsvokal von den (deklinierbaren) Nomina (Unterabschnitt: Kasusformen), der 2. Hauptteil von Adverbien, untrennbaren Partikeln wie δυσ-, ἀ-, ἀρι-, Präpositionen und Zahlwörtern als 1. Kompositionsglied. Schwierigere Wörter werden dabei unter umfassender und methodischer Verwertung der neueren, besonders deutschen sprachwissenschaftlichen Literatur ausführlicher besprochen (doch kann αἶσα nicht zu gleicher Zeit mit lat. aequus und osk. aiti- verglichen werden S. 43 Anm. 1; καλός nicht aus καλjός! S. 34; αἰπόλος kann nicht die avest. Präposition *a(i)wi* enthalten, die doch ai. *abhi* entspricht S. 103). Die in der βιβλιοθήκη Μαρασλῆ erschienene Fortsetzung des Werkes ist mir nicht zugänglich. — Andere Arbeiten zur nominalen Komposition beschränken sich auf einzelne Schriftsteller oder einzelne Kapitel.

M. Glaser, Die zusammengesetzten Nomina bei Pindar. Diss. Erlangen 1898.

Die sorgfältige Arbeit wendet sich mehr an die Pindariker, als an die Sprachforscher: es kommt dem Verfasser darauf an, die Eigentümlichkeiten Pindars in Bildung und Verwendung der nominalen Komposita hervorzuheben, wobei manche Stellen der pindarischen Gedichte einläßlicher behandelt werden. Etwa 1/6 von Pindars Komposita begegnen schon bei Homer, neue Typen hat er nicht geschaffen, zeigt jedoch bei manchen reichere Entfaltung. Die sprachwissenschaftliche Erklärung ist nicht immer einwandfrei: τερασκόπος (S. 28 f.) deutet Τσερέπης besser aus τερασ-σκ., αἱμακουρία (S. 55) ist nicht aus αἱματ- verstümmelt u. ä.; καλλίνικος aus καλιό-νικος! (S. 30).

W. Christ, Die verbalen Abhängigkeitskomposita des Griechischen. SMA 1891, I, 143—246.

Mit dem Thema beschäftigt sich im besonderen das V. Kapitel der Abhandlung (S. 186 ff.), während die vier ersten der Behandlung allgemeiner Fragen der Komposition gewidmet sind. Das erste schlägt eine neue Einteilung der Komposita in determinative (ναυσι-φόρητος, ἐπι-τίθημι, ἀρι-δείκετος), rektive oder Abhängigkeitskomposita (καρπο-φόρος, σιδηρο-βρώς, μενε-πτόλεμος) und kopulative (πλουθ-υγίεια, νυχθ-ήμερον) vor, die jedoch auch nicht alle Ansprüche befriedigt, und zwar von Glaser angewendet, aber von Brugmann seiner alten formalen Einteilung nicht vorgezogen wird. Das II. Kapitel bringt eine Liste der altererbten Komposita des Griechischen, wie sie durch Vergleichung der verwandten Sprachen ermittelt werden können, das III. sucht in jeder Gruppe die ältesten Typen festzustellen, und das IV. gilt der Formbildung der Komposita (Form des ersten Gliedes und Betonung; über einige Fragen der letzteren jetzt besser Hatzidakis oben S. 48 f.). Das V. Kapitel gibt eine (nicht erschöpfende) statistische Zusammenstellung der verbalen Abhängigkeitskomposita mit Besprechung interessanter Bildungen (z. B. Ἡσίοδος = Entsender, Leiter eines Feldzuges, zu ἱέναι [doch so; nicht ἰέναι] ὁδόν). Eingeteilt wird nach Bildungen, wo der Verbalbegriff voransteht (Ἀγέ-λαος), wo er nachfolgt (ἀ-βλής, παν-δαμάτωρ) und wo beide Stellungen vorkommen (Ἀρχέ-νεως: ναύ-αρχος). — Den Erklärungen gegenüber ist Vorsicht geboten; schon die historische Grammatik des Griech. kann nicht zugeben, daß ἀρχε- als erstes Kompositionsglied auf lautlichem Wege zu ἀρχι- geworden sei (S. 195), daß τλάθυμος aus ταλαν-θυμος zusammengezogen sei (S. 196 Anm. 2); was über vorgeschichtliche Fragen gelehrt wird, ist größtenteils unhaltbar (z. B. ὄνομα aus *ὄγνομα S. 154, ἡδύς aus su-adus „gut eßbar" S. 155).

Ch. **Renel**, Compositorum Graecorum quorum in ΣΙ prior pars exit de origine et usu. Thèse, Lyon 1896.

Verf. sucht den in der griechischen Komposition befolgten Grundsatz, daß das rectum dem regens vorangehe, auch für die Komposita mit -σι- im ersten Glied, die längst Osthoff glaubwürdig erklärt hat, geltend zu machen durch die ganz unhaltbare Annahme, das erste Glied gehe auf ein Partizip auf -το-, -τεο- zurück, sogar Ἀναξί δημος muß ein solches Ptz. enthalten, „qui gubernatos homines habet" (S. 54). Was zur lautlichen Begründung der Erklärung angeführt wird, wird hoffentlich nur Renels Lehrer Paul Regnaud überzeugen, der für diese Art von Wissenschaft die Verantwortung tragen muß. Aber wenn in der nach Schriftstellern geordneten Liste der Komposita mit -σι- (sie ist nicht erschöpfend, da z. B. von den Tragikern nur Äschylos ausgebeutet ist, mit eigentümlicher Begründung) auch Wörter wie Ἀναξι-

μάνδηρ, Λυσάνδηρ, Σουσισκάνης (Name eines Persers in Aesch. Pers.), Πασιχάρηα ohne Bemerkung figurieren, wird schon der Verf. selbst die Verantwortung übernehmen müssen.

Einen kleinen Beitrag zur präpositionalen Zusammensetzung liefert

G. S. Sale, On the word παρεξειρεσία and on Greek substantives compound with preposition CR 12, 347 f.

Es werden zwei Regeln aufgestellt: 1. wenn eine Präposition einem Subst. ohne weitere Veränderung vorgesetzt wird, hat sie adjektivische Geltung, z. B. ἄφοδος, περίπλους, παρεξειρεσία = τὸ παρὲξ τῆς εἰρεσίας; 2. wenn aus einem von einer Präposition abhängigen Kasus ein Substantiv gebildet wird, erhält das Ganze eine neue Endung (ἐκδημία, ἐμμετρία).

Ein interessantes Kapitel der präpositionalen (zumeist verbalen) Zusammensetzung behandelt:

A. Großpietsch, De τετραπλῶν vocabulorum genere quodam. Breslauer philolog. Abhandl. Band VII 5. Breslau 1895.

Verf. behandelt einläßlicher als Fr. Schubert, Zur mehrfachen präfixalen Zusammensetzung im Griechischen. Xenia Austriaca I (Wien 1893), 193—6 die Zusammensetzungen mit drei Präpositionen in den Quellen bis zum VII. Jahrh. n. Chr. Er findet deren 266 (21 Subst., 6 Adj., 2 Adv., die von Verben abgeleitet sind, die übrigen sind Verba), wovon 200 nur vereinzelt vorkommen; die häufigsten Verba zeigen auch zugleich die häufigsten Kombinationen der Präpositionen: κατεξανίσταμαι, συμπαρεκτείνω. Schon bis 300 v. Chr. erscheinen 41 solcher Bildungen (bis auf Äsch. nur bei Verben der Bewegung), bis auf Augustus erscheinen 22, bis 300 n. Chr. 65, von 300—500 n. Chr. 44 neue Bildungen; die Zeit nach 500 hat 89 eigene. In älterer Zeit traten die 3 Präp. gleichzeitig an, später liegt gewöhnlich ein Bikompositum zugrunde. Unter den Dichtern brauchen sie am häufigsten die Epiker, die auch darin bis ins VI. Jahrh. n. Chr. Homers Autorität folgen.[1])

Über eine Anzahl sekundärer, meist aus der Verbindung von Subst. mit nachfolgendem Adj. hervorgegangener Zusammensetzungen handelt J. Wackernagel, Die Komposita auf -αγρος. ZvSpr 33, 43—56: ἱπποπόταμος über ἱπποποτάμιος aus ἵππ. ποτάμιος; Σαμοθρᾴκη

[1]) Lediglich eine nicht einmal vollständige alphabetische Zusammenstellung der mit Präpositionen zusammengesetzten Verba bei Äschylos gibt E. Lesser, Quaestiones Aeschyleae de ubertate verborum cum praepositionibus compositorum. Diss. Halle 1893. — Über *D. H. Holmes, Die mit Präpositionen zusammengesetzten Verba bei Thukydides. Berl. 1895, vgl. Couvreur, Rcr 1897, II, 112 f.; Harder, DLZ 1897, 743.

nach Σαμόθρᾳκες statt hom. Σάμος Θρηϊκίη; dagegen bedeutete das bei weitem ältere σύαγρος eigentlich „Saufänger“; später nicht mehr verstanden, wurde es in der Dichtersprache kühn der Verbindung σῦς ἄγριος gleichgesetzt — der Vorgang wird durch zahlreiche Parallelen illustriert — und zog weiter αἴγαγρος, ἵππαγρος, ὄναγρος statt αἴξ, ἵππος, ὄνος ἄγριος nach sich.

M. Heine, Substantiva mit α privativum. Diss. München 1902.

Der Hauptwert der Arbeit beruht nicht in den allgem. Erörterungen des II. Teils, sondern im I. Teil, der eine nach vier Sprachperioden gegliederte, auf Grund der vorhandenen Lexika angefertigte Zusammenstellung der in der Literatur (einschließlich der byzantinischen Zeit) vorkommenden Substantiva mit α priv. (ohne Belegstellen) enthält. Innerhalb der einzelnen Perioden unterscheidet die Verfasserin je 4 Klassen, je nachdem das Subst. von einem privativen Adjektiv, direkt von einem Subst. oder von einem auf einem privativen Adjektiv beruhenden Verb abgeleitet ist oder ohne Grundwort resp. zweifelhaft ist. Zu wenig berücksichtigt ist die von der Verf. freilich S. 47 f. angedeutete Möglichkeit analogischer Nachbildungen mit Überspringung des schematisch anzusetzenden Zwischengliedes. ἀκολασία u. ä. haben kein τ verloren: in grammatischen Dingen gebricht es der fleißigen Sammlerin überhaupt an selbständigem Urteil.[1])

Namen.

Für die Personennamen haben wir durch die Arbeit der beiden rührigsten Forscher auf dem Gebiete der griechischen Onomatologie eine zusammenfassende Darstellung erhalten:

Aug. Fick, Die griechischen Personennamen nach ihrer Bildung erklärt und systematisch geordnet. Zweite Auflage bearbeitet von Fr. Bechtel und Aug. Fick. Göttingen 1894.

Rez. von P. Kretschmer, IA 5, 37—41. Ziemer, ZöGy 1895, 422—9. O. Hoffmann, BKIS 22, 130—9.

[1]) Auf folgende einschlägige Arbeiten kann ich nur verweisen:

1. G. Turiello, Sui composti sintattici nelle lingue classiche. RF 22, 1—149;

2. J. Jedlička, s-Stämme im 2. Glied homer. Komposita. LF 20, 25—33 (s. IA 3, 241 f.);

3. J. Vintschger, Die αὐτο-Komposita sprachwissenschaftlich klassifiziert. Progr. Gmunden 1899 (vgl. ZöGy 1901, 373 f.);

4. A. H. Hamilton, The negative compounds in Greek. Diss. Baltimore 1899 (vgl. Stolz, ZöGy 1902, 413 f.; Sitzler, WklPh 1902, 688—90; My, Rcr 1903, 185 f.; Thumb, IA 14, 13).

Das Buch ist eine vollständige Neubearbeitung des Buches von A. Fick, das unter dem gleichen Haupttitel schon 1874 erschien. Hatte die erste Auflage (die dadurch ihren Wert behält) auf 133 Seiten auch die Namensysteme der verwandten Völker behandelt, soweit sie die altindogermanischen Prinzipien der Namengebung beibehalten haben — es sind Kelten, Germanen, Slaven, Iranier und Inder — lehnt es die Neuauflage ausdrücklich ab, nochmals den indogermanischen Adel der griechischen Namenbildung zu erhärten (S. 37), deren Prinzipien auch der Widerspruch von W. Bannier, Die griech. Kosenamen BphW 1894, 1181 f. nicht erschüttert hat, sondern beschränkt sich auf die griechischen Personennamen, die durch die reichen Inschriftenfunde so sehr vermehrt worden sind (die lat. Überlieferung ist freilich nicht ausgebeutet). Man kann die Fülle dessen, was uns geboten wird, leicht daran ermessen, daß der Abschnitt „System der griechischen Namenbildung" in der 1. Aufl. 90, in der neuen unter der Überschrift „Zusammenstellung der Vollnamen und Kosenamen" 259 S. zählt. Wenn sich auch diese beiden Abschnitte ungefähr entsprechen und äußerlich gleich sehen, nur daß die neue Auflage statt Wurzeln wirkliche Wörter als Stichformen ansetzt und für seltenere Namen Belegstellen, bes. aus Inschriften, gibt, ist im übrigen die Anordnung nicht unwesentlich verändert: den drei formalen Abschnitten der früheren Arbeit (I. Anfangsgruppen und Kosenamen, II. Endgruppen, III. System der griech. Namenbildung) stehen jetzt die sachlichen: I. Menschennamen, II. Heroennamen, III. Götternamen gegenüber. Die Hauptmasse bilden natürlich die Menschennamen, bei denen auch die „Namen aus Namen" (Kalender- oder Geburtstagsnamen, Widmungsnamen wie 'Απολλώνιος, übertragene Namen wie Götter-, Tiernamen als Menschennamen, Ethnika und Gentilia als Einzelnamen, Berufsnamen) eine größere Rolle spielen als bei den Heroennamen. — Freilich sind sich die Verfasser wohl bewußt, daß sie nur eine Vorarbeit zu dem gewaltigen Bau eines wirklichen griechischen Namenbuches getan haben (vgl. VII ff. 34): so lehren uns gelegentliche Bemerkungen wie zu Μηνο- S. 207 etwas über den Anteil der einzelnen Landschaften und Zeiten (eine eigentliche Namengeschichte ist ja wichtiger als die Namendeutung), es fehlen die Kosenamen, zu denen keine Vollnamen nachgewiesen sind, und die Personennamen, die auf Götterbeinamen zurückführen (Μείλιχος zu Μειλίχιος). Was die Erklärung der Namen anbetrifft, wird hauptsächlich die Behandlung der einfachen Götternamen (436 ff.) Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten bieten können, so die Erklärung von Φοῖβος als „heilend", ai. bhēšajá-, wenn auch die vergleichende Mythologie sogar ironisiert wird. — S. 202 wäre zu Μενδι- ein Verweis auf Βενδιδο- S. 78 angebracht gewesen. Zu S. 333: vielleicht ist das eine oder

andere Ethnikon auch dem als Name geblieben, der sich längere Zeit in dem betreffenden Lande aufgehalten hat (z. B. Αἰγύπτιος), wie wenigstens mittelalterliche Analogien vermuten lassen.

Die beiden Forscher sind eifrig bemüht, ihr Werk durch gesonderte Bearbeitung einzelner Namengebiete und Nachträge zu fördern: Bechtel namentlich in zwei größeren, in Buchform erschienenen Arbeiten, Fick in mehreren Aufsätzen. Zuerst sei genannt

Fr. Bechtel, Die einstämmigen männlichen Personennamen des Griechischen, die aus Spitznamen hervorgegangen sind. GöAbh. 1898.

Rez. von Fick, WklPh 1898, 1105—1110.

Nach einer Einleitung, in der u. a. die Nachrichten über μετονομάσεις besprochen werden, wobei die von Plato überlieferte abgelehnt wird, bietet Bechtel eine reichhaltige Sammlung der vielen aus einstämmigen Spitznamen hervorgegangenen Männernamen, in die jedoch nur solche aufgenommen sind, die aus dem Sprachgebrauch, besonders der Komödie, die oft herangezogen wird, unmittelbar zu verstehen sind, mit Beschränkung auf die Zeit vor 100 v. Chr. Die Anordnung läßt den Wert der Untersuchung für die Kulturgeschichte deutlich in die Augen springen: I. der Mensch als körperliches Wesen (Körperbau [besonders zahlreich sind Namen für kleine Leute S. 9 f.], Sprache, geschlechtliches Unvermögen, Gebrauch der Gliedmaßen, körperliche Fertigkeiten); II. der Mensch als geistiges Wesen (1. Intellekt, 2. Gemüt a) Temperament b) Charakter, näml. Vielesser, Trinker, λάγνοι); III. der Mensch als Glied der Gesellschaft (soziale Stellung, Lebensführung). Doch geht auch der Grammatiker nicht leer aus; ich bedaure sehr, daß mir wie das große Werk auch Bechtels kleinere Arbeit bei der Bearbeitung der 3. Aufl. von Meisterhans' Grammatik d. att. Inschr. noch nicht zugänglich war; sonst hätte ich z. B. zu Κνίφων S. 74 auf Bechtel S. 69, zu Λεττίνης Μαιώτης auf S. 77 auf Λεττίνας Γυρτούνιος (Bechtel 15) verwiesen, auf S. 139 die von Bechtel S. 25 auf einer Vase entdeckte Genetivbildung Γλημῦδος meinen Beispielen angeschlossen; auf S. 8 findet der Homeriker mit πέλωρ anregend den Namen Πελάρης aus Styra verglichen (vgl. Solmsen, ZvSpr 34, 536 ff.).

Neuestens schließt sich an

F. Bechtel, Die attischen Frauennamen nach ihrem System dargestellt. Göttingen 1902.

Rez. von Kretschmer, WklPh 1903, 225—8.

Die Beschränkung auf die attischen Frauennamen liegt außer am Reichtum und der bequemen Zugänglichkeit des Materials daran, daß nur für Attika die Scheidung der bürgerlichen und nichtbürgerlichen Namen möglich ist: daß die Frauennamen sich nach der sozialen

Stellung nicht unerheblich unterscheiden, ist aber gerade das Hauptergebnis des Buches. Die weiblichen Vollnamen, die übrigens fast durchweg aus den gleichen Elementen bestehen wie die männlichen Vollnamen, nur movierte männliche Vollnamen sind, neben denen Koseformen verhältnismäßig selten auftreten, werden zwar von bürgerlichen und nichtbürgerlichen Elementen gleichmäßig gebraucht, dagegen dringen die übrigen Namen erst nach und nach, z. T. recht spät, aus der Sphäre von Sklavinnen und Hetären in die bürgerlichen Kreise ein. Der umfangreichere zweite Teil, der der Deutung dieser Namen gewidmet ist, ist auch von hohem kulturhistorischen Interesse. Es sei kurz auf die wichtigsten Abschnitte desselben hingewiesen: Appellatives Adjektiv (im Fem. od. Neutr.) aus Frauenname; Kalendernamen; Widmungsnamen; Ethnika oder (brachylogisch) Ortsnamen als Frauennamen, Bezeichnungen der Lebensstellung. Am häufigsten finden wir aber das mitunter ergötzliche und vom Verfasser gelegentlich noch gewürzte Spiel der Metonymie (Frauennamen aus Namen von göttlichen Wesen und Heroinen, Märchenfiguren, hervorragender historischer Persönlichkeiten, von Tieren, Pflanzen, Mineralien, aus Bezeichnungen des Lichts, des Tropfbar-Flüssigen, von Spielzeug. Toilettengegenständen und Geräten überhaupt, aus Namen öffentlicher Örtlichkeiten, von Festlichkeiten und Jahreszeiten, aus Abstrakten). Überall sind die ältesten Belege mitgeteilt. Gelegentlich ist auch eine Bemerkung eingeflochten, die über das Thema hinausführt, so S. 42 Anm. über die Doppelkonsonanz in ahd. *flucchi* u. ä., S. 66 über das als echtgriech. erklärte Ἄφφιον; S. 67 wird die Messung κοράσιον festgestellt; S. 78 Anm. 4 das schon dem 4. Jahrh. angehörige Βρισίς vielleicht richtiger erklärt als noch in der neuesten Auflage von Meisterhans S. 38; S. 64 wird die Etymologie von νεογιλλός gegeben; S. 132 Ἐπίλαμψις zu λάμψομαι gestellt; S. 136 ein neuer Beleg für Schwund von *u* in Langdiphthongen gegeben. — Ἐρατώνασσα S. 4 wird durch die Lautform als unattisch erwiesen [doch s. jetzt die S. 31 genannte Arbeit von K. Eulenburg]; Αἴθη S. 45 könnte geradezu auf dem Pferdenamen beruhen, vgl. Anakreons Lied πῶλε θρηκίη κτλ.

A. Fick, Die griechischen Verbandnamen BKIS 26, 233—265.

„Die Skizze ist zu dem Zweck entworfen, nachzuweisen, daß auch die Verbandnamen nach denselben Grundsätzen wie die übrigen Eigennamen gebildet sind.“ Sie gibt zuerst eine Zusammenstellung der Stammesnamen nach den häufigsten Ausgängen (Vollnamen auf -αϝονες, auf -οπες, -ωπες, -ωποι, vereinzelte Ausgänge wie in Ἀχαιϝοί, Κέλαιθοι, Μολοσσοί, zusammengesetzte mit Präposition als erstem Glied), dann ein nach den Landschaften (einschließlich Makedonien und Epirus) geordnetes Verzeichnis der Ethnika mit zahlreichen Vermutungen (z. B. κάδμος

θηβαῖος = Heerbann von Theben? S. 255; Ἀτθίς aus Ἀθηναΐς gekürzt nach Art der zweistämmigen Vollnamen S. 258), die nicht bloß den Sprachhistoriker interessieren, freilich nicht immer einwandfrei sind. Ein Anhang spricht über die Behandlung fremder Ethnika durch die Griechen.

Mit weniger Glück wendet derselbe Gelehrte die gleiche Theorie auf eine Kategorie adjektivischer Wörter an:

A. Fick, Die griechischen Götterbeinamen BKIS 20, 148—180.

Denn mit dem gleichen Recht wie für die Götterbeinamen, die auf Grund von Bruchmanns Epitheta deorum, quae apud poetas Graecos leguntur systematisch zusammengestellt werden, das Bildungsprinzip der Eigennamen behauptet wird, könnte dies für die Beiwörter der homerischen Helden und der Stätten ihrer Taten, am Ende für sehr viele adjektivische Wörter überhaupt geschehen; ist doch Kürzung auch bei zusammengesetzten Adjektiven sicher bezeugt, wenn auch seltener als bei Namen. Und auf der anderen Seite muß doch Fick selbst Verwendung einstämmiger Beinamen zugeben: βρόμιος, Κυπρία wagt er selbst nicht sicher als Kurzbildungen in Anspruch zu nehmen; auch für Ζεὺς κέραυνος ist dies nicht sicher, indem die von der rein appellativen abweichende Verwendung gerade durch die verschiedene Betonung charakterisiert sein kann. Neue Deutungen sind selten; es sei aus leicht zu erkennendem Grunde auf die zweifelnd vorgetragene Vermutung μελικέρτης = „Gliedverhauer“ hingewiesen (S. 167).

Der Kurznamenforschung insbesondere sind folgende Arbeiten gewidmet:

O. Crusius, Die Anwendung von Voll- und Kurznamen bei derselben Person und Verwandten. (Jahn-)Fleck. Jahrbb. 141/37 (1891), 385—94.

Die Erscheinung ist häufiger bei mythologischen Namen, kommt aber auch bei Menschen in unserer Überlieferung nicht selten vor. So heißt z. B. Πυθαγόρας auch Πύθων, Τέρπανδρος auch Τέρπων, Μανόδωρος (Ar. Vög. 656 f.) daneben Μανῆς (ebd. 1311. 1329). Ähnlich ist es, wenn der Name derselben Person verschiedene Ausgänge zeigt, wenn z. B. ein Κλεανδρίδης auch als Κλέανδρος erscheint. Beide Erscheinungen sind auch für Literaturgeschichte und Textkritik wichtig.

Nach dem gleichen Grundsatz vollzieht sich die Kürzung bei zusammengesetzten Appellativa: J. Strachan, Koseformen in der Anrede, ZvSpr 32, 596 weist κάνθων für κανθήλιε (bei Ar. Wesp. 201) und für κάνθαρε (Fried. 82), W. Schulze: Zur Kurznamenbildung, ebd. 33, 401 hellenistisch und spätgriechisch τετανός, σπανός, βίαιος für τετανόθριξ, σπανοπώγων, βιαιοθάνατος nach; vgl. auch W. Schulze, ZvSpr 32, 195 Anm.

Eine Reihe kleinerer Aufsätze und Artikel bringt Belege für einzelne Namen oder beschäftigt sich mit der Etymologie solcher. So Fr. Bechtel, Griechische Personennamen aus CIA IV 2 (BKIS 23, 94—99; Nachträge zu den „Personennamen" in der Anordnung dieses Werkes); Böotische Eigennamen (ebd. 26, 147—152 [Τευμαστιγένεις zu τευμάομαι, Μώλιουτος zu μῶλος, Ϝαδώσιος]); der Frauenname Ἀπάτη (H 34, 480; = „Trug", indem der Vater einen Sohn erwartet hatte); Neue griech. Personennamen (H 34, 395—411; alphabetischer Nachtrag aus den Inscr. Gr. maris Aegaei); Γίλλος : νεογιλλός aus *-γιδλος lit. *žindu* „sauge" (BKIS 27, 191 f.).; A. Fick, Einige griechische Namen (BKIS 26, 110—13; altkorinthisch); Οὐατίας (ebd. 123—29; „König Langohr" = Midas); Asklepios (ebd. 313—23; A. ist ursprünglich eine Heilschlange; der Name zu σκαλαπάζει · ῥέμβεται, „sich in Windungen regend"; Ποδαλείριος „Schmalfuß" ist die aufgerichtete Schlange); Fr. Fröhde, Διόνυσος (BKIS 21, 185—202; gegen Kretschmers Deutung aus dem Thrakischen wird wieder Herleitung aus dem Griech. versucht); Ἶρις (ebd. 202—7); F. Solmsen, Drei boiot. Eigennamen RhMPh 53, 137 ff. (Ϝάρμιχος zu got. *waúrms*, Wurm u. a.); einen beachtenswerten Versuch, die antike Auffassung von Δημήτηρ mit den Hilfsmitteln der modernen Wissenschaft zu rechtfertigen, machte P. Kretschmer, WSt 24, 523—6 (Δᾶ und Δω uralte Lallnamen der Erdgöttin, urspr. wohl = μᾶ; Δαμάτηρ also = Mutter Da); H. Diels, Onomatologisches H 1902, 480—3 tritt für Παρμενίδης mit Kürze ein, das jetzt F. Blaß, ΓΕΡΑΣ. Abhandlungen zur indogermanischen Sprachgeschichte August Fick gewidmet. Göttingen 1903, S. 1—16 durch rhythmische Erwägungen stützt, und deutet λιγυαστάδη hei Solon als λιγυαστ. „heller Sänger"; zu einer Übersicht über eine Reihe von Namenbildungsweisen erweitert sich der Aufsatz von W. Crönert, Philitas von Kos. H 1902, 212—27; im Verlauf des Nachweises, daß weder Φιλήτας noch Φιλητᾶς, sondern Φιλίτας die richtige Namensform für den koischen Dichter ist, werden die Bildungstypen auf -ᾶς und -άδης sowie die durch ein τ-Suffix gekennzeichneten durch ein reiches, besonders aus den attischen Inschriften geschöpftes Material illustriert.

Einen Anfang, die von Fick-Bechtel nicht berücksichtigte lateinische Überlieferung für das griech. Namenbuch auszubeuten, macht K. Schmidt, Die griechischen Personennamen hei Plautus I. H 1902, 173—211. Vgl. noch oben S. 34 (über Aphärese in Personennamen).

Mehr sachliches Interesse als sprachliches haben die Arbeiten von H. Meyersahm, Deorum nomina hominibus imposita. Diss. Kiel 1891 (bei den Griechen finden sich Beispiele nicht vor Tiberius, dann besonders im 2. Jahrh. n. Chr.),

Fnochi, Le etimologie di nomi propri nei tragici greci. Estr. dei stndi ital. di filol. class. 6, 273—318,

eine Zusammenstellung der (vielfach auf irrigen Voraussetzungen beruhenden) etymologischen Anspieinngen bei den Tragikern, die mehr dem Erklärer der Dichter als dem Sprachforscher dient, wenn sie auch hie und da darauf Licht wirft, wie ein Name empfunden wurde, und

R. Herzog, Namensübersetznngen nnd Verwandtes. Ph 56, 33—70.

Der Verfasser überblickt die Namensänderungen im Gesamtgebiet der Antike nach drei Gesichtspunkten: 1. Völlige Anfgabe und Umtanschung des Namens an den einer fremden Sprache. 2. Akkommodation des Klanges des angestammten Namens an den fremden Sprachgeist. 3. Übersetzung. Eine sprachliche These ist die Annahme, daß Franennamen, die von orientalischen Tieren nnd Pflanzen genommen sind, als Nachahmung orientalischen Branches zu betrachten seien.

Anch die Erforschnng der griechischen Ortsnamen, an die sich eine Fülle interessanter Probleme auch sachlicher Art knüpfen, ist neuerdings wieder in Fluß gebracht worden durch

A. Fick, Altgriechische Ortsnamen I—VII. BKIS 21, 237—286. 22, 1—76. 222—238. 23, 1—41. 189—244. 25, 109—127.

Angeregt durch E. Curtius, Gesammelte Abhandlungen I 477, unternimmt F. den Versnch, das Material nach Sache nnd Form zu ordnen, soweit es von seinen Vorgängern zusammengetragen ist: hinsichtlich der Vollständigkeit des Materials bezeichnet er selbst seine fern von einer größeren Bibliothek entstandene Arbeit als bloße Vorarbeit; namentlich die Inschriften, auch die daran anschließende grammatische Literatur, sind nicht genügend ausgebeutet.[1]) Dabei fällt auch für die weitere Sprachforschung manches ab: manch seltenes Dialektwort findet durch einen Ortsnamen erwünschte Bestätigung. Auf der anderen Seite versagt gerade bei Namen, deren Sinn man gerne wüßte, oft die Deutungskunst oder, was noch schlimmer ist, es sind der Möglichkeiten zu viele; manche Ortsnamen sind auch kaum ursprünglich griechisch. Bei einer Menge von Ortsnamen liegt ja die Herkunft

[1]) Einen Maßstab für die trotz scheinbaren Reichtums doch ungemein spärliche Überlieferung gibt die Vergleichung der überlieferten Flurnamen mit andern Kategorien oder gar mit Flurnamen von Ländern, für die eine annähernd vollständige Kenntnis der Ortsnamen zu erreichen ist. Sammelte doch einer der Mitarbeiter am Glossaire des patois romands aus einer Gemeinde 800 Flurnamen, von denen etwa die Hälfte isolierte, der Deutung sich entziehende Wörter sind. Um so mehr muß vollständig gesammelt werden, was irgendwie erreichbar ist.

auf der Hand; aber auch sie werden oft erst recht begreiflich durch die Vergleichung mit bildungs- oder bedeutungsähnlichen. F. führt den Stoff in sechs Hauptabteilungen vor: I. die senkrechte Gliederung (Berge, Täler, Schluchten, Ebenen); II. die wagerechte Gliederung (Gestade, Meeresteile und Meere, Inseln); III. die Binnengewässer (stehende und fließende); IV. Namen von Ländern und Landschaften, Gauen und Stadtbezirken, Fluren, Wäldern, Hainen und geweihten Stätten; V. VI. Namen der menschlichen Wohnstätten zu dauerndem oder vorübergehendem Aufenthalt, der Städte, Dörfer, Weiler, Burgen, Lagerplätze, Wachtposten usw. Innerhalb der Hauptabteilungen ist besonders Rücksicht genommen auf eigentliche und übertragene Namen sowie auf formale Kriterien (wie auf die Wahl von Haupt- oder Beiwort in V. VI). Der VII. Abschnitt bringt eine Reihe von Nachträgen und Berichtigungen, spricht sich skeptisch über die Annahme phönikischer Namen auf griechischem Boden aus, hebt die Seltenheit von Koseformen hervor — sie finden sich häufiger nur für die Namen der ägyptischen Nomen-Hauptorte, wo man indes an Personifikation zu denken hat — und klingt in den Wunsch aus, daß dereinst nicht nur ein umfassendes Ortsnamenbuch — ein Pendant zu dem von W. Meyer-Lübke befürworteten lateinischen Corpus topographicum — sondern auch ein griechisches Sachwörterbuch entstehen möge. — Zu einzelnen Deutungen Ficks machen Bemerkungen R. Thomas, BKIS 26, 183—6; W. Prellwitz, ebd. 27, 192.

Für C. Angermann, Beiträge zur griechischen Onomatologie. Programm der Fürstenschule in Meißen. 1893, muß ich auf die Besprechungen von Kirchner, WklPh 1893, 1166—69 und Stolz, BphW 1894, 38 verweisen.

Nominalbildung.

Aus der großen Menge der einschlägigen Abhandlungen seien zunächst einige größere Arbeiten hervorgehoben.

Wiederholt hat die schon früher verhandelte Frage nach der Herkunft der griechischen Nomina auf -εύς die Forschung beschäftigt, ohne daß ein allgemein anerkanntes Ergebnis erzielt wäre.

K. Brugmann, Die Herkunft der griechischen Substantiva auf εύς, Gen. ῆϜος. IF 9, 365—74,

der zugleich die frühere Literatur über die für das Griechische so charakteristische Bildung zusammenstellt, benutzt den in den indogermanischen Sprachen oft belegten Wechsel zwischen vokalischem und konsonantischem Stamm, z. B. ai. maryakás: μεῖραξ, um zu vermuten, es liegen den Nomina auf -ευς Partizipia auf ηϜο (woneben ηϜ) zugrunde,

die zu Verba auf -έω gehörten: φορη-ϝ(ο)- wie φορη-τός, φορή-σω. In diesem Fall müßte also die griechische Bildung in vorgriech. Zeit zurückreichen, was auch die Meinung H. Reichelts ist, der BKIS 25, 240 f. zwar Brugmanns Erklärung ablehnt, dagegen die Stämme auf ηϝ (und ωι) mit den *i*- (und *u*)-Stämmen aus ein und demselben ursprachlichen Paradigma hervorgegangen sein läßt, sowie diejenige H. Ehrlichs Die Nomina auf -ΕΥΣ. Leipziger Diss. 1901 (= ZvSpr 36, 1—48).[1] E. sucht in seiner scharfsinnigen und inhaltreichen Abhandlung, die manches berührt, was mit dem Thema nicht unmittelbar zusammenhängt, glaublich zu machen, daß die Nomina auf -ηϝ- auf der gedehnten *e*-Form zu o-Stämmen (ἱππη-) und der schwächsten Gestalt des (im Indischen mit -u̯ent- zu einem Paradigma verbundenen) Suffixes -u̯es- (nämlich -us-) beruhen, ἱππεύς also gleichsam ἱππήεις sei (?). Einen ganz anderen Weg betritt wieder P. Kretschmer (s. die Fußnote 1), der griechische Neubildung annimmt. Nur erwähnen will ich C. A. M. Fennell, Greek stems ending in ι and ευ and Ἄρης. CR 1899, 306, der βασιληϝ auf βασιλει̯υ, stark βασιλει̯εϝ-, zurückführt (πόληι sei dagegen sekundäre Dehnung).

Von einer ausführlichen Darstellung der Geschichte der griechischen Nominalbildung liegt bis jetzt nur eine Probe vor:

A. W. Stratton, History of Greek Noun-Formation. I. Stems with -μ-. Chicago 1900. [SA. aus den „Studies in classical philology" der Universität Chicago, vol. II p. 115—243.]

Rez. von Solmsen, BphW 1900, 307—12; Stolz, ZöGy 1900, II, 132—3.

Die Arbeit besteht, wenn man von dem programmatischen Eingang und den wesentlich auf Brugmanns Grundriß beruhenden allgemeinen Bemerkungen über die *m*-Suffixe in den idg. Sprachen absieht, zu einem guten Teile aus alphabetischen, nach dem Wortausgang geordneten Zusammenstellungen der Stämme auf -μεν-, -μον-, -ματ-, -μο-; die Wörter auf -μή, -μονή-, -μις und die possessiven Komposita sowie das Semasiologische sind auf eine Fortsetzung verspart. Für jedes der angegebenen Suffixe gibt der Verfasser zwei Reihen von Belegen: einmal stellt er nach formalen Gesichtspunkten sämtliche ihm bekannte Beispiele aus der gesamten Literatur bis in den Anfang der byzantinischen Zeit zusammen, und zweitens gibt er eine Liste der in der vorhellenistischen Zeit (vor 280 v. Chr.) belegten Bildungen mit Angabe der Literaturgattung, in der sie erscheinen. Es wären aber nicht nur

[1] Rez. von Meltzer, NphR 1902, 36 f.; Schwyzer, BphW 1902, 433—7; Hatzidakis, DLZ 1902, 783—5; Kretschmer, ZöGy 1902, 711—3; Hirt, LC 1903, 455 f. [; Solmsen, IA 15, 222—8].

mannigfache Wiederholungen vermieden, sondern auch die geschichtliche Einsicht vertieft worden, wenn der Verfasser gleich für jede Bildungsbesonderheit die Belege in chronologischer Folge gegeben hätte; die weniger eingehende Behandlung der nachklassischen Sprache ist heute nicht mehr zeitgemäß, und die Vernachlässigung der Inschriften (und Papyri), die niemand durch die Bemerkung auf S. 115 für entschuldigt halten wird, bringt die fleißige Arbeit um einen großen Teil ihres Wertes (so fehlt πέσωμα aus den Vaseninschriften). Zu einer wirklichen history of the suffixes with *-m-* ist der Verfasser vielleicht gerade infolge seiner Anordnung nicht gekommen; jedenfalls hat er sein Material nicht geschichtlich verarbeitet, obschon sich schon daraus manches Interessante ergeben hätte, z. B. daß die Bildungen auf -ωμα (auch die auf -ευμα) nicht so alt sind, um Kretschmers Hypothese, die der Verf. S. 124 N. 1 anführt, gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Zu S. 135 ist ihm meine Erörterung über die kurzvokalischen Bildungen auf -μα (perg. Gramm. 47 f.) entgangen; sie wird gestützt durch σύμβᾰμα (s. BphW 1904, 533), das bei Stratton fehlt. ἄρταμος S. 217 gehört nicht hierher; warum soll das beiläufig auf S. 232 erwähnte νεοσσός auf *νεοχιος zurückgehen? *νεϝοκιος wird doch durch das danebenstehende νεᾱξ als Grundform gesichert.

Wie interessante Dinge in den Dialektinschriften Stratton sich hat entgehen lassen, zeigt

F. Solmsen, Zwei Nominalbildungen auf -μα. RhMPh 56, 497—508: argivisch γράσσμα steht für γραφσμα, kret. ψάφιμμα für ψαφιγμα (: ψαφιξ-).

Die Namen hat Stratton ganz unberücksichtigt gelassen, obschon dieser Teil des Wortschatzes bei genügender Vorsicht sehr wichtige Ergebnisse liefern kann, wie Stratton auch für sein Thema hätte lernen können aus

R. Meister, Epigraphische und grammatische Mitteilungen. BSG 1894.

M. handelt im grammatischen Teil seiner Mitteilungen (S. 154—9) über „stammabstufende Namen aus dem Norden und Nordwesten Griechenlands“, indem er Pare wie Ἀμύμονες : Ἄμυμνοι, Στρύμων : Στρυμ(ν)όδωρος, ΧάϜονες : Χαῦνοι u. a. nach dem Prinzip der abstufenden Deklination erklärt; die Ethnika auf -ᾶνες verdanken ihr α der schwachen Stufe mit urspr. -ἄν- (vgl. τυφεδανός : τυφεδών); formal steht ihnen makedon. μεγιστάν gleich; 157 f. wird der Ioniername besprochen.

K. Brugmann, Der Ursprung der Barytona auf -σος. BSG 51 (1899), 177—218

weist, im Gegensatz zu Lagercrantz, Zur griech. Lautgeschichte S. 16 ff., nach, daß die barytonen Appellativa auf -σος wie κόμπασος, κραύγασος, πολλαγόρασος, μέθυσος und die Kurznamen auf -σος wie Ἔρασος, Ὄνησος, Λῦσος ihrer Bildung nach identisch sind, und zwar sind erstere von den Kurznamen ausgegangen. „Während der Gebrauch dieser Bildungstypen in weitem Umfang für Eigennamen nachweisbar ist, die Vollformen auch als Appellativa von urgriech. Zeit her geläufig waren, erscheint die Kurzform auf -σος in appellativem Sinne verhältnismäßig nur selten in der Literatur. Sie gehörte ganz vorzugsweise der Sprache des niederen Volkes an, und es steht zu vermuten, daß hier weit mehr Wörter dieser Art, z. T. wohl nur als kurzlebige Modewörter, geschaffen worden sind, als die Überlieferung uns an die Hand gibt. Daß auch die Kurzformen auf -σις appellativisch verwendet worden seien, ist nicht nachweisbar" (S. 217). Von neuen Etymologien seien die von θίασος S. 188, νῆσος S. 212 ff., δρόσος S. 214 f. hervorgehoben.

Für A. Levi, Dei suffissi uscenti in sigma. Turin, Löscher 1898 muß ich auf die Besprechungen von Pauli, DLZ 1899, 1829 f. und Stolz, BphW 1899, 1110 f. verweisen.

Von kleineren Arbeiten, die sich mit der griech. Nominalbildung befassen, können hier nur die als solche erschienenen kurz besprochen werden: es ist klar, daß auch in den etymologischen Arbeiten jeden Augenblick Fragen der Stammbildung zur Behandlung kommen, doch kann ich bei dem zeitlichen Umfang, den der Bericht angenommen, nur mit dieser allgemeinen Bemerkung darauf hinweisen.

Um mit den Wurzelwörtern zu beginnen, so beseitigt J. Wackernagel, Griech. πύϊρ. IF II 149—51, eben diese Form und mit ihr das aus dem Rahmen der idg. Stammbildung herausfallende idg. *puir* indem er ein zerdehntes πύυρ als überlieferte Form nachweist.[1]) — Der vielumstrittenen Frage der Entstehung der Neutra auf -ματ- sucht eine neue Seite abzugewinnen einmal Chr. Bartholomae, Griech. ὄνομα> ὀνόματος. IF I 300—18, der an Ficks Auffassung von -τος als Ablativsuffix festhält, außerdem aber betont, daß in einigen Bildungen das *m* zum Stamm gehöre (δῶμα, χεῦμα, στόμα) und wahrscheinlich erst sekundär neutrales Geschlecht eingetreten sei. Dagegen erklärt H. Osthoff in L. v. Patrubánys Sprachwissenschaftlichen Abhandlungen II 85 ff., vom Armenischen ausgehend, die griech. Flexion aus einer Mischung der urspr. getrennt neben einander liegenden Typen στρώματα

[1]) G Fischer. Über die Deklination von πῦρ. Filologičeskoje obozrjenije V 61—3 ist mir nicht zugänglich, ebensowenig, um dies gleich abzutun, B. J. Wheeler, Die griech. Nomina auf ις, ιδος. PrAPhA XXIV, p. LI—LIII; vgl. IA 5, 2.

(= lat. *stramenta*), -άτων, *-άτοις und *στρώματα, *-άνων, -ασι; die Mischung ergab im Sg. -ατος, -ατι (aus *ατου + *ανος usw.).

Über die Prosodie der Namen auf -ινης handeln G. Murray, CR XII (1898), S. 20 f. und J. E. Sandys, ebd. S. 205 f.: sicher bezeugt ist nur die Kürze (Αἰσχῐνης, Μυρῐνης, Σμικρῐνης), wie schon Lobeck beobachtet hatte (vgl. auch W. Crönert, H 37, 222 und Anm. 3). — Auf einige Bildungen der späteren Sprache, die namentlich auf Inschriften belegt sind, hat W. Schulze die Aufmerksamkeit gelenkt, auf den maskulinen Typus -ᾶς, -ᾶδος, der in der neugriech. Deklination so kräftig nachwirkt (ZvSpr 33, 229—31) und auf die femininen Typen 'Αρτεμεῖς (RhMPh 48, 252 ff) und -οῦς, -οῦτος oder -οῦδος (BphW 1893, Sp. 226 f.). „Ein Singulare tantum“ erörtert Th. Zachariae, nämlich ὅλη (ZvSpr 34, 453—5) und aus zwei Epigrammen der Anthologie stellt W. Headlam ein altionisches τοκέων(ε, -ας) her (CR 15, 401—4).

Hier mag sich eine Arbeit anschließen, die das Adjektiv betrifft:

O. Wilhelm, Beiträge zur Motion der Adjektiva im Griechischen. II. Der Sprachgebrauch des Lukianos hinsichtlich der sog. Adjektiva dreier Endungen auf -ος. Progr. des Ernestinum zu Koburg 1892. Rez. von P. Schulze, WklPh 1892, 998—1000. Sie ist mir außerdem nur aus den daran anknüpfenden, Material aus älteren Sprachperioden beibringenden Bemerkungen von L. Radermacher, GGA 1899, 695 bekannt.

Vielfache Erörterungen hat die griechische Komparation und deren Verhältnis zu den Bildungen der verwandten Sprachen hervorgerufen; ich muß mich hier mit einigen Andeutungen begnügen.[1]) — Die Superlativbildung auf -τατος wird seit Ascolis' methodisch so wichtig gewordener Arbeit allgemein als Analogiebildung gefaßt; aber im einzelnen sind der Möglichkeiten noch viele. O. Hoffmann, Ph 60, 17—24 faßt φίλτερος u. ä. als aus *φιλοτερος (zu φιλτός) entstanden auf: nach Vollzug der Haplologie trennte das Sprachgefühl φίλ-τερος, was zur Folge hatte, daß auch im Superlativ φίλτ-ατος, einer Bildung wie μέσσ-ατος, φίλ-τατος abgeteilt wurde. Aus solchen Formen hätte sich -τατος losgelöst. Die Schwächen dieser Theorie hat schon K. Brugmann, Zu den Superlativbildungen des Griechischen und Lateinischen. 1. Griechisch -τατος. IF 14, 1—9 betont, der seinerseits die Vermutung

[1]) Die Bemerkungen von P. Regnaud, Origine des comparatifs en ατ-τερος et des superlatifs en ατ-τατος. RL 25, 97—99, haben mit der Sprachwissenschaft nichts zu schaffen. Dafür eine Frage, die sich auf eine der Neuerungen in der griech. Komparation bezieht: ist ἐρρωμενέστερος, das man gewöhnlich nach εὐμενέστερος entstanden sein läßt, durch den Gegensatz ἀσθενέστερος beeinflußt?

aufstellt, die Verschiedenheit zwischen mehreren idg. Sprachen in der Superlativbildung beruhe darauf, daß schon in der Urzeit beim Ordinale der Zehnzahl eine Bildung mit *m* (*dek̂m̥mos*) und eine mit *t* (*dek̂m̥tos*) konkurrierten: letztere nur wurde im Griech. beibehalten und wucherte hier weiter. — Noch mehr hat die sog. unregelmäßige Komparation die Forschung beschäftigt, und zwar vor allem das *i*, das im Griechischen wie im Indischen erscheint. Gegenüber Thurneysen (ZvSpr 33, 551 ff.) und Wackernagel (s. oben S. 11) geht H. Hirt, IF 12, 200—8 von zweisilbigen Basen auf *-ēi* aus (vgl. ai. svādī-yān, gr. ἡδΐων neben *suādē-re* u. ä.), und mit ihm stimmt H. Reichelt, BKIS 27, 104 f. im wesentlichen überein, der im übrigen besonders den hin und wieder zutage tretenden partizipialen Charakter dieser Bildungen betont (vgl. ai. *nábhas táriyān* „die Wolke leicht durchdringend" u. ä.), was schon vorher B. Delbrück, Φέριστος und Verwandtes. IF 14, 46—53 verfochten hatte (φέριστος = avest. *bairištō*, zu φέρω, eigentlich „der am meisten, am besten bringende" u. ä.).

Zum Schluß sind noch etwas ausführlicher einige Arbeiten zu besprechen, die die Grenzen des Griechischen nicht überschreiten und auch tatsächliche Förderung in sich halten.

Nach den Erörterungen von W. Schulze, Quaestiones epicae 300 f. über die Prosodie der Komparative auf -ίων hat K. Brugmann in seinem Aufsatz über „Attisch μείζων für μέζων und Verwandtes" BSG 1897, II 185—98 eine Anzahl einzelner Formen mit Rücksicht auf ihre gegenseitige Beeinflussung behandelt. Er erklärt μείζων (neben μέγας, μέγιστος) durch Dehnung aus μέζων, veranlaßt durch das Vorbild der Komparationssysteme θᾱ́ττων : ταχύς τάχιστος, ἐλᾱ́ττων : (ἐλαχύς) ἐλάχιστος; ebenso μᾶλλον (nach Positiv und Superlativ für μέλλον, zunächst μάλλον): μάλα μάλιστα. Ähnlich sei πούς statt *πός nach dem Vorbild von στᾶς στάντος, μέλᾱς μέλανος u. a. eingetreten. Daß gegenseitige Beeinflussung bei den Komparativen (wie beim Zahlwort) eine wichtige Rolle spielt, belegen auch κρείττων (für *κρέττων nach χείρων), ion. ἕσσων (für ἥσσων nach κρέσσων), att. ὀλείζων (zum Teil mit E geschrieben), für *ὀλίζων nach μείζων. Zum Schluß wird die Wichtigkeit prinzipieller Untersuchungen über die Wirkungen der Analogie in ganzen Gruppen von Formen und Formensystemen betont. In ähnlichen Bahnen bewegt sich der Artikel von J. Strachan, On some Greek comparatives. CR 1902, 397 f., der aber im Gegensatz zu andern Forschern die Herleitung von ἐλάττων aus ἐλαγχj- preisgibt und die Form aus ἐλαχj- deutet (vgl. ἐλάχιστος); die att. Länge werde der Analogie von ἥττων verdankt.

Schon oft ist auffälligen Erscheinungen, die eine normalisierende Sprachbetrachtung korrigieren zu müssen glaubte, durch schärfere und

vollständigere Beobachtungen zur Anerkennung verholfen worden: dafür gibt ein sehr bemerkenswertes Beispiel

W. Crönert, Die adverbialen Komparativformen auf -ω Ph. 61, 161—92.

Wenn Zenodot bei Homer κρείσσω, ἀμείνω u. ä. las, ließ man diese Lesart in neuerer Zeit meist auf sich beruhen, und wenn z. B. bei Diodor (13, 91) überliefert war τῶν δὲ νεῶν οὐ πολλαῖς ἐλάττω τῶν τριακοσίων, so war man rasch mit einer Korrektur zur Hand. Nun beweist Crönert an Hand eines mit staunenswertem Fleiße aus der gesamten Überlieferung bis in die byzantinische Zeit hinein — und zwar meist aus den kritischen Apparaten der verschiedenen Quellen — zusammengebrachten Materials, daß der Gebrauch einer erstarrten Komparationsform auf -ω sehr weit verbreitet ist. Am häufigsten läßt sich -ω im Nom. Sing. masc. fem., Nom. Akk. Sg. Neutr. und in der Adverbialform nachweisen (S. 162—181; manche von diesen Beispielen mögen freilich auf rein paläographischem Wege entstanden sein), doch auch -ω für -ονος, -ονι, -ονες, -ονας, -ονων ist ausreichend belegt; vgl. z. B. αἱ δαπάναι πολλῷ μείζω καθέστασαν Thuk. 7, 28; πολλῷ πλείω ναῦς Xen. Hell. II 1, 14. Noch besonders hervorgehoben seien die Verbindungen πλείω ἐλάσσω (für πλέον ἔλασσον), ἐπὶ πλείω; μείζω, πλείω φρονεῖν. Das Material erlaubt auch, die Gebrauchsweise historisch zu verfolgen (S. 186 ff.). Sicher bezeugt ist sie bei Herodot und (sehr häufig) bei Hippokrates, dann bei den attischen Prosaschriftstellern, die sich hie und da vom attischen Sprachgebrauche entfernen (Thukydides, Platon, Xenophon; bei Aristoteles in den weniger sorgfältig ausgearbeiteten Schriften; den attischen Steinen ist der Brauch fremd, überhaupt finden sich nur zwei inschriftliche Beispiele aus der ersten Kaiserzeit). Weiterhin finden sich Beispiele in ägyptischen Papyri, bei Lykophron, Chrysipp; man kann überhaupt sagen, daß die adverbialen Komparativbildungen von Anbeginn der hellenistischen Zeit bis in das 3. Jahrh. n. Chr. der lebendigen Volkssprache angehört haben; in der Literatur erscheinen sie noch später. „Den Abschreibern des Altertums müssen die adverbialen Formen auf -ω recht geläufig gewesen sein. Eine genaue Grenze zwischen echter und später eingeschobener Lesart wird sich darum in vielen Fällen nicht ziehen lassen, immerhin zeigt das Beispiel der Neuaristoteliker, daß man die adverbialen Formen für gesucht hielt. Und so mögen sie denn in Zukunft, wo es irgend geht, in den Text gesetzt werden“ (S. 191) (?). Auf neuionischen Ursprung deutet nach Cr. aber auch die Entstehung der Gebrauchsweise: „wenn man die Wendungen wie ὁ πλείω χρόνος, ἡ πλείω μοῖρα, τὸ ἐλάττω μέρος, τῆς κρείττω ζωῆς ... betrachtet, so findet sich hierin derselbe Sprachgebrauch, der in den

Wendungen τοὺς ἀνωτέρω προγόνους (Plat.), ὅτι ἐγγυτάτω κείμενον (Thuk.), προέβαινε ἐσωτέρω τῆς Ἑλλάδος (Herod.) vorliegt. Bei Homer finden sich für die zuletzt angezogene Ausdrucksweise außer προτέρω nur drei Beispiele; sehr viele dagegen bei Herodot und Hippokrates. Von den im Neuionischen häufigen Adverbialformen auf -έρω und -άτω sprang der Brauch auf die Komparative πλείων, ἐλάσσων u. a. über, wie umgekehrt neben κατωτέρω, ἀνωτέρω schon bei Herodot κατώτερος ἀνώτατος erscheinen (S. 187 f.).

Nominalflexion. [1])

Eine zusammenfassende Darstellung gab — auf die Behandlungen des Gegenstandes in den Gesamtdarstellungen der griech. Grammatik gehe ich hier nicht besonders ein — ein norwegischer Sprachforscher:

A. Torp, Den graeske Nominalflexion sammenlignende fremstillet i sine Hovedtraek. Christiania 1890.

Rez. Bezzenberger, DLZ 1893, Nr. 20.

Das Buch enthält anderseits mehr, anderseits weniger, als man erwarten könnte, nämlich eine vergleichende Darstellung der Nominalflexion der wichtigeren idg. Sprachen mit besonderer Rücksicht auf das Griechische, ohne daß jedoch dabei genauer auf einzelnes eingegangen würde. Auf eine Einleitung, die manchen Gedanken äußert, der seither die Forschung beschäftigt hat, werden die Flexionen erst der vokalischen (besonders ausführlich sind die Stämme auf -iā oder -iă behandelt 64 ff.), dann der halbvokalischen und diphthongischen, schließlich der konsonantischen Stämme nach dem damaligen Stande der Wissenschaft zusammenfassend dargestellt; die Literaturangaben sind auf das Allernotwendigste beschränkt. Das Hauptverdienst des Verfassers liegt in der Zusammenfassung der Arbeiten anderer — gerade für das Griechische bietet die Schrift nichts wesentlich Neues — und als solche vermochte sie neben der Übersicht, die Brugmann gleichzeitig im Grundriß über die idg. Deklination gab, nicht aufzukommen. Wenigstens erscheint das

[1]) Für A. B. Westermayer, Der sprachliche Schlüssel oder die semitisch-ursprachliche Grundlage der griech. Deklination. Paderborn 1890 muß ich auf die Rez. von A. Bezzenberger DLZ 1903 Nr. 5 verweisen. Die Ergebnisse der Zusammenstellungen von J. Vitean, La déclinaison dans les inscriptions attiques de l'empire. RPh 19 (1895), 241—54 — Genetive auf -α, -η wie σιαλᾶ, Ἐπιφάνη, Kurznamen auf -ᾶς, auch lautliche Kennzeichen der spätern Sprache — liegen uns hier ferner und sind übrigens bereits in die von mir besorgte Neubearbeitung der Meisterhansschen Grammatik der att. Inschriften eingearbeitet.

Bnch wenig in der dentschen sprachwissenschaftlichen Literatur des folgenden Jahrzehnts und scheint überhaupt den deutschen Forschern wenig bekannt geworden zn sein; nnd doch hätten Wackernagel nnd Bremer bei ihrer Behandlnng von Μοῦσα bzw. an. tӯr (ZvSpr 33, 571 ff. bzw. IF III 301 f.) anf Torp S. 78 bzw. 108[4] als Vorgänger verweisen, Solmsen ZvSpr 34, 552 ff. gelegentlich Ἔμπουσα ihn bekämpfen können (S. 78). Einen schlechten Eindrnck machen in einem Buch über die griech. Nominalflexlon die anffällig häufig falsch gesetzten Akzentzeichen nnd ähnliche Versehen.

Einige Fragen aus dem Gebiet der sog. 3. Deklination behandelt in seiner tief eindringenden Weise

J. Wackernagel, Znr griechischen Nominalflexion. IF 14, 367—375.

1. Der Akkusativ Plur. anf -εις läßt sich nicht ohne weiteres als akkusativisch verwendeten Nominativ auffassen, da -ες für -ας erst verhältnismäßig spät nnd im griechischen Westen, anfangs auf (erstarrte) Zahlwörter beschränkt, vorkommt. Vielmehr setzen homer. Akk. πολεῖς (:πολύς) nnd att. πόλεις (:πόλις) Akknsative anf -ενς voraus, wo ε ans den starken Kasusformen eingeführt ist, wie in homer. πώεσι, πελέκεσσι, πολέσ[σ]ι. Die Gleichheit des Nom. nnd Akk. Pl. bei ι- und adj. υ-Stämmen hat dann die entsprechende Doppelwertigkeit von εὐγενεῖς, πλείους im Gefolge; hellenistisch βασιλεῖς nach den adj. υ-Stämmen.[1]) — 2. Der Dat. Piur. anf -εσσι erklärt sich nicht dnrch Ablösnng dieses Elementes von den sigmatischen Stämmen, sondern nach der Proportion Μοῖσαι : Μοίσαισι, λύκοι : λύκοισι = θῆρες : θήρεσσι.

Eine Reihe kleinerer Arbeiten gilt den einzelnen Nominalkasns. Einen neuen, aber nicht nnzweifelhaften Beleg für einen s-losen Nom. Sing. eines männl. ᾱ-Stammes bringt F. Blaß, Fleck. Jbb. 1891, 557—60 bei (Εὐσοίδᾱ). Was bier wohl sicher ist, nämlich, daß wir es mit einem als Nominativ verwendeten Vokativ zn tnn haben, ist bei den homerischen Nom.-Formen wie ἱππότᾰ nmstritten: Neisser, BKlS 20, 44—54 nnd G. Uljanow in den Χαριστήρια für Th. Korsch 125 ff. (mit nnzngänglich) haben die entsprechende Vermntnng Brugmanns bekämpft; s. darüber dessen griech. Gramm.[3] 220. Vgl. anch J. H. Monlton, Academy 1893, 1125 S. 467 (s. IA 3, 238). Kühn vermntet W. Schulze, ZvSpr 33, 316 ff. für das epische πότνα (θεά) den Vokativ πότνι, der ai. *pátni* entsprechen würde. Doch kann πότνα mit Brugmann gr. Gramm.[3] 220 als πότνι̯α gefaßt werden, was vorzuziehen ist.

Nom. nnd Akk. Sing. betreffen die grnndsätzlich wenlg Nenes

---

[1]) Zur Verwendung von ἰχθῦς auch als Nom. (S. 372) bieten eine Parallele die allerdings späteren αἱ ναῦς, βοῦς.

bietenden prosodischen Feststellungen von J. La Roche, Zur griech. und lat. Prosodie und Metrik WSt 19 (1897), 1 ff. Hier kommen in Betracht der Nachweis S. 1—4, daß das α der Endung -έα (: εύς) an allen entscheidenden Stellen bei Epikern und im Chor der att. Tragödie immer kurz, im Dialog des att. Dramas immer lang gemessen wird (diese Messung in Übereinstimmung mit der att. Sprachentwickelung), und daß die Subst. auf -υς, -υος (mit Ausnahme von ὀσφῦς ὀφρῦς ἰχθῦς ἰσχῦς πληθῦς und den einsilbigen Stämmen) in Nom. und Akk. Sing. bei den älteren Epikern in der Regel langes ῡ, bei den jüngeren und bei den Dramatikern nach metrischen Bedürfnissen bald die alte Länge, bald (die aus den anderen Kasus eingedrungene) Kürze zeigen (S. 4—7).

Eine Form des Gen. Sg., die eine Zeitlang zu entwickelungsgeschichtlichen Schlüssen benutzt wurde, bespricht C. D. Buck, The genetives ΤλασιαϜο and ΠασιαδᾱϜο. CR 11 (1897), 190 f. Die neue Form ΠασιαδᾱϜο aus Gela steht auf einer Prosainschrift, weshalb die Bildung auf -αϜο nicht künstlich sein kann, sondern der lebenden Sprache angehören muß. Sie ist aber sekundär: Ϝ ist ein zwischen α und ο neu entwickelter Übergangslaut (vgl. ἀϜυτοῦ usw. [?]). Mehrfach sind die homerischen Genetive auf -οιο behandelt worden: auf die Bemerkungen von A. Platt, Some Homeric genitives. CR 11 (1897), 255—7 über die Verteilung der Genetive auf -οιο, -οο, -ου bei Homer folgte die ausführliche Zusammenstellung von L. Meyer, Über die homerischen Formen des Singulargenetivs der Grundformen auf ο. GGN 1902, 351—74, wonach durchaus οιο und οο (auch apostrophiert als ο') herrschen -ου nur an ganz wenigen Stellen begegnet. Über thessal. οι aus οιο vgl. oben S. 30. Die im Griech. bisher vergeblich gesuchte Genetiv-Endung *-es* würde die thasische Form Διεσκορίδεω belegen (Kretschmer bei E. Jacobs, Die Thasiaca des Cyriacus von Ancona. MAI 22 (1897), Anm. S. 126 f., wenn die Überlieferung gesicherter wäre. — Mit dem Lokativ Sing. beschäftigt sich W. Streitberg, Die griechischen Lokative auf -εί. IF VI 339—41. Er parallelisiert den Akzentunterschied zwischen πεῖ, ἐκεῖ, οἴκει (letzteres übrigens nach J. Wackernagel jung) und ἀθεεί, ἀσυλεί, πανδημεί mit dem zwischen ἐκ ποδῶν und ἐκποδών bestehenden, läßt ihn also auf Enklise beruhen.

Das wichtigste Ergebnis der Forschungsperiode auf dem Gebiete der Nominalflexion ist aber der Nachweis, daß im ältesten Griechischen der Ablativ bei Nomina noch lebendig war, der F. Solmsen, Ein nominaler Ablativus Sing. im Griech. RhMPh 51 (1894), 303 f. gelungen ist: in der Verbindung μήτε πριάμενον μήτε Ϝοίκω einer neu gefundenen delphischen Inschrift (jetzt bequem bei Solmsen, inscr. Graec. p. 80) ist Ϝοίκω neben sonstigen -ου oder -ο nicht als Gen., sondern als Abl. („aus dem Hause") zu fassen [Gegenartikel von Zubatý; s. IA 13, 185].

Die als urgriech. vorauszusetzende Form des Nom. Pl. wäre als tatsächlich vorhanden nachgewiesen, wenn W. Streitberg recht haben sollte, der IF VI 134 f. in dem auf einer ägypt. Inschrift von c. 1275 v. Chr. überlieferten Völkernamen 'Akajwaša die griech.* 'ΑχαιFῶς (für 'ΑχαιFοί) wiederfindet. Einer kyrenäischen Bildung widmet K. Brugmann, BSG 1902, I, 110—13 eine Behandlung: er läßt kyrenäisch ἱαρές neben ἱαρεῖς nach der Analogie von ος : ους (aus ονς) im Akk. entwickelt sein, wozu aber auch auf Solmsen, BphW 1902, 1492 ff. und Wackernagel, IF 14, 372 f. verwiesen sein mag. Die im Kretischen seltener neben -ες auftretende Endung -εν (z. B. ἁμέν, τινέν, συγγενίεν) deutet J. Schmidt, Die kretischen Pluralnominative auf -εν und Verwandtes ZvSpr 36, 400—416 überzeugend als zunächst beim Pronomen aufkommende Neubildungen: als neben kret. φέρομες aus der gemeingriech. Schriftsprache φέρομεν eindrang, bewirkte dies zunächst neben ἁμές die Neubildung ἁμέν (vgl. italien. *egli-no* nach *amino*, *amano* u. a., auch ἐγώ für *ἐγόν nach φέρω).

Auf den Nom. Akk. Pl. Neutr. bezieht sich ein Aufsatz von F. Solmsen, BKIS 18, 144—7, der auf kret. ἅτι = ἅτινα aufmerksam macht, eine Form, die als ἅτῑ zu messen und dem avest. *yā cīca* zu vergleichen ist, somit zeigt, daß die i-Stämme den Nom. Akk. Pl. Neutr. einst auch im Griech. auf ī bildeten.

Zum Dat. Pl. ist zu nennen

C. Reichelt, De dativis in -οις et -ῃς (-αις) exeuntibus. Gymn.-Progr. Breslau 1893.

Obschon sich die Abhandlung zunächst nur mit Homer und der Dichtung des 7. und 6. Jahrhunderts befaßt, ist sie doch auch hier zu besprechen, da die behandelten Fragen für die gesamte Entwickelung des Griechischen wichtig sind. Der Verfasser stellt zunächst auf Grund des genauer als Gerland und Nauck dies taten, gesammelten Materials (in der Ilias begegnen 1121 -οισι, 413 -ῃσι, 211 -οις, 82 -ῃς, in der Odyssee entsprechen die Zahlen 1023 : 247 : 212 : 42) fest, daß im syntaktischen Gebrauch zwischen den längeren und kürzeren Formen kein Unterschied besteht; namentlich tritt bei den letzteren keineswegs die instrumentale Geltung in höherem Grade zutage. Die Stellen für die kürzeren Formen werden dabei vollständig gesammelt. Nach der Stellung vor Vokal bzw. vor Konsonant erhalten wir für Ilias bzw. Odyssee die Verhältnisse 214 : 79 bzw. 149 : 105. Naucks Versuch, die kurzen Formen vor Konsonant auf textkritischem Wege zu beseitigen, wird im einzelnen widerlegt, auch die apostrophierte Schreibung vor Vokal wird bei der Seltenheit der Elision von ι abgelehnt (zu S. 19: Formen wie ἐθέλουσ', φᾶσ' sind wohl nicht als aus ἐθέλουσι, φασί elidiert, sondern direkt als aus ἐθέλοντι, φάντι vor Vokal entstanden zu betrachten,

vgl. πᾶσα für παντια). Also sind die kürzeren Formen „synkopiert", wie sich der Verfasser irreführend ansdrückt, denn er meint vielmehr (S. 21 f.), daß die kürzeren Formen durch analogische Ausbreitung von pronominalen Formen wie τοῖς, τοῖςδεσσι, οἷς u. ä. aus bei den Substantiven neben die ursprünglichen auf -οισι getreten seien, wozu auch die Beobachtung der Dichtung des 7. und 6. Jahrh. stimmt. Für die pronominalen Formen wie τοῖς (und nur für diese) hält der Verf. an instrumentalem Ursprung fest: diese immerhin etwas gezwungene Erklärung hat jetzt J. Schmidt, dem Reichelts Arbeit entgangen ist, durch Besseres ersetzt (s. oben S. 30). Nur eben erwähnt sei die unhaltbare Konstruktion von O. Nazari, Dell' origine del locativo plurale nell' antico indiano, greco e italico. Bofici 1900, Nr. 10 (SA.) 7 p., wonach λύκοις als idg. Lokativ auf -ς zu betrachten wäre. Weiter weist W. Schulze, ZvSpr 33, 399—401 eine Reihe von Formen vom Typus συγγενεῖσι (auch συγγενεῦσι), γονεῖσι aus späteren Inschriften nach, Beispiele für eine Erscheinung, die im Akk. allgemein bekannt ist, für das Vordringen des Nom.-Ausgangs. Einen Beleg für den adverbialen Lokativ Μυκήνησι gewinnt L. Radermacher, RhMPh 57, 640.

Besondere Aufmerksamkeit ist dem Dual geschenkt worden. Die Erklärung freilich, die B. I. Wheeler, Greek Duals in -ε. IF VI 135—40 von dieser isolierten Form gibt — κύνε entstand neben κύνες nach ἵππω neben *ἵππως — ist zu mechanisch, um überzeugend zu wirken, rechnet auch nicht mit der verschiedenen Akzentqualität der beiden ω und nicht mit der Tatsache, daß der Dual im Griech. von Anbeginn an nicht die Tendenz sich auszudehnen zeigt, sondern das Gegenteil. Die Konstruktionen von O. Nazari, Del suffisso locativo -n nel greco e nell' antico indiano. Torino 1896, Bona (rez. v. Labriola, Bofici III 240) über die Deklinationsendungen -ιν, -ι (in ἄμμι) haben, soweit sie neu sind, nichts Überzeugendes, und der neueste Versuch, der Endung -ουν beizukommen, den H. Hirt, Zur Flexion des Duals und der Pronomina im Griechischen. IF 12, 238—41 gemacht hat (-ουν aus οισιν, mit Antritt der Lokativendung -σιν), scheitert, wie F. Solmsen, BphW 1903, 1002 ff. hervorhebt, daran, daß -ν in der genannten Form fest ist. Abzulehnen ist A. Ludwig, Eine besondere Dualform bei Homer. S böhm. Ges. Wiss. 1897 Nr. 6 (S. 14 f.), wonach ἀμφοτέρων N 303 eine Form des Nom. Dual sein soll. — Der Verbreitung des Duals im geschichtlichen Griechischen sind die Arbeiten von E. Hasse und H. Schmidt gewidmet. Nach den Vorarbeiten „Der Dual bei Xenophon und Thukydides". Progr. v. Bartenstein 1889, „Artikel und Pronomen des Dualis beim Femininum im Attischen" Fleck. Jbb. 145 (1891), 416—18 und „Über den Dual bei den attischen Dramatikern". Progr. von Bartenstein 1891 erschien

E. Hasse, Der Dualis im Attischen. Hannover und Leipzig 1893.

Rez. von Meisterhans, NphR 1894, 55.

Auf ein Vorwort von F. Blaß, das die Notwendigkeit vollständiger Sammlung des Materials für die griechische Grammatik betont, folgt „eine vollständige statistische, möglichst alphabetisch geordnete Übersicht über die Dualformen im Attischen", nach Pronomen, Nomen, Verbum geordnet; das inschriftliche Material steuerte K. Meisterhans bei (aber οἶν CIA IV, 1, b, 373[193] ist nicht sicher fem. [S. 14]; CIA I 128, 9 ist ergänzt, es fehlt das schon bei Meisterhans[2] S. 96 Nr. 914 stehende Zitat CIA 129, 9 [S. 17] und anderes, das ich in Meisterhans[3] berichtigen konnte). Es zeigt sich, daß die Dualformen auf -α, -αιν bei Artikel und Pronomen eine größere Verbreitung haben, als ihnen gewöhnlich zugestanden wird, und zwar müßte das Paradigma lauten: τά, meist τώ, ταῖν, auch τοῖν. Das Eindringen der Form auf -οῖν ist aber trotz dieser Statistik und des Verfassers echt papierenem Schluß aus einer Platostelle (S. 18) vom Gen.-Dat. Dual. von Fem. der 2. und 3. Dekl. ausgegangen, infolge einer äußerlichen Assimilation des Artikels an die Endung -οιν: dafür spricht die Beobachtung, die der Verf. selbst macht: „Man kann im Griech. wohl sagen ἀμφοῖν τοῖν πολέοιν, τοῖν πολέοιν ἀμφοτέροιν, aber niemals anders als ταύταιν ταῖν ἀδελφαῖν, wohl τοῖν γενεσέοιν, aber nicht anders als ταῖν οἰκίαιν, wohl τοῖν θεοῖν, aber auch für dieselben Gottheiten ταῖν θεαῖν, wohl τοῖν χεροῖν, aber ebenso auch ταῖν χεροῖν ταῖν ἐμαυτοῦ, σαῖν χεροῖν, χεροῖν ἐμαῖν, χεροῖν ταῖνδε." Daß die Assimilation fast nur beim Artikel eintritt, erklärt sich aus dessen besonders enger und häufiger Verbindung mit dem Substantiv. Das Gleichmäßigkeitsbedürfnis zeigt sich auch darin, daß man sagen kann παῖδες δύο, aber nur παίδοιν δυοῖν; im Nom. Akk. verschlägt die Anwendung der Pluralform nichts, da vollkommene Gleichheit ja auch bei Setzung der Dualform nicht zustande kommt.

Hasse hatte seine Untersuchungen noch in die spätere Zeit hinein auszudehnen begonnen in seinen Abhandlungen „Der Dual bei Polybios" Fleck. Jbb. 147 (1893), 162—4 und „Über den Dual bei Lukianos", ebd. 681—8 (vgl. die Rez. von P. Schulze, WklPh 1894, 626 f.), als von anderer Seite eine umfassendere Arbeit über den freilich rein künstlich am Leben erhaltenen Dual in jener Periode erschien:

H. Schmidt, De duali Graecorum et emoriente et reviviscente. Breslau 1893 (= Breslauer philologische Abhandlungen Band VI Heft 4).

Rez. von G. Meyer, LC 1893, 1646 f.; Kretschmer, DLZ 1894, 453 f.

Die Abhandlung enthält eine fleißige Behandlung des Dualgebrauchs von Aristoteles bis auf Dio Chrysostomos. Das Resultat entspricht der allgemeinen Sprachentwickelung: Aristoteles, Theophrast und Polyb, die der klassischen Epoche am nächsten stehen, brauchen den Gen.-Dat. Dual noch nicht allzu selten, die beiden ersten auch noch die Form auf -αιν, letzterer nur die auf -οῖν, doch fast nur in Verbindung mit δυοῖν oder ἀμφοῖν. Mathematiker wie Euklid und Archimed, Historiker wie Diodor brauchen den Dual gar nicht, und auch der Geograph Strabo verhält sich dagegen ablehnend, obwohl ihn Dionysios von Halikarnass wieder (künstlich) erweckte (er braucht ihn bezeichnenderweise nur in der Formel τὼ χεῖρε). Aber Nikolaos von Damaskos, Philo, Josephus verfolgen den von Dionys gewiesenen Weg, wenn auch erst Dio Chrysost. als erster Attizist in des Wortes engerer Bedentung häufiger die Formen auf -ω, -ε, -οιν und auch dualische Verbalformen anwendet. Die erste dualische Verbalform seit Aristoteles erscheint bei Josephus (ἤστην).

Für den altepischen Kasus auf -φιν hat eine neue wichtige Tatsache ans Licht gezogen F. Solmsen, RhMPh 56, 475—7 durch seinen Nachweis, daß ἐπιπατρόφιον in der Formel ὄνουμα κὴ ἐπιπατρόφιον auf der tanagräischen Inschrift REG 12, 53 ff., die übrigens eine hübsche slavische Entsprechung hat, auf einer Form πατρόφι beruht: -φι war also auch als Sing.-Suffix einmal im Böotischen oder Äolischen lebendig.

Pronomen.

Die Forschung hat sich im letzten Jahrzehnt besonders mit αὐτός und dem Reflexivpronomen beschäftigt. Über das erstgenannte ist hier sogar eine besondere Schrift zu nennen; ich meine

N. Flensburg, Ursprung und Bildung des Pronomens αὐτός. Lund 1903.

Rez. von Brugmann, LC 1893, 857 f.

Nach einer negativ-kritischen Erörterung der Hypothese Windischs und der von Wackernagel früher vertretenen stellt der Verf. zunächst fest, daß αὖς, die argiv., böot., delph. Nebenform von αὐτός (besonders in αὖς αὐτός u. ä. Verbindungen), nicht aus αὐτός gekürzt sein könne (dies freilich mit Unrecht, vgl. oben S. 30), und daß die Formen mit ω (αὐσωτόν) sekundär seien. Ein 4. Kapitel lehnt Zusammenhang von -το- mit dem gleichlautenden Demonstrativstamm ab. Die beiden letzten Kapitel sind wieder positiv: im 5. werden die Ausdrücke für „selbst" in den idg. Sprachen durchmustert, Wortgebilde teils pronominalen,

teils aber nominalen Ursprungs (ai. *tá-*, *etá-*, avest. *hva-* neben ai. *tanū́*, *ātman-*, lit. *pàts*). Das 6. Kapitel führt dann αὐτός auf ein Nomen zurück, auf ἀῦ- aus ἀσυ- = ai. asu- „Leben, Leben der Seele", av. *aŋhu* „Leben", alat. *erus*. αυς repräsentiert den urspr. Nom., αὐτός ist urspr. nicht Nom., sondern eine Bildung mit dem ablat.-lokalen Suffix *-tos* (ai. *r̥bhutás* u. ä.). αὐτός „von sich aus" wurde dann in seiner Isolierung als Nom. empfunden und von da aus mit seinem historischen Formensystem ausgestattet. Dies der Hauptinhalt der anregenden Schrift; Flensburgs Hypothese ist die am besten durchgeführte und begründete; in der Hauptsache scheint jedenfalls das Problem gelöst. — Im Hauptresultat ist Flensburg zusammengetroffen mit

J. Wackernagel, Miszellen zur griech. Grammatik 23. Das Reflexivum. ZvSpr 33, 2—21, 61 f.[1]),

der außerdem nachweist, daß die Reflexiva ἑαυτ-, ἐμαυτ- sich im Attischen durch die Länge ihres (also auf Krasis beruhenden) ᾱ von αὐτ- unterschieden, was durch die jüngeren inschriftlichen Schreibungen ἑατ-, ἐματ- erwiesen wird, die sich seitdem noch vermehrt haben. Die ursprünglichste aller Formen ist im Ionischen ἑωυτῷ aus ἑοῖ αὐτῷ, im Attischen stehen Gen. oder Dativ an der Spitze der Entwickelung: so modifiziert W. die Ausführungen von

A. Dyroff, Zum Pronomen reflexivum. ZvSpr 32, 87—109,

der im Hauptteile seiner Arbeit ausführlich das von I. Bekker aufgestellte Reflexivpronomen Ϝεός widerlegt; „auch die klassische Philologie hat ἑός = ἑϜός aufzufassen und damit zu rechnen". D.s Ansicht ist nunmehr auch inschriftlich bestätigt durch pharsalisch hεᾶ; s. F. Solmsen, RhMPh 58, 611.

F. Solmsen, ZvSpr 31, 475—7 nimmt an, ὁ δεῖνα sei ausgegangen von ταδεῖνα und ταδε ενα (gleicher Stamm wie in ἐκει-ενος). S. noch oben S. 73.

Wenig ist zum

Zahlwort

zu bemerken. A. Weiskes angebliche, ohne Berücksichtigung der Inschriften aufgestellte Regel „über den Unterschied zwischen dem deklinabeln und indeklinabeln δύο", wonach dieser Unterschied mit substantivischer und adjektivischer Geltung, mit der Verwendung des Wortes zum Ausdruck der Paarigkeit oder der reinen Zweizahl zusammen-

[1]) Eine ähnliche Ansicht hat übrigens schon früher V. Henry ausgesprochen, der seine Priorität Rcr 1902, I, 190 feststellt.

fällt (ZG 1893, 152; Beiträge zur griechischen Grammatik in der Festschrift zur 200 jährigen Jubelfeier der vereinigten Universität Halle-Wittenberg dargebracht von der lat. Hauptschule der Franckeschen Stiftungen. 1894, S. 17—21), ist schon von E. Hasse, Der Dual im Attischen 5 Fußnote 1 zurückgewiesen worden. — W. Schulze, ZvSpr 33, 394 f. vermutet, daß διξός, τριξός erst nach τετραξός (aus τετραχθjος) gebildet seien.

Adverbien.

Mit tatsächlichen Feststellungen beschäftigen sich einige kleinere Artikel. So beweist J. May, NphR 1901, 457—60 aus Demostheneshandschriften, daß οὕτως viel verbreiteter war, als man gewöhnlich annimmt [oben S. 50]; L. Radermacher, RhMPh 54, 638 weist einige neue Belege für οὑτωσί nach.

Andere Forscher haben sich an der Erklärung der Formen dieser Wortklasse versucht, die ja ebenso interessant als schwierig sind. Eine zusammenfassende Arbeit über eine semasiologische Gruppe von Adverbien liefert

Fr. H. Fowler, The negatives of the indo-european languages. Diss. Chicago 1896.

Der uns hier zunächst liegende Abschnitt über die griech. Negationen (S. 10—19) enthält S. 12 f. eine Zusammenstellung von Beispielen wie Wörter, denen an sich nichts Negatives anhaftet, über intensive Bedeutung zu negativer gelangen, in der Art von deutsch *kein*, frz. *pas*, *rien*; auf dieser Grundlage wird dem gr. οὐ (verglichen mit ai. *u*) urspr. intensive Bedeutung zugeschrieben. Doch werden οὐκ οὖν und die οὐ μή-Konstruktionen wohl mit Unrecht zur Begründung verwendet.

Erstarrte Kasusformen suchen in griech. Adverbien A. Bezzenberger, der BKIS 24, 321 Anm. 1 in ηδ von πυργηδόν, σφαιρηδόν u. ä. den Ablativ, und W. Prellwitz, der ebd. 26, 311 in μάτην, ἀκμήν Instrumentale sehen will.

J. Schmidt, Die griech. Ortsadverbien auf -οι, -οις und der Interrogativstamm *ku*. ZvSpr 32, 394—415 weist nach, daß die in den Dialekten reich vertretenen Adverbia auf -οι, οις (woraus -ῦς) nicht Lokative auf -οι sein können: sie sind vielmehr von *ποῖ, *πυις ausgegangen (vgl. kret. ὅπυι, syrak. πῦς, rhod. ὅπυς), Musterformen, die mit dem besonders im Arischen und Lateinischen vertretenen Interrogativstamm *ku* zusammengehören.

Verbum.[1])

An die Spitze gestellt sei eine Arbeit zur verbalen Stammbildung:

L. Sütterlin, Zur Geschichte der Verba denominativa im Altgriechischen. Erster Teil. Die Verba denominativa auf -άω -έω -όω. Straßburg 1891.

Rez. von Wackernagel, BphW 1892, 1109—13.

Die interessante, lesbar geschriebene Abhandlung setzt sich das Ziel, die Schrift von der Pfordtens über denselben Gegenstand (1885) zu ergänzen und zu vertiefen, ersteres namentlich durch die Beiziehung des inschriftlichen Materials, letzteres durch Verinnerlichung der ganzen Auffassung. Darum geht jeder der drei Hauptteile, in die naturgemäß die Schrift zerfällt, weniger auf die regelrecht gebildeten Grundtypen, die von ᾱ- resp. o-Stämmen ausgehen, ein, als auf die auf anderen Stämmen beruhenden Bildungen. Für die weite Ausbreitung der drei Bildungen über ihre eigentlichen Grenzen hinaus werden teils formale noch mehr aber semasiologische Analogiewirkungen verantwortlich gemacht; mit großem Scharfsinn wird den Mustern für einzelne Bedeutungsgruppen nachgespürt, wobei sich der Verf. freilich der Unsicherheit seiner Ergebnisse bewußt bleibt; auch läßt sich nicht jedes Verb in eine Gruppe einordnen. Am meisten Neues bietet in formaler Hinsicht der Abschnitt über die Verba auf -όω; S. nimmt an, ihre Neuschöpfung sei teils nach der Proportion σκέπᾳ, σκέπαις: σκεπάω = θρίγκῳ, θρίγκοις: θριγκόω erfolgt, teils den -to-Bildungen auf -ωτός zu danken. Gelegentlich wird auch auf Etymologisches eingegangen, ich verweise beispielsweise auf die Bemerkung über κυβιστάω (S. 17 f.).

Augment und Reduplikation.

Hier ist in erster Linie zu nennen die umfassende Behandlung dieses Gegenstandes für zwei poetische Literaturgattungen, deren Form die Überlieferung sicherer zu beurteilen erlaubt als die Prosa:

O. Lautensach, Grammatische Studien zu den griechischen Tragikern und Komikern. Augment und Reduplikation. Hannover 1899.

Rez. von Wecklein, BphW 1900, 737—40.

Der schon durch frühere Arbeiten bekannte Verfasser (vgl. unten

---

[1]) A. Pircher, Flexion des griechischen Verbums. Gymn.-Progr. Meran 1890, will nur Unterrichtszwecken dienen, was hier ausdrücklich bemerkt sei; vor P. Weiß, Grundzüge des griech. und lat. Verbums. Regensburg 1891, sei gewarnt (vgl. die Rez. von Brugmann IA 1, 26).

S. 80) stellt in dieser Schrift nicht nur alle irgendwie von der gewöhnlichen Bildung abweichenden augmentierten und reduplizierten Formen, sondern im Anschluß an die behandelten Fragen auch die einschlägigen Zeugnisse der alten Grammatiker, Lexikographen, Scholiasten zusammen und liefert damit einen Beitrag zur griech. Grammatik, der in Hasses Behandlung des Duals seine genaueste Parallele hat. Er steht mit Hasse auch insofern auf einer Linie, als er das Hauptgewicht entschieden auf die Sammlung und Darstellung des Materials legt; die sprachgeschichtliche Erklärung steht in zweiter Linie und ist nicht immer einwandfrei. Ich gebe zunächst eine Übersicht über den Inhalt des Buches; es zerfällt naturgemäß in zwei Teile. Der **erste** gilt dem Augment, dem syllabischen (mit den Unterabteilungen: η als Augment, Doppelkonsonant nach dem syllab. Augment, z. B. ἔρρεον, syllab. Augment vor Vokalen A unverändert, B verschmolzen, z. B. εἶδον) und dem temporalen (a bei urspr. mit Ϝ und σ anlautenden Wurzeln, b bei urspr. vokalisch anlautenden Wurzeln). Die **Reduplikation** ist entweder Präsensreduplikation (ausführliche Darstellung der verschiedenen Bildungsweisen), Aoristreduplikation (nur in wenigen Fällen belegt) oder Perfektreduplikation (a bei konsonantisch anlautendem Verbalstamm, b bei vokalisch anlautendem Verbalstamm). Den Beschluß machen Abschnitte über die attische Reduplikation, das Augment der Plusquamperfektformen (wozu auf J. Wackernagel IA V 68 f. verwiesen werden konnte), Augment und Reduplikation der zusammengesetzten Verba, doppelte Augmentation und Fehlen des Augments. — Sehr viel Neues gegenüber der Darstellung bei Kühner-Blaß II 6—37 ergibt sich nun freilich nicht; am meisten gewinnt die Lehre vom syllab. Augment vor Doppelkonsonant (hier steht auch ein Ergebnis, das weitere Kreise **interessieren** mag: καταρράκτης „der sich hinabstürzende", vom intransitiven καταρρήγνυμι ist die alte und echte, καταράκτης die durch Anlehnung an καταράσσω [vielleicht begünstigt durch die Vereinfachung der Geminaten] entstandene spätere Form). Dagegen werden Lautensachs genaue und erschöpfende Zusammenstellungen für manche etymologische Frage sich sehr wertvoll erweisen; der Gewinn für die Textkritik liegt auf der Hand.

Nur streifen kann ich eine Arbeit, die ein Kapitel aus der homerischen Augmentlehre beschlägt:

G. Dottin, Étude de grammaire homérique: L'augment des verbes composés dans l'Odyssée et dans l'Iliade. Extrait des annales de Bretagne. Rennes 1894,

um so mehr als sie mir nur aus der Inhaltsangabe IA VII 56 bekannt ist; die Arbeit will die Bedingungen feststellen, unter denen das Augment

erschien oder wegblieb: doch läßt sich mit Sicherheit nur aus prosodischen Gründen die Notwendigkeit einer Form erweisen, hier allerdings sehr oft. — Ebensowenig sind mir zugänglich der Aufsatz von Dugesnoy, L'augment aux aoristes du verbe ἄγνυμι. Compte rendu du congrès scientifique international des catholiques, tenu à Paris 1—6. VI. Sect. Philologie. Paris, Picard, 1891, p. 88—108 und die einschlägigen Bemerkungen von K. E. Κόντος, Ἀθηνᾶ VII 289 ff.: ersteres weist nach IA II 106 nach, daß vor Alexander nur die Indikative ἔαξα, ἐάγην augmentiert erscheinen — erst später hat man es nach dem Perf. κατέαγα auch in die Modi der Aoriste eingeführt — und letzterer behandelt nach IA VII 50 auch Bildungen wie κεκατήραμαι, μεμεθωδευμένος u. ä. in der späteren Gräzität.

Ebenfalls eine Einzelfrage aus dem Gebiet der Augmentation behandelt

Fr. Stolz, Studien zur Doppelaugmentierung der griechischen Verba. WSt 25, 127—142,

der sich gegen die Annahme wendet, daß die Doppelzusammensetzung oder die Verdunkelung des Sprachgefühls daran wesentlichen Anteil habe; er sieht in dem schwankenden Sprachgebrauch vielmehr eine „Laune der Sprache". Auch für das älteste attische Beispiel, ἠνειχόμην ἠνεσχόμην (doch begegnet noch bei Aristoph. und Eurip. ἀνεσχ.), läßt sich kein Grund angeben: die Volkssprache oder einzelne Schriftsteller mögen verantwortlich gemacht werden. Homer kennt die spezifisch att. (auch bei Herodot nicht sicher bezeugte) Doppelaugmentierung nicht; daher ist ἀναίνομαι mit ἠνήνατο nicht mit Osthoff aus ἀνα + αἴνομαι (zu αἶνος) zu deuten (Potts Bedenken gegen Buttmanns Etymologie teile ich aber: die für sich stehende Negation war *ne*, nicht *n̥*). Beiläufig wird das Schwanken der herodot. Überlieferung in der Augmentierung darauf zurückgeführt, daß Herodot die iterativen Imperf. und Aor. durchaus unaugmentiert brauchte.[1]

Personalendungen.

Auch hier ist eine umfassendere Arbeit voranzustellen:

O. Lautensach, Grammatische Studien zu den griechischen Tragikern und Komikern. I. Personalendungen. Progr. des Ernestinum zu Gotha 1896.

L. stellt aus seinen Quellen das Material zusammen, erst für die aktiven, dann für die mediopassiven Endungen. Da wird dann manches

[1]) Vgl. auch *G. N. Hatzidakis, Περὶ ἀναζητήσεων τινῶν τύπων. Ἀθηνᾶ 14, 133—6.

schärfer präzisiert; für die Textkritik, auch für die Datierung einzelner Dramen (wenn auch hier alles mit Vorsicht aufzunehmen ist) fällt dies und jenes ab. So ist z. B. bei Äsch. und Soph. ἦ (1. Pers. Sing.) herzustellen, Eur. hat an 6 Stellen vor Vokal ἦν, bei Arist. gilt noch ἦ, aber im Plutos hat er schon ἦν; im Plusquamperf. hat die 1. Sing. -η, erst für die mittlere Komödie -ειν, in der 3. Sing. urspr. -ει, doch schon bei Soph. -ειν. Schon beim Plusquamperf., noch mehr aber beim Aorist (ἤνεγκα εἶπα) gehört einzelnes bereits der Tempusbildung an. Für die Dualendungen bildet L s Arbeit eine teilweise Kontrolle von Ha ses Zusammenstellungen. Die Darlegung über ἐπληροῦσαν Eur. Hec. 574 (S. 18) zeigt, daß Jannaris, historical Greek grammar § 789 kein Recht hatte, das Zitat als ältesten Beleg der neugriech. Umbildung der 3. Pers. Plur. der Kontrakta zu geben: die Lesart geht auf Choiroboskos zurück, dem die Bildung allerdings aus seiner eigenen Sprache geläufig gewesen sein muß.

Von einer spätgriech. Umbildung der Endung der 3. Pl. Perf. Akt. nach der entsprechenden Aoristform nimmt ihren Ausgang die reichhaltige Arbeit von K. Buresch, Γέγοναν und anderes Vulgärgriechisch. RhMPh 46, 193—232, auf die ich hier übrigens nicht näher einzugehen habe.

Von den Ausführungen von C. M. Mulvany, Some forms of Homeric Subjunctive. CR 10, 24—27 sei namentlich hervorgehoben, daß er -ῃσι (aus -ησι) statt -ῃσι als echt homerische Form verlangt.

Zu den Imperativendungen sind mehrere Arbeiten zu nennen: *J. H. Wright, Five interesting Greek imperatives. Harvard Studies in class. Phil. VII 85—93 stellt die Imperative πίει, δέχοι u. ä. zusammen, worin er das demonstrative ἰ „hier" sucht; ähnliche Bildungen sind seither noch einige ans Licht gezogen worden: ἄγει = ἄγε, οὖνει · δεῦρο. Ἀρκάδες (F. Solmsen, RhMPh 54, 345 ff.); K. Brugmann, Zur griech. und germ. Präsensflexion. IF 15, 126—8 verknüpft damit das von J. Wackernagel, ZvSpr 33, 25 ff. behandelte pindarische δίδοι und nimmt für die Bildungen idg. Alter in Anspruch: zugleich verwendet er sie unter Preisgabe seiner früheren Erklärung von ἄγεις, ἄγει (ἄγεις aus ἀγε[σ]ι + ς, danach ἄγει), die kürzlich F. Stolz, Zur Bildung der 2. und 3. Sg. Präs. Akt. von φημί. IF 14, 15—20 (φῄς aus *φᾱ[σ]ι + ς); Zur Bildung der 2. und 3. Sg. Ind. und Konj. Präs. Akt. im Griechischen. ZöGy 1902, 1057—66 (ἄγεις aus ἀγε[σ]ι + ἄγες kontaminiert, danach ἄγει) zu stützen versucht hat, zu einer neuen Erklärung dieser Formen, die danach ihr ει vom Imperativ auf -ει bezogen hätten. Der Ausgangspunkt ist aber zu wenig gesichert: für die Formen auf -ει ziehe ich Solmsens Erklärung, der im Ausgang die Partikel εἶ sucht (vgl. ā in mhd. *hilfā*), für δίδοι Wackernagels Vermutung vor.

H. Hirts Gleichsetzung von griech. φερόντων mit got. *bairandau*, ai. bhárantām (IF VII 179—182) hat schon J. Wackernagel, Vermischte Beiträge 51 bekämpft, wenn auch Hirt in seinem Handbuch der griech. Laut- und Formenlehre 429 daran festhält.

Die sog. äolischen Optativformen sind von verschiedenen Seiten behandelt worden: nach F. W. Walker, CR 10, 369 f. wäre „σεια a lighter form of σειη" „πράξειων simply the participle of πράξειας, πράξειε": über J. Wackernagels Erklärung s. oben S. 12. Daß auch sie nicht jeder Schwierigkeit entbehrt, betont Brugmann griech. Grammatik [3] 319. Die neue Form ἀδεαλτώhαιε auf einer elischen Bronze klärt nichts auf (vgl. Meisterhans-Schwyzer 167 Nr. 1403). Die Gründe, mit denen F. W. Walker, CR 1898, 250—2 die Form λέγοιεν als lautgesetzlich zu rechtfertigen sucht, werden wenige überzeugen (durch das Gesetz „that a nasal sonant cannot arise before a tautosyllabic ντ", das auch durch χαρίεν φέρον bewiesen werden soll).

Unter den Arbeiten zu den mediopassiven Endungen stelle ich voran K. Zacher, Die Endung der 2. Pers. Sing. Ind. Med. Ph Suppl.-Band VII 473—84 (in: Kritisch-grammatische Parerga zu Aristophanes. Ph Suppl.-Band VII 437—530).[1] Grammatiker und Handschriften weisen nach Zacher auf -ει als spezifisch attische Form bei Komikern und Prosaikern. „Die alte Form ist -ῃ, deshalb wird diese von den Tragikern bewahrt, in der Umgangssprache kommt -ει auf", von den Komikern und Rednern verwandt. Wenn nicht Aristophanes selbst, so schrieben doch die zeitgenössischen Buchhandlungsschreiber in seinen Werken -ει; -ῃ erscheint wieder bei Xenophon, dann in der κοινή. So weit der Verfasser: doch wird ein lautlicher Unterschied in voralexandrinischer Zeit nicht vorliegen, nur ein graphischer.

Als Ausgangspunkt des σθ betrachtet Chr. Bartholomae, Das griechische Infinitivsuffix σθαι. RhMPh 45, 151—3 eben den Infinitiv, dessen σ ursprünglich nicht zur Endung gehört habe: entsprechend ind. bháradhyāi „zu tragen", wörtlich „Tragung zu tun", war Ϝείδεσ-θαι urspr. veides + dhai „Erscheinung zu machen".

An Bartholomae knüpft an J. Wackernagel, Die Medialendungen mit σθ. ZvSpr 33, 57—61: der imperativisch gebrauchte Inf. auf -σθαι veranlaßte zunächst im Imperativ, dann auch in den anderen Modi die sukzessiven Neubildungen σθω : τω, σθε : τε, σθον : τον, σθην : την. Daß -σθαι medial wurde, kann bei dieser Erklärung nicht mehr, wie Barth. will, an den sonstigen medialen Formen mit σθ liegen, da ja

[1]) Vgl. die Rez. von Frantz, DLZ 1899, 1826—8; -li, LC 1899, 1406; Zuretti, Bofiel VI 114 f.

diese jünger sind, sondern beruht darauf, daß der Inf. auf -σθαι zufällig gerade bei medialen Verben überliefert war. Unabhängig hatte schon vorher A. Hillebrandt, Die Endung -σθε. BKIS 18, 279—81 eine ähnliche Erklärung vorgebracht: σθε ist danach analogische Umbildung eines urspr. -θε (: ai. *-tha*), -σθην solche eines urspr. -θην (: ai *-thām*).

Nur eine, aber eine hochwichtige Arbeit ist zur Präsensbildung anzuführen: J. Schmidt, Die griechischen Präsentia auf ίσκω. ZvSpr 37, 26—51. Der Aufsatz, dessen Hauptergebnis schon SPrA 1899, 921 bekannt gegeben worden war, beginnt mit einer Übersicht über das Material mit Belegen: es lassen sich 13 Präsentia auf ισκω nachweisen. ι ist als Länge zu fassen, als Tiefstufe zu ᾱι, ηι, ωι, das bei den ältesten im Aorist ursprünglich daneben stand, vgl. ἀλῑσκομαι: ἑάλων (mit ω für ωι), εὑρῑσκω : εὑρήσω, πιπῑσκω : pō(i). ἀραρίσκω ist, wenn es ῑ hat, junge Neubildung. Wo -ήσκω (θνήσκω, μιμνήσκω) und -ῴσκω (θρῴσκω nur bei Grammatikern; γιγνώσκω immer ohne ι) erscheint, sind ηι ωι statt ῑ aus dem Aorist eingedrungen, wo es einst vorhanden war. Das Prinzip der Erklärung veröffentlichte übrigens H. Hirt noch früher (vgl. IF 12, 203 Anm.). — Nur hinweisen kann ich hier auf F. Solmsens Behandlung des Übergangs von ion. δίζημαι zu δίζομαι (von δίζεαι aus) IF 14, 426—8 und auf K. Brugmanns Deutung der ion. Iterativpräterita auf -σκον (zB. φάσκον aus *φανς σκον „ich war sagend") IF 13, 267—77.[1])

Futurum.

Nur beiläufig kann hier erwähnt werden, daß A. Bezzenberger BKIS 26, 169 ff. das dorische Futurum mit dem litauischen zusammenbringt: (awė-)siu = (ἐπιπραχ-)σέω. — An einzelnem ist vor allem zu nennen ein Aufsatz von J. Wackernagel, Griech. κτεριοῦσι. IF II 151—4. W. weist nach, daß bei Homer noch κτερίουσι, κομίω, ἀγλαΐεσθαι u. ä. zu schreiben ist: die zirkumflektierten Formen sind erst für das V. Jahrh. nachgewiesen. Sie beruhen auf einer Ausdehnung des zirkumflektierten Typus von βιβῶ, ἀγγελῶ usw. In hellenistischer Zeit setzt sich dieser Vorgang fort: χεῶ πιοῦμαι, ἐδοῦμαι; ähnlich im Dorischen.

[1]) Nur zur Warnung weise ich auf F. Prestel, Zur Entwickelungsgeschichte der griechischen Sprache. Gymn.-Progr. Münnerstadt 1899 hin, wo in völlig unwissenschaftlicher Weise über die Verba contracta geredet wird. Da neues Material nicht geboten wird, ist die kleine Schrift durchaus wertlos. Vgl. S. 7: „Ich halte -θα bzw. -σθα für die älteste Form des Suffixes der 2. Singular. Aus -σθα ist nach Abfall von θα nunmehr σ übriggeblieben, das durch Beigabe eines ι eine Angleichung an μι und τι erfuhr"!

Aorist.

Unter diesem Stichwort ist zunächst eine Debatte namhaft zu machen, die sich über einige dialektische Formen des **sigmatischen Aorists** entspann, jedoch auch für die allgemeine Sprachgeschichte wichtig ist.

W. Schulze, Zur Bildung des sigmatischen Aorists im Griech. ZvSpr 33, 126—32 bekämpft die von Bezzenberger und Fick aufgestellte, von Hoffmann angenommene Erklärung von Formen wie ὀμόσσαι mit Hilfe des ai. *siṣ*-Aorists, wonach zwischen den beiden Sigma ein Vokal ausgefallen wäre, durch den Nachweis, daß Dialekte, welche die Geminata σσ festhielten, in jenen Aoristen nur σ zeigen, z. B. herakl. ὀμόσαντες neben ἐσσῆται. Die Formen wie ὀμόσσαι sind vielmehr Neubildungen nach τελέσσαι. Demgegenüber sucht O. Hoffmann, Zur Bildung des sigmatischen Aoristes BKIS 26, 30—44 seinen Standpunkt zu rechtfertigen: Formen wie δάσσασθαι, ὁπόσσος neben ὀμόσαι beweisen nichts gegen ihn, da hier σσ anderer Entstehung sei. Auch Ϝέτεσσι (kret. Ϝετεθθι) sei nicht gleichartig wie ὤμοσα (vgl. al. *ápā-siṣ-am*). Innerlich ist das sehr wenig wahrscheinlich, da in den meisten Mundarten die σσ verschiedener Entstehung zusammenfallen und man gerade in dem Fall, wo die beiden σ ursprünglich durch Vokal getrennt waren, länger als sonst Geminata erwarten sollte. Reine Willkür ist es, wenn Hoffmann ἔσσομαι aus ἔσjομαι, σσι im Lokativ aus σϜι erklärt. Ebenso wird man sich nicht davon überzeugen können, daß für ὤμοσα neben ὀμόσσαι der Akzentunterschied maßgebend gewesen sei und daß ὀμόσαι in den betr. Dialekten Analogiebildung nach λῦσαι sein könne. Zum Schluß muß H. ohnehin erklären, wenn auch seinem Standpunkt keine Tatsache widerspreche (was aber nicht richtig ist), so sei das Material zu dürftig. — G. E. Parodi, Intorno alla formazione dell' aoristo sigmatico e del futuro greco. StIF 6, 417—57 sucht nach neuen Wegen für die Ausbreitung des α im Aorist; es soll auf einer Mischung des Typus mit σ und desjenigen mit ασ (zB. Ϝεισσα, Ϝεισς, Ϝειστ; χεϜασα, χεϜας, χεϜαστ) beruhen; ein 3. Typus ist derjenige auf εσ (zB. στερ-εσ-, κορ-εσ-). Die zahlreichen neuen Hypothesen haben jedoch gegenüber den bisherigen Erklärungen nichts Überzeugendes an sich. — Eine ganz neue Erklärung des s-Aorists stellt F. W. Walker, Philological Notes IX. The Greek Aorist. CR VII 289—292 auf: der Indikativ wurde erst sekundär zum s-Konj. und Opt. hinzugebildet; der Ind. Akt. ist in den Personalendungen nach dem Perf. umgebildet.

Ich schließe hier gleich die Erwähnung eines anderen Ansatzes desselben Verfassers an, worin nicht glücklicher gr. ἔθηκα usw. als ur-

sprüngliche Perfekta angesehen werden (Philological notes VIII. Greek aorists and perfects in -κα. CR V 446—51).

Einige Ausnahmen, die zum Teil auch der Schulgrammatik angehören, bespricht J. Wackernagel, Unregelmäßige Aoriste auf -εσα und Verwandtes. ZvSpr 33, 35—38 (κοτέσσατο, ἐπόθεσα umgebildet aus urspr. *ἐκέσσατο, *ἔθεσσα; ἤνεσα nach ἐνείκεσσα; ἐπόνεσα Hippokr. nach ἐπόθεσα). — F. Stolz, Zum Konjunktiv des griechischen sigmatischen Aoristes. IF II 154—6 macht darauf aufmerksam, daß sich Spuren des kurzvokalischen Konjunktivs auch in der 2. 3. Pers. Sing. in der Überlieferung der homerischen Gedichte erhalten zu haben scheinen. Er stützt sich besonders auf B 4 τιμήσει (später als Optativ mißverstanden). Um volle Sicherheit zu gewinnen, wäre freilich das graphische Verhältnis zwischen ει und ηι in den Homerhandschriften zu untersuchen. — K. Brugmann, Κατασβῶσαι bei Herodas. IF I 501—4 deutet diese Form schließlich aus κατασβοῆσαι (vgl. ζόασον· σβέσον. Hesych.), während Darbishire, CR VI 277 Umformung aus κατασβέσαι nach στορέσαι: στρῶσαι annimmt. — Einen neuen Gesichtspunkt für das Verhältnis zwischen ἔθεσαν : ἔθηκαν bei den Rednern macht K. Fuhr, ΕΘΗΚΑΝ und ΕΔΩΚΑΝ bei den Rednern. RhMPh 57, 425—8 geltend: „die Formen mit κ finden sich öfter erst bei Demosthenes von 355 an, lediglich infolge des Bestrebens, drei Kürzen hintereinander zu meiden." — Statistisch ist die Arbeit von J. La Roche, Die Formen von εἰπεῖν und ἐνεγκεῖν. WSt XXIII 300—12.

Perfekt.

Ein starkes Perf. κέχονδα zu χανδάνω, ἔχαδε weist J. Wackernagel, BphW 1891, 1475 f. nach (mit Hilfe des von Kenyon publizierten Papyrus zu Ω 192). — Nicht zugänglich ist mir E. La Terza, Trattamento della vocale radicale nel tema del perfetto greco. Studi glottolog. ital. 2 (1901), 1—91.

Syntax.

Allgemeines.

Im Gegensatz zu fast allen andern Teilen der griechischen Grammatik ist die Syntax auch im Zeitraum des vorliegenden Berichtes im allgemeinen noch durchaus eine Domäne der klassischen Philologie geblieben und wenig von den parallelen Forschungen auf dem Gebiete der übrigen indogermanischen Sprachen, besonders auch der neueren, berührt worden. Verwunderlich ist dies nicht: ist doch der erste Grundriß einer vergleichenden idg. Syntax, den B. Delbrück unternommen hat, erst vor wenigen Jahren fertig geworden. Immerhin besitzen wir bereits in 2. Bearbeitung eine Darstellung der griechischen Syntax, welche die Ergebnisse der vergleichenden Forschung verwertet und auf die entwickelungsgeschichtliche Erklärung das Hauptgewicht legt, die schon oben S. 8 f. besprochene Arbeit von K. Brugmann. Außer diesem und Jannaris' Werke (s. oben S. 3 f.) gibt es nur noch eine wissenschaftliche Bearbeitung der griechischen Grammatik, welche die Syntax mitbehandelt, die Neubearbeitung von R. Kühners Grammatik (über die Formenlehre s. oben S. 8 f.):

R. Kühner, Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache. Zweiter Teil: Satzlehre. Dritte Auflage in zwei Bänden in neuer Bearbeitung besorgt von B. Gerth. Erster Band. Hannover und Leipzig 1898.

Der vorliegende 1. Band der Neubearbeitung entspricht dem 1. Teil der Kühnerschen Syntax in der 2. Auflage, indem er im wesentlichen die Kongruenz, die Tempora und Modi, die Kasuslehre mit den Präpositionen, das Pronomen beschlägt; wenn man den weniger gedrängten Druck berücksichtigt, ist der Umfang unwesentlich gewachsen. Auch bei der Neubearbeitung der Satzlehre sollte die Anlage des ganzen Werkes gewahrt bleiben, obschon auch sie vielfach heutigen Ansprüchen längst nicht mehr genügt. Selbstverständlich, aber mühevoll war die Sichtung der oft auf veralteten Lesarten und Ausgaben beruhenden Belege und der darauf beruhenden Schlüsse; wurden alte Belege gestrichen, so traten aber auch neue hinzu; auch neuere Literatur ist, wenn auch spärlich, zitiert. Aber auch eine Reihe von Grundanschauungen Kühners mußten der Auffassung der neueren Forschung weichen; so

hat Gerth in die Tempuslehre den Begriff der Aktionsart eingeführt, dem Optativ das Recht eines selbständigen Modus zurückgegeben (Kühner hatte ihn als Konj. der histor. Tempora gefaßt), den Gen. und Dat. als Mischkasus behandelt — freilich alles so gut es bei der ganzen Anlage des Buches ging. Wenn so Kühners Satzlehre auch in ihrer jüngsten Gestalt nicht das Ideal einer griechischen Syntax darstellt, als reiche Fundgrube bleibt sie unschätzbar.

Ungefähr die Hälfte des im I. Bande der Kühner-Gerthschen Satzlehre dargestellten Stoffes — es fehlen die Abschnitte über Kasuslehre mit Präp. und Pronomen — behandelt der 1. Teil einer in englischer Sprache erscheinenden ausführlichen griech. Syntax:

B. L. Gildersleeve, Syntax of classical Greek from Homer to Demosthenes. First part. The syntax of the simple sentence embracing the doctrine of the moods and tenses. With the cooperation of C. W. E. Miller. New York 1900.

Eine gelegentliche Bemerkung berührt die Praxis des Übersetzens ins Griech. („in the position of ἄν beginners sometimes make a mistake in this regard" § 433) und es läßt sich nicht leugnen, daß nicht so sehr in der Beschränkung auf die klassische Zeit („the better days of the language" 1 § 64; doch werden ein paarmal neutestamentliche und andere spätere Erscheinungen zum Vergleich herangezogen), als in der Darstellung der Prosa der attischen Redner „as the standard of conventional Greek" (p. IV) auf den Universitätsunterricht Rücksicht genommen ist, und dies ließe sich auch an Einzelheiten zeigen. An die Haltung eines guten Lehrbuches erinnert auch die spärliche Anführung von Literatur, die Seltenheit von Anmerkungen. Aber wir haben ein Lehrbuch vor uns, aus dem der Lehrer nicht minder lernen kann als der Schüler, es ist zugleich eine wissenschaftliche Leistung oder vielmehr in erster Linie eine solche. Die 190 Seiten des 1. Teiles enthalten in 467 §§ eine Fülle von Belehrung. Die Darstellung ist knapp und klar, stellenweise an ein Gesetzbuch erinnernd, aber auch wieder des erklärenden Momentes nicht entbehrend. Weniger gelungen in Anordnung und Behandlung scheint mir gegenüber den andern Abschnitten, besonders der Tempuslehre, die Lehre von den Modi. Den meisten Raum beanspruchen aber die zahlreichen, vielleicht einige Male (so für die Substantivierung von Adj. und Ptc. S. 13/7 und für die Stellung von ἄν S. 185/9) sogar etwas allzu zahlreichen Beispiele; sorgfältig und zum Teil auf Grund selbständiger Sammlungen ausgewählt, in fast durchweg auch orthographisch hergestellten Texten, illustrieren sie aufs beste den Sprachgebrauch freilich nicht von Homer zu Demosthenes, wie es im Titel heißt, sondern von Demosthenes zu Homer. Sie sind nämlich

überall genau geordnet, und zwar steht, wo immer möglich, die Sprache der Redner an der Spitze, es folgen Plato, Xenoph., Thuk., Herod., die Komiker und Tragiker, Pindar und die Lyrik, die homerische Sprache bildet den Schluß. Der prächtigen typographischen Ausstattung entspricht die äußerste Korrektheit des Druckes. G. faßt in seiner Syntax die Ergebnisse wohl vierzigjähriger, nicht zum geringsten Teile praktischer Arbeit zusammen; die Probe, die bisher davon vorliegt, beweist, daß das Ganze ein durchaus eigenartiges, in seiner Art ausgezeichnetes Werk bilden wird. — Als eine Art Ergänzung dazu kann man eine andere Schrift des gleichen Verfassers betrachten, obschon sie nicht etwa in dieser Absicht geschrieben wurde:

B. L. Gildersleeve, Problems in Greek syntax. Baltimore 1903 [from the AJPh 23, 1—27. 121—141. 241— 260].

Die drei ausgereiften und anregenden Anfsätze, die sich auch durch geistvolle Darstellung auszeichnen (wenn auch die für syntaktische Erscheinungen gewählten kühnen Bilder nicht nach jedermanns Geschmack sein mögen), behandeln ohne Vorführung von Material in hinreichend ausführlicher, wenn auch nicht breiter Erörterung einen großen Teil des Gebietes, für das die „Syntax of class. Greek“ nur Sätze aufstellen und Beispiele liefern konnte; sie greifen sogar durch einige Bemerkungen zum Satzgefüge über diesen Rahmen hinaus. Bilden sie somit tatsächlich teilweise eine willkommene Erläuterung zu dem größeren Werke, ist dies doch nicht ihr Zweck: sie betrachten vielmehr all die vorgeführten Erscheinungen unter dem Gesichtspunkt des Stils; eine griechische Syntax ist naturnotwendig eine syntaxis ornata. Gegenüber der bloß mechanischen Statistik vieler syntaktischen Arbeiten wird jene Vertiefung gefordert, die nur durch vollkommene Vertrautheit mit dem Schriftsteller und dessen literarisch-ästhetischer Stellung erreicht wird. Syntaktische Unterschiede wurzeln oft lediglich im Stil, was an einer Reihe von Beispielen feinsinnig nachgewiesen wird; auf der andern Seite wird aber auch vor einem „hyperaestheticism“ in der Syntax gewarnt. Aber das Fehlen des substantivierten Inf. bei Homer (10 f.) beruht doch zunächst darauf, daß in homerischer Zeit der Artikel noch nicht voll entwickelt war; erst für die nachhomerische Epik ist das Fehlen des subst. Inf. ein Stilcharacteristicum, das aber teilweise auch aus dem maßgebenden Einfluß des hom. Epos, nicht allein aus der vulgären Sphäre jener syntaktischen Erscheinung sich erklärt. Für die nachklassische Zeit hat der Verfasser nicht viel Sympathie, obschon er auch sie studiert; man ist fast überrascht, nach Urteilen wie „οὐ μή has become the cheap emphasis of a showy race and a degenerate time“ (S. 138), „we sigh when we find ἐάν with the indicative in later Greek“ (S. 139) ihr doch einen

Wert für die historische Sprachforschung zugestanden zu sehen (S. 258). Und doch betont G. bei mehr als einer Erscheinung der klassischen Zeit, sie hätte zu Homers Zeiten abstoßend gewirkt! Das Büchlein, das uns den hochverdienten Forscher in der Einleitung auch menschlich näher bringt, enthält eine grundsätzliche Kritik vieler im folgenden zu nennenden syntaktischen Arbeiten und sollte von jedem, der an eine solche herantritt, studiert werden.[1])

Von großer allgemeiner Wichtigkeit ist in der Syntax die syntaktische Assimilation oder Attraktion, Ausgleichung, wie man auch wohl zu sagen pflegt. Erscheinungen wie die Attraktion des Relativs oder die constructio ad sensum, die Prolepsis, die Modusassimilation u. ä. sind bekannt genug und von allgemeinen Gesichtspunkten aus hat schon Ziemer, Junggrammatische Streifzüge 55 ff. das einigende Band gefunden; jetzt liegen zwei ausgezeichnete schwedische Arbeiten vor, die sich das Ziel gesteckt haben, je einen Schriftsteller auf jene Erscheinungen hin zu untersuchen, ein Unternehmen, das nicht nur für die Interpretation, sondern auch für die allgemeine griech. Syntax fruchtbar zu nennen ist:

J. E. Åzelius, De assimilatione syntactica apud Sophoclem. Diss. Upsala 1897.

[1]) Auf eine Reihe von kleineren Arbeiten zur allgemeinen Syntax einzelner Schriftsteller kann ich hier nur verweisen, z. T. auch darum, weil sie mir nicht zugänglich sind:

*F. Weigel, Quaestiones de vetustiorum poetarum elegiacorum Graecorum sermone ad syntaxin, copiam, vim verborum pertinentes. Diss. phil. Vindob. III 109—238; *Nehmeyer, Syntaktische Bemerkungen zu Herodot. Progr. Darmstadt 1895; *C. F. Smith, Some poetical constructions in Thucydides. TrAPhA 25, 61—81 (vgl. BphW 1895, 1569—72); H. Kallenberg, Textkritik und Sprachgebrauch Diodors I. Progr. des Friedrichs-Werderschen Gymn. Berlin 1901 (Behandlung einer Reihe einzelner Stellen, mehr textkritisch als grammatisch); *P. Schmidt, Die Syntax des Historikers Herodian. Progr. Gütersloh 1893; E. Mann, Über den Sprachgebrauch des Xenophon Ephesius. Progr. Kaiserslautern 1896 (enthält neben einer Anzahl von Bemerkungen zur Formenlehre besonders Beobachtungen über die Syntax des attizisierenden Autors).

Neben textkritischen und semasiologischen Bemerkungen enthalten auch Syntaktisches die mir nicht zugänglichen Φιλολογικαὶ παρατηρήσεις von K. Σ. Κόντος in verschiedenen Bänden der Ἀθηνᾶ (vgl. z. B. IA 5, 170. 7, 50). — Oft berühren auch syntaktische Fragen die größeren wissenschaftlichen Kommentare; hier muß es aus naheliegenden Gründen bei diesem Hinweis sein Bewenden haben.

Gegenüber der Bearbeitung der Literatur liegt die syntaktische Behandlung der Inschriften, besonders auch der Dialektinschriften, noch sehr im argen.

J. Liljeblad, De assimilatione syntactica apud Thucydidem quaestiones. I ad genera numeros casus pertinentes. Diss. Upsala 1900.

Å. behandelt seinen Stoff nach Ziemers Kategorien der formalen, der realen und der Kombinationsausgleichung in 23 Abschnitten, wobei alle Seiten der Syntax zur Sprache kommen; für alles alle Belege anzuführen, ist nicht beabsichtigt, dagegen finden interessantere Stellen eingehende Erörterung. Ein willkommenes Gegenstück zu Å.s Arbeit bildet die Untersuchung von L., indem sie einen Prosaiker behandelt, freilich auch einen, der stilistisch eine besondere Stellung einnimmt. Wenn L. in seiner umfangreichen Abhandlung nur einen Teil des von Å. bearbeiteten Gebietes hat bewältigen können, erklärt sich dies zum guten Teile daraus, daß er wenigstens in gewissen Partien auf vollständige Beibringung des Materials ausgeht. Die Anordnung ist selbständig, indem L. wohl mit Recht Ziemers dritte Kategorie, die lediglich eine besondere Erklärungsweise darstellt, aufgegeben hat. Vgl. auch *K. Hude, Satzassimilation. NTF 6, 155. Nur einen Ausschnitt behandelt

*F. L. Cleef, De attractionis in enuntiationibus relativis usu Platonico. Diss. Bonn 1890.

Kasuslehre.

Ein großer Teil der hergehörigen Arbeiten sammelt, teilweise in rein statistischer Weise, nach den herkömmlichen Gesichtspunkten und in Absicht auf Förderung der Textkritik, das Material für alle oder einzelne Kasus aus einzelnen Schriftstellern. Diese können hier nicht ausführlicher besprochen werden; eine Zusammenstellung der mir bekannt gewordenen enthält die Anmerkung; ausdrücklich sei auf die Arbeiten von Helbing und Stourač hingewiesen.[1])

[1]) Homer und Hesiod: *E. Kokorudz, Ablat, Lokat. und Instrument. bei H. (polnisch). Progr. Stanislau 1891. 1892 (sucht nach ZöGy 1893, 661 f. 1894, 849 f. aus den homer. Gen. und Dat jene drei idg. im Griech. untergegangenen Kasus auszuscheiden — ein Unternehmen, das nur unvollständig gelingen kann, da der Synkretismus schon in der ältesten Zeit vollzogen ist; dies gilt auch für ähnliche Untersuchungen); J. A. Scott, The vocative in Homer and Hesiod. AJPh 24, 192—6 (ὦ hat etwas Familiäres, bezeichnet einen Mangel an Reserve, fehlt daher im allgemeinen im Epos, namentlich im Gebet und in der Anrede an Götter); vgl. die Bemerkungen von Gildersleeve und Miller ebd. 197—9 (bei Ap. Rhod. ist es ähnlich, aber bei Homer scheint das Zurücktreten von ὦ auch technische Gründe zu haben). Herodot: Stourač, Über den Gebrauch des Genetivs bei Herodot. Progr. Olmütz 1888. 1889. 1892. 1894. 1895; R. Helbing,

Eine besondere Stellung nehmen die sog. **absoluten Kasuskonstruktionen** ein, die entstanden, indem das Verhältnis des (meist partizipialen Kasus) zu seinem Regens allmählich lockerer wurde und der Kasus den Ausdruck eines besonderen Gedankens übernahm, schließlich auch gesetzt wurde, wo im Satze kein Regens für ihn denkbar ist. Im Griechischen ist am häufigsten der **Genetiv** so gebraucht worden, dem die mir nicht zugängliche Arbeit von H. **Hessan**, De genetivi absoluti apud scriptores quinti saeculi usu. FO 10, 237—61 gilt; dagegen sind **Dativ** und **Lokativ** (in vereinzelten Spuren wie κελσάσῃσι δὲ νηυσὶ καθείλομεν ἱστία πάντα Hom. Od. 9, 149) auf halbem Wege stehen geblieben, indem die Lockerung des Abhängigkeitsverhältnisses, die für das Sprachgefühl bestand, es doch zu keinem formalen Ausdruck

---

Über den Gebrauch des echten und des sociativen Dativs bei Herodot. Diss. Freiburg im Br. 1898 (vgl. Kallenberg, WklPh. 1899, 228/30); und: Der Instrumental bei Herodot. Progr. Karlsruhe 1900 (vgl. WklPh 1900, 1329/32; Ansätze zu psychologischer Behandlungsweise; Beobachtung der beginnenden Ersetzung des Dativs durch präpositionale Fügungen). **Tragiker**: A. **Hillert**, De casuum syntaxi Sophoclea. Diss. Berlin 1896. (Behandlung vom gewöhnlichen Sprachgebrauch abweichender Rektionen bei Homer und Soph., die meist durch Bedeutungsverschiebungen — obschon der Verfasser das nicht Wort haben will — und Analogie bedeutungsverwandter Verba erklärt werden; viel interessantes Material; beispielsweise sei auf die — unrichtig erklärte — Verbindung von ἐν mit Gen. hingewiesen S. 24, vgl. dazu Meisterhans-Schwyzer 214,18 N. 1720). **Redner**: P. **Detto**, De genetivi apud Aeschinem usu. Progr. Magdeburg 1901 (anspruchslose Zusammenstellung des interessanteren Materials; J. **Eibel**, De vocativi usu apud decem oratores Atticos. Progr. des neuen Gymn. zu Würzburg 1893 (der Gebrauch ist teils stilistisch-rhetorisch, teils durch die Rücksicht auf den Hiatus bedingt; Rücksicht auf die Setzung von ὦ und die Stellung). **Herodas**: *L. **Valmaggi**, De casuum syntaxi apud Herodam. RF. 26, 37—54.

Hier noch ein Beispiel, wie wichtig für Erklärung und Textgestaltung die historisch-vergleichende Syntax werden kann. Hillert (S. 14 f) wird von Wecklein in der BphW 1897, 97 ff. wegen der (freilich anfechtbaren) Benutzung von Eur. El. 123 κεῖσαι σᾶς ἀλόχου σφαγεῖς getadelt; „das ist einfach unmöglich und längst in ἀ. σφαγαῖς verbessert.“ Und doch ist der Genetiv längst von Brugmann aufs schönste erklärt! Gleich sind die bei Štourač 1892, S. 15 angeführten Beispiele aus Herodot zu fassen: σανδάλιον αὐτοῦ παρορημένον II 91, 13; τὸν παντα Ἀστυάγεος ῥηθέντα λόγον I 109, 4; auch was Horton-Smith, Conditional sentences 425 anführt, steht nahe.

Hier seien auch noch einige Kleinigkeiten zur Kasuslehre registriert, die mir nicht zugänglich sind: J. **Keelhoff**, L'expression τέθνηκα τῷ δέει; τῷ φόβῳ τι ou τινά. RIP 36, 73 ff.; ἴσος et le génitif. ebd. 37, 135; J. W. Kern, On the case-construction of verbs of sight and hearing in Greek. Studies in honour of Gildersleeve 1902.

brachte. Anders ist es wieder beim **Akkusativ**, der, wenn auch viel seltener als der Genetiv und zum Teil formelhaft verwendet, doch zu einer selbständigen Untersuchung Stoff geboten hat:

F. **Lell**, Der absolute Akkusativ im Griechischen bis auf Aristoteles. Ein Beitrag zur historischen Grammatik der griechischen Sprache. Gymn.-Progr. Würzburg 1892.

Einige Hauptergebnisse der sorgfältigen, wenn auch für ein Gymnasialprogramm etwas zu viel Akzentfehler enthaltenden Arbeit sind kurz folgende. Nach Entstehung und Gebrauch ist wohl zu scheiden zwischen dem Acc. abs. Sg. neutr. des Ptc. praes., selten fut., aor., perf. oder fut. exact. unpersönlicher Verba in konzessiver, auch kausaler und konditionaler Funktion, z. B. παρόν, ἐξόν, δέον, δόξαν, κυρωθέν, δεδογμένον, woneben der (undeutliche) Genetiv selten (im aor. und perf. pass. und bei Adj.) gebraucht wird (völlig erstarrt ist das besonders bei Isokrates auftretende τυχόν in der Bedeutung von σχεδόν, ἴσως) und dem freieren, aber weniger häufigen Acc. absol. persönl. Verba mit ὡς, der nicht selten sogar im selben Satz mit dem Gen. abs. wechselt. Der erste Fall entstand durch Verselbständigung einer akkusativ. Apposition zum ganzen Satz, vgl. ὡς μὴ τέκν' εἰσίδωμεν, ἀνόσιον θέαν Eur. Her. f. 323 und Ἴωνα δ' ὀνομάζω σε, τῇ τύχῃ πρέπον Eur. Ion 661, der zweite durch Verselbständigung akkusativischer Partizipialkonstruktion bei Verb. sent. und declar. Am freiesten und relativ häufigsten hat Thukydides den abs. Akk., besonders von unpers. Verben, gebraucht. Statt des neutr. vom Ptc. finden wir auch das neutr. eines Adj. mit ὄν, das nur weggelassen werden kann, wenn ὡς dabeisteht, die Partikel, die — neben ὥσπερ — auch sonst zur Einführung eines subjektiven Momentes zutritt (ständig beim ptc. fut.). Nicht berücksichtigt hat der Verfasser das formale Moment, das in der Stellung liegt: die Apposition zum Satz muß diesem folgen, während der abs. Akk. in seiner Stellung frei ist.

Pronomen (samt Artikel).

Unter den Arbeiten zum Pronomen nimmt die erste Stelle ein

A. **Dyroff**, Geschichte des Pronomen reflexivum. I. Von Homer bis zur attischen Prosa. II. Die attische Prosa und Schlußergebnisse. Würzburg 1892. 1893 (= Beitr. z. hist. Syntax der griech. Sprache, hg. von M. Schanz. Band III Heft 3. 4).

Hat die von M. Schanz angeregte Sammlung auch noch nicht die historische Syntax der klassischen Gräzität gezeitigt, die ihr Herausgeber im Jahre 1883 in 6—8 Jahren erscheinen lassen zu können glaubte,

so hat sie doch eine ganze Anzahl der wertvollsten Bausteine zu diesem Gebäude geliefert: sie enthält eine Reihe der besten Arbeiten zur griechischen Syntax überhaupt, wetteifernd mit teilweise anders orientierten Arbeiten der amerikanischen Syntaktiker. Und unter diesen nimmt Dyroffs umfassende, mit Recht nur das bedeutungsvolle Material ausführlich mitteilende, im übrigen sich auf statistische Tabellen beschränkende Darstellung der Geschichte der Reflexion nicht den letzten Rang ein. Das einleitende Kapitel stellt nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Reflexion und ihren Ausdruck im Griechischen die syntaktischen Gesichtspunkte für die folgende historische Darstellung auf: scharfe Scheidung zwischen direkter (gewöhnlicher und invertierter) und indirekter Reflexion, welch letztere sich wieder in abhängigen Strukturen anders gestalten kann als in den verschiedenen Arten der Nebensätze. Kapitel II—IX führen die allgemeinen Gesichtspunkte im einzelnen an dem Material aus Epos, Lyrik, Drama, Herodot, der attischen Prosa bis auf Plato durch; von den Inschriften sind nur die attischen eingehender berücksichtigt. Die ersten Kapitel schließen je mit einem Rückblick, der den Gebrauch des darin behandelten Sprachkreises kurz zusammenfaßt, vom VI. an ist dies dem umfangreichen X. Kapitel (II 110—186) überlassen, das eine ausführliche, zugleich einiges berichtigende Darstellung der wichtigsten Ergebnisse des ganzen Buches bietet. Daran wird sich im allgemeinen der Sprachforscher halten können, während die Behandlung der einzelnen Quellen besonders dem Textkritiker viele schätzenswerte Winke gibt. — Das einfache Pronomen, schon im Vorgriechischen reflexiv, ist freilich bei Homer, der auch hierin die ganze folgende Poesie aufs tiefste beeinflußt hat, während sie in den Formen eine gewisse Entwickelung aufweist, meist anaphorisch — eine Verwendung, die bei der Bezeichnung der indirekten Reflexion sich entwickelte, deren häufiger Gebrauch in der Poesie jedoch auch stilistische und metrische Gründe hat.[1]) Auch Herodot zeigt noch häufig die anaphorische Bedeutung, danach vereinzelt auch Thuk. und Xenophon; Regel ist sonst im Att. der indirekte Gebrauch. Das einfache Pronomen wird nach und nach durch die Verbindung mit αὐτός verdrängt — die homerische Verwendung der obliquen Kasus des allein-

[1]) Es sei darauf hingewiesen, daß jetzt Brugmann, gr. Gr.³ 419 annimmt, die anaphorische Bedeutung sei durch Vermischung des refl. Stammes mit einem urspr. davon gesonderten Stamme anaphorischer Bedeutung entstanden, die zuerst im Dativ eintrat. — Daß an und für sich die Reflexion aus der Anaphora entstehen kann, zeigen gewisse schweiz. Dialekte, wo nicht nur, wie gewöhnlich im Mhd. die Dat. *im*, *ir*, Pl. *in*, sondern auch die Akk. reflexiv verwendet werden, z. B. *er häd-en 'brännt*, er hat sich eine Brandwunde zugezogen, wörtlich: „er hat ihn (sich) gebrannt“.

stehenden αὐτός als Reflexiv oder Bildungen wie αὐτοςαυτοῦ bleiben vereinzelt. Die Entwickelung geht von der 3. Pers. aus, wo zuerst eine feste Stellung der beiden Bestandteile sich herausbildet, während die entsprechenden Fügungen in der 1. und 2. Person anfangs ihrer Stellung nach frei und ohne reflexive Bedeutung sind. Zuerst erscheint eine zusammengezogene Form bei Hesiod (ἑαυτῇ); das einfache Pronomen geht im Attischen verloren (am zähesten ist σφίσι, von einem Stamme, der ursprünglich nichts Reflexives hatte). Dazu stimmt, daß in der 3. Pers. sich das Bedürfnis einer einfachen Pluralform geltend machte (wohl zuerst in possessiver Verwendung), die nun auch vom Singular aus gebildet wurde (ἑαυτῶν, αὑτῶν), den man in seinem Ursprung nicht mehr klar empfand, während die 1. und 2. Person die lediglich verbundenen Formen beibehielten. Das Pronominal-Adjektiv besitzt ein besonderes Interesse, weil es in der ältesten Zeit noch Spuren des freien Gebrauchs für alle Personen (aber fast nur für den Singular) aufweist; damit hängt aber der gelegentliche Gebrauch von αὑτοῦ αὑτῶν auch für die 1. und 2. Pers. u. ä. nicht zusammen; nur zufällig ist die Sprache wieder zu dem verlassenen alten Geleise zurückgekehrt. Das Wesen der griech. Reflexion besteht darin, daß eine Handlung zu dem handelnden Subjekt zurückläuft; von Subjektivität kann nicht die Rede sein.

Dies einige Hauptergebnisse der tiefeindringenden, von philosophischem Geiste getragenen Arbeit, die sehr eine Fortsetzung für die nachklassische Zeit erwünschen läßt: nicht nur würden dabei einige dieser eigene Erscheinungen in schärferes Licht treten (ἴδιος), sondern auch die bevorzugte klassische Periode würde manches gewinnen. D. weist ja selbst an verschiedenen Stellen auf die Wichtigkeit der Kenntnis der byzantinischen Schreibgewohnheit hin (vgl. dazu auch Diels, DLZ 1898, 752), und die Erweiterung des Gebrauchs von ἑαυτο- tritt durch dessen Ausdehnung und Neugestaltung in späterer Zeit in eine etwas andere Beleuchtung (vgl. Hatzidakis, Einl. 189 f.). — Diesen Wunsch erfüllt — freilich nur für einen kleinen und für die lebendige Sprachentwickelung belanglosen Teil der Literatur — das zweite Kapitel der Leipziger Dissertation von

P. Lorentz, Observationes de pronominum personalium apud poetas Alexandrinos usu. Berlin 1892,

deren erstes Kapitel auch die teils wirklich oder vermeintlich homerische oder poetische, teils aber auch der Prosa folgende Anwendung der übrigen Personalpronomina bei den alexandrinischen Dichtern bis auf Oppian behandelt. — Mit Dyroffs Gebiet berührt sich auch wenigstens in zwei Kapiteln, auf die der Verfasser sich besonders viel zugute tut, die Arbeit eines tschechischen Forschers:

J. Kvíčala, Badání v oboru skladby jazyků indoeuropských I. v Praze 1894 [= Forschungen auf dem Gebiete der Syntax der idg. Sprachen; aus den Abh. der böhmischen Akademie zu Prag; hier lediglich nach dem S. 191—264 beigegebenen deutschen Auszug aus der tschechisch geschriebenen Abhandlung besprochen].

Freilich bilden Dyroffs Ausführungen, die Kv. noch nicht bekannt waren, zugleich die beste Kritik von dessen Behandlung des Reflexivs, die für eine anaphorische Grundbedeutung eintritt und die freiere Verwendung in allen Sprachen, wo sie auftritt, als sekundäre Entwickelung faßt. Dyroff ist im Vorteil, weil er seine Darlegungen auf einer vollständigen Sammlung des Materials aufbauen konnte. Ungerecht wäre es allerdings, dies von Kv. zu verlangen, da er sich im übrigen viel weitere Grenzen gesteckt hat: er behandelt nicht nur das Reflexiv, sondern einzelne Kapitel aus der ganzen pronominalen Syntax und zieht neben dem Griech., das immerhin bevorzugt bleibt, auch die verwandten Sprachen, bes. das Lat. und Tschech. sowie das Deutsche, heran. Die formalen Bemerkungen zeigen freilich überall, daß der Verf. mit Ergebnissen und Methode der neueren Sprachwissenschaft nicht bekannt ist, sondern noch auf dem Standpunkt seiner 1870 erschienenen „Untersuchungen auf dem Gebiet der Pronomina“ steht (z. B. σφ- aus sv-, ὁ aus to, laetor aus laeto se!). Die neuen syntaktischen Ergebnisse für das Griech., die hier allein in Frage kommen, stehen in keinem rechten Verhältnis zum Umfange des Buches, zumal da die Sammlung des Materials doch nicht vollständig und abschließend ist. Es sei hier hervorgehoben, was weitere Beachtung verdient: Persönl. Pron.: über den Gebrauch des Nom. ohne Nachdruck (besonders in Formeln wie ἐγῷμαι, οἶδ' ἐγώ;[1]) auch das Neugr. wäre zu berücksichtigen; der Unterschied zwischen betonter und unbetonter Form findet sich auch in deutschen Dialekten). Recipr. Pron.: Zusammenstellung der verschiedenen Ausdrucksmittel (z. B. auch ἀνὴρ ἔλεν ἄνδρα, manus manum lavat). Possess. Pron.: u. a. Beispiele für die objektive Verwendung (ἐμὸς πόθος). Demonstr. Pron.: ὅδε ist Pron. der 1., οὗτος ursprünglich solches der 2. Person, bei letzterem verschwindet aber schon früh die Beziehung auf die Person, es behält nur die Nuance, daß der Gegenstand, auf den es sich bezieht, bekannt ist; über die Entwickelung des Artikels: ein Rest der demonstrativen Bedeutung von *to-* auch noch in τὸν ἐμέ, τὸν σέ (Beispiele), ferner in Verbindungen wie τῶν τις Λυδῶν

[1]) Über die Setzung von ἐγώ handelt auch M. W. Humphreys, ClR 1897, 138 f. (nicht historisch). — Vgl. auch *M. L. Earle, Zum Gebrauche des nicht pronominalen Nominativs als Ausdruck der ersten Person bei Euripides (ἡ τεκοῦσ' ἀπόλλυμαι). PrAPhA 32 p. XCIX—C.

(Herodot), die mit homer. ἡ δ' ἀέκουσ' ἅμα τοῖσι γυνὴ κίεν auf eine Linie gerückt werden, eigentl. also „von diesen jemand, nämlich von den Lydern“: der generelle Gebrauch des Artikels entstand, indem ein Gegensatz vorschwebte. Interrog. Pron.: der Gebrauch von πότερος ist — im Gegensatz zu den slav. Entsprechungen — streng auf die eigentliche Bedeutung beschränkt, nur das erstarrte πότερον leitet auch mehr als zweigliedrige Fragen ein.

Eine besondere Anwendung von αὐτός untersucht F. Stolz, Der attributive Gebrauch von αὐτός beim sociativen Dativ. WSt 20, 244—251. Er weist (in Übereinstimmung mit Kühner-Gerth) nach, daß αὐτός hier (wie auch sonst oft) ursprünglich nur die Aufgabe hatte, ausdrücklich auf das im soziativen Dativ stehende Substantiv hinzuweisen, also ursprünglich fehlen konnte, also αὐτοῖσιν ἵπποισιν eigentl. „mit den Pferden eben“, „gerade mit den Pferden“. Die Hinzufügung von σύν ist jünger und das soziative Element in αὐτός ist erst in der besprochenen Verbindung entwickelt. Ohne die Arbeit von Stolz zu kennen, entwickelt grundsätzlich ungefähr dieselbe Anschauung C. Hentze, Der sociative Dativ mit αὐτός in den homerischen Gedichten. Ph. 61, 71—76.

Außer diesen größeren sind zu den Pronomina noch einige kleinere Arbeiten zu nennen.[1])

Eine besondere Besprechung erheischen die Untersuchungen über ein schon im vorhergehenden kurz berührtes, seinem Ursprunge nach pronominales Wort, den

Artikel.

Es handelt sich hier namentlich um die schwankende Anwendung desselben bei Eigennamen oder diesen nahestehenden Wörtern. Nach den mir nicht zugänglichen allgemeinen (?) Ausführungen von

B. L. Gildersleeve, On the article with proper names. AJPh

[1]) M. A. Kugener, Une hyperbate apparente du pronom enclitique μι. RIP 1896, II 88/96; L. Radermacher, τοσοῦτος (ohne nachfolgenden Konsekutivsatz, vgl. lat. est tanti) RhMPh 55, 482 f.; woran anknüpfend N. Wecklein, Über τοῖος und τοιοῦτος. ebd. 58, 154; *K. Sagawe, Über den Gebrauch des Pronomens ἕκαστος bei Herodot. Progr. Breslau 1891; *Th. Korsch, De ὅστις pronomine ad definitam rem relato. FO 11, 1, 87—90; M. Dufour, De l'emploi des pronoms relatifs grecs dans les propositions interrogatives indirectes. RPh 14, 57—60 gibt eine Auswahl von Beispielen für ὅς, οἷος, ὅσος an Stelle von ὅστις, ὁποῖος, ὁπόσος.

11, 483—507[1]) sind besonders zu nennen die Arbeiten von H. Kallenberg, Der Artikel bei Namen von Ländern, Städten und Meeren in der griechischen Prosa [bis auf Pausanias]. Ph 49, 515—47 und Studien über den griechischen Artikel II. Progr. des Friedrichs-Werderschen Gymn. Berlin 1891. Folgendes sind einige Hauptergebnisse der eingehenden Untersuchungen. Ursprünglich adjekt. Ländernamen — nur solche können γῆ oder χώρα bei sich haben — haben den Artikel, solange sie adj empfunden werden [vgl. unser „ins Österreichische, Bayrische"]; so sagte man in älterer Zeit ἡ Βοιωτία neben dem adj. Βοιώτιος; als die Adj. Βοιωτικός und Βοιωτιακός aufkamen, wurde der adj. Ursprung des Ländernamens nicht mehr empfunden und man sagte deshalb Βοιωτία. Doch finden sich auch mit unsern Mitteln nicht zu erklärende Ausnahmen: Λυδία ohne Artikel trotz Λύδιος; ähnlich Κιλικία, Φρυγία [stammen diese Namen schon aus der Zeit, die den Artikel noch nicht kannte?]. Städtenamen stehen ohne Artikel — πόλις tritt bei bekannten Städten nie zu —, Meere und deren Teile verlangen ihn. Abgesehen ist bei den genannten und den gleich zu nennenden Kategorien vom anaphorischen Gebrauch des Artikels sowie von den attributiv stehenden Verbindungen mit Präpositionen, bei denen der Artikel auch da fehlt, wo er an sich stehen würde. Die zweite Abhandlung beschäftigt sich mit den Fluß- und Gebirgsnamen, die sich im ganzen gleich verhalten und zwar schwankend, da ein subjektives Moment dabei ausschlaggebend ist, das größere oder geringere Bekanntsein des Flusses oder Berges. Unbekannte Flüsse oder Berge werden ohne Artikel eingeführt, erhalten dagegen den erklärenden Zusatz ποταμός bzw. ὄρος, der nur fehlt, wenn der Zusammenhang über die Natur des Namens keinen Zweifel aufkommen läßt; bei Wiederholung wird der Artikel zugefügt, den allgemein bekannte Flüsse schon bei ihrem ersten Auftreten zeigen. So z. B. ὁ Νεῖλος (mit ποταμός erst spät). Für die spätere Literatur (Polyb. bzw. Strabo) sind das zugesetzte καλούμενος und die Fügung ὁ ποταμὸς ὁ typisch.[2])

[1]) Das AJPh ist mir erst von Band 19, 1898 an zugänglich gewesen.

[2]) Arbeiten zu einzelnen Schriftstellern: *W. Uckermann, Über den Artikel bei Eigennamen in den Komödien des Aristophanes. Progr. des Sophiengymn. Berlin 1892; C. Schmidt, De articulo in nominibus propriis apud Atticos scriptores pedestres. Diss. Kiel 1890 (allgemeiner und spezieller Teil, letzterer fleißige Materialsammlung; „articulum nunquam sine causa, sed saepe sine regula stare; cur articulus stet, imprimis interpretationis esse"); A. Zucker, Beobachtungen über den Gebrauch des Artikels bei Personennamen in Xenophons Anabasis. Gymn.-Progr. Nürnberg 1899 (nach einer Kritik der Regeln der Schulgrammatik, wobei Krügers Fassung den Vorzug erhält, wird wesentlich für den Nom. des

Adjektiv. Zahlwort.

Nur genannt sei eine kleine Arbeit über die **Substantivierung** des Adj.:

M. **Kohn**, De usu adjectivorum et participiorum pro substantivis, item substantivorum verbalium apud Thucydidem. Berlin 1891.

K. führt aus, die Subst. werden ohne, die subst. Adj. mit Beziehung auf einen bestimmten Fall gebraucht, und zwar besonders, wenn das daneben stehende Subst. von der abstrakten zur konkr. Bedeutung übergegangen sei. — Das Hauptinteresse gilt aber der Syntax der **Komparation**, die eine ausführliche Behandlung erfahren hat:

O. **Schwab**, Historische Syntax der griechischen Komparation in der klassischen Literatur. 3 Hefte. Würzburg 1893. 1894. 1895 (=Beitr. z. hist. Syntax der griech. Sprache Heft 11—13).

Die gehaltvolle Arbeit gliedert sich in einen allgemeinen und einen ungleich größeren besonderen Teil, der — in sachlicher, nicht chronologischer — Anordnung das Belegmaterial für die leitenden Gesichtspunkte beibringt, freilich nur soweit es wirklichen Wert hat. Die Hauptverdienste sind die strenge Scheidung zwischen der adversativen Bedeutung des Komparativs und des Superlativs, wo zunächst nur der Kontrastbegriff in Vergleichung steht (vgl. θηλύτερος: arkad. ἀρρέντερος, ἀριστερός : δεξιτερός, ἐνέρτερος : ὑπέρτερος) und der steigernden sowie die Auffassung des Komparationskasus (Gen.-Abl.) als unabhängig neben ἤ stehenden, sogar älteren Ausdrucksmittels für das Maß, von dem aus der Adjektivbegriff beurteilt wird. Unbefriedigend bleibt da-

---

Artikels der Nachweis versucht, der Artikel stehe in der Erzählung als lebensvolles stilistisches Element in dramatisch bewegten Szenen zur Betonung der aktuellen Bedeutung des Erzählten. Ganz fehlt er dagegen in Reden. Vielleicht wäre es besser zu sagen, er drücke eine persönliche Anteilnahme der Schriftsteller mit einem Stich ins Familiäre aus); *S. **Brassai**, Gebrauch des Artikels bei Plutarch (ungarisch). Egyetemes phil. közlöny 17, 321—8; A. **Deißmann**, Der Artikel bei Eigennamen in der spätgriechischen Umgangssprache. BphW 1902, 1467 f. (Der Artikel steht teils wie in der früheren Sprache, teils auch ohne erkennbaren Grund und schwankend.)

Einzelnes: *S. **Sobolewski**, Zur Lehre vom griech. Artikel (russ.) FO 10, 103—118 (über das Fehlen des Artikels bei πόλις u. ä.); *J. E. **Harry**, The omission of the article with substantives after οὗτος ὅδε ἐκεῖνος in prose. TrAPhA 19, 48/64; H. **Kallenberg**, Der Artikel bei πᾶς, οὗτος, ἐκεῖνος und ὅδε [bei Herodot]. Jahresber. des philol. Vereins in Berlin in ZG 1897, 204—22. — Vgl. noch unten S. 132.

gegen die Behandlung von ἤ, das Brugmann, gr. Gr.[3] 541 f. einleuchtend als „wie" erklärt. Nach diesen allgemeinen Andeutungen mag eine Übersicht des besonderen Teiles einen Begriff von der Fülle des verarbeiteten Materials geben. Er beginnt mit der Syntax der (älteren) gegensätzlichen Komparation; der gegensätzliche Komparativ wird besonders bei der paarweisen Gegenüberstellung kontradiktorischer Adjektivbegriffe (πρεσβύτεροι-νεώτεροι: die verhältnismäßig Alten, Jungen) sowie bei der Gegenüberstellung eines Begriffes und seiner Negation verwendet. Besonders ausführlich wird das adversativ-korrektive μᾶλλον (ἤ) „vielmehr" behandelt. Die doppelte Komparativform beim Vergleich zweier Adjektivbegriffe (εὐτυχέστερος ἢ σοφώτερος) ist Ausdruck ihrer gegenseitigen vergleichsweisen Beziehung. Für die Syntax der steigernden Komparation ergibt sich als wichtigstes Einteilungsprinzip das verglichene Glied: Komparationskasus oder ἤ. Als allgemeines Ergebnis sei erwähnt, daß der Komparationskasus, abgesehen von den Fällen, wo er aus formalen Gründen wenig beliebt oder nicht möglich ist, dreimal so häufig ist wie die Partikel, die freilich allmählich zunimmt (wann der komparative Gen. verschwand, wäre noch zu untersuchen — überhaupt würde eine Weiterführung der Schwabschen Arbeit in die hellenist. Zeit hinein viel Interessantes zutage fördern). Ausschließlich steht z. B. der Gen. bei der sog. comparatio reflexiva und compendiaria, im bildlichen und sprichwörtlichen Vergleich (hier Übersicht über die Vergleiche der griech. Lit.), in Verbindungen wie οὐδενός, παντὸς μᾶλλον und bei Superlativen (ὠκυμωρότατος ἄλλων „im Vergleich zu andern"; in historischer Zeit freilich mehr und mehr partitiv gefaßt). Auch sonst überwiegt der Gen. oder ist wenigstens gleichberechtigt; lediglich formale grammatische oder stilistische Gründe sichern ἤ den Vorzugs- oder gar den alleinigen Gebrauch (Dat. und Gen. als zweite Vergleichsglieder, Rücksicht auf Deutlichkeit oder Wohlklang, Vergleichung von Adverbialbestimmungen, Sätzen oder Satzteilen). Weiter werden — auch die Syntax der gegensätzlichen Komparation zeigt entsprechende Abschnitte — Umschreibung und Ersatz des Komparationskasus mittelst Präpositionen (πρό, ἀντί, πρός c. acc., παρά c. acc. u. a.) und komparativer Konjunktionen (ὡς, ὥσπερ, zugleich eine Analogie zur Verwendung von ἤ), sowie die steigernden Vergleiche mit zu ergänzendem Vergleichsobjekt behandelt. Die Vermischung der beiden Steigerungsgrade läßt sich in der klassischen Zeit nur in bestimmten Fällen wie πρῶτος bei nur zwei Gliedern, ὕστερος, γεραίτερος (vgl. auch πότερον-ἤ) bei mehr als zwei Vergleichsobjekten beobachten; Abschwächung der steigernden Bedeutung zeigt sich in οὐ πλέον = nicht mehr, οὐκέτι, etwas häufiger bei adversativen Komparativen wie λῷον καὶ ἄμεινον im Orakelstil. Ein dritter Abschnitt des besonderen Teils beschäftigt sich mit den maß-

bestimmenden bzw. gradsteigerndeu Zusätzen, erst mit den zu beiden Komparationsformen tretenden quantitativen Maßbegriffen oder intensivsteigernden und begriffserweiternden Zusätzen, dann mit den steigernden Zusätzen zum Superlativ. Einzelnes: πολύ, aber ὀλίγῳ sind im ganzen Regel; Erklärung von ἐν τοῖς χαλεπώτατον (durch Verschiebung aus ἐν τ. χαλεπωτάτοις), ὅτι τάχιστος (eig. nur ὅτι τάχιστα); die sog. Doppelgradation ist meist in der Satzbildung oder psychologisch begründet. Der letzte Abschnitt gilt dem Ersatz und der Umschreibung der organischen Steigerungsformen. Die Gründe sind teils formelle (Partizipien, Substantiva, präpositionale Ausdrücke) teils syntaktische Verhältnisse (εἰ ὡς μάλιστα, ὅτι μάλιστα; οἰκτρὰν φίλοισιν, μάλιστ' ἐμοί).[1]) Neben den gewöhnlichen μᾶλλον, μάλιστα treten auch andere steigernde Adverbien auf. Für die Bildung des Elativs ist der Zusatz der steigernden Partikel gegenüber dem elativen Gebrauch des Superlativs als Regel zu betrachten. Die elativen Adverbien haben teils bestimmte (freilich oft verblassende) Bedeutung (δεινῶς, μεγάλως, διαφερόντως, ἀτεχνῶς), teils allgemein steigernden Sinn (μάλα, πάνυ); auch verbunden: μάλ' αἰνῶς, εὖ μάλα. Die Schlußbemerkung zu Abschnitt III und IV über die Stellung der Zusätze liefert einen interessanten Beitrag zu dem noch wenig gepflegten Gebiete der Wortstellung. — Ein Stellenregister würde namentlich den Kommentatoren einzelner Schriftsteller sehr zustatten kommen. — Durch die entsprechenden Abschnitte der Schwabschen zusammenfassenden Darstellung ist jetzt auch ersetzt die an sich anerkennenswerte Abhandlung von F. Mayer, Verstärkung, Umschreibung und Entwertung der Komparationsgrade in der älteren Gräzität [bis Herodot]. Progr. Landau 1891.

Zum Zahlwort sind die Bemerkungen von E. Hasse, Zur Syntax des Zahlwortes δύο. Fleck. Jbb. 145, 540—3 und E. Bruhn, De εἷς vocabulo annotatio grammatica. RhMPh 49, 168 zu nennen; jener sucht Regeln für verschiedenen Gebrauch der flektierten und unflektierten Formen von δύο aufzustellen (vgl. oben S. 76 f.), wobei er u. a. ausführt, unflektiertes δύο finde sich besonders, wenn ein Bruchteil (τῶν δύο μερῶν) oder ein unbestimmtes Maß (δύο ἢ τριῶν ἡμερῶν) angegeben werden soll; dieser bringt aus der späteren Lit. Belege für die Abschwächung von εἷς zum unbestimmten Artikel bei.

Präpositionen.

Eine eingehendere Arbeit über die Gesamtheit dieser scheinbar unbedeutenden und doch so wichtigen und für die Sprache charakteristischen

[1]) Hier sei gleich angeschlossen O. Schwab, μάλιστα bei Zahlen [= potissimum]. Fleck. Jbb. 147, 585—92.

Wörtchen in der ganzen Gräzität gibt es bisher noch nicht; denn das umfangreiche Buch von

T. Mommsen, Beiträge zu der Lehre von den griechischen Präpositionen. Berlin 1895

zieht zwar die griechische Literatur bis ins 15. Jahrh. n. Chr. samt den wichtigeren Inschriftensammlungen in seinen Bereich, beschränkt sich aber auf den Ausdruck unseres „mit“, auf die griech. σύν, μετά, ἅμα (ganz spät auch mit dem Gen. verbunden) und (anhangsweise) deren Ersatz durch ὁμοῦ, ἔχων, λαβών u. a. Ein Hauptergebnis ist es, das durch alle Zeiten und Literaturgattungen hindurch im einzelnen dargelegt wird: σύν gehört der edlen Dichtersprache an, μετά erscheint fast nur bei Prosaikern oder Dichtern, die der Prosa nahestehen (so z. B. bei Aristophanes, aber auch bei Euripides hat es gegenüber den beiden älteren Tragikern stark zugenommen). Innerhalb der Prosa nehmen Herodot, Xenophon, Arrian und die späte Prosa eines Prokop eine besondere Stellung ein, wenn sie σύν bevorzugen, im Gegensatz zu den Anacreontea und andern späten Dichtungen, die μετά verwenden, so daß die beiden Präpositionen die stilistische Rolle vertauscht haben. Auch auf die Bedeutung wird Rücksicht genommen; so steht μετά anfangs und besonders nur bei persönlichem Plural; in der rein attischen Prosa kommt σύν nur in formelhafter Verbindung wie σὺν θεῷ und in der Bedeutung „einschließlich“ vor. So wird ein stilistisches Kennzeichen der griech. Literatursprachen ins rechte Licht gestellt, das bis auf des Verfassers Frankfurter Osterprogramm von 1874 („Entwickelung einiger Gesetze für den Gebrauch der griech. Präpositionen Μετά, σύν und ἅμα bei Homer“) nicht beachtet worden war. Diese Arbeit bildet den ersten Abschnitt der „Beiträge“, dem sich der Abdruck der Programme von 1876 und 1879, die die Untersuchung auf Euripides und die nachhomerischen Epiker ausdehnen, anschließt. Dazu ist im Buche neu hinzugekommen ein IV. Abschnitt, der die drei Präpositionen bei den übrigen Dichtern behandelt (eingeschoben ist ein kurzer Abschnitt über die Prosa). Wenn ein kompetenter Beurteiler wie Delbrück (Vgl. Syntax I 645) Mommsens erstes Programm „ein Muster geschichtlicher Behandlung nennt, wie sie allen Präpositionen zuteil werden sollte“, wird man Urteil und Wunsch jedenfalls nicht auf die Darstellung des ganzen Werkes ausdehnen wollen, die sich freilich aus der sukzessiven Entstehung erklärt. Der Leser darf nicht vergessen, daß der greise Verfasser mit dem Herzen bei seiner Arbeit war und durch eine ausgedehnte Lektüre, wie sie wenige pflegen, am meisten für sich selbst dabei gewonnen hat. Man wird dann auch über den klassizistischen Standpunkt in der Beurteilung von Literatur und Sprache hinwegsehen

können. Es sei noch besonders bemerkt, daß eine Fülle von Bemerkungen textkritischer und literarisch-stilistischer Art sowie Erklärungen einzelner Stellen eingestreut sind; die z. T. ausführlichen Exkurse (S. 662—825) berühren sich teils mit dem Thema (Stellung der Präp., Präp. am Ende des Trimeters, Konstruktion präpositionaler Komposita mit gleicher Präp., Kasusadverbien), teils gehören sie mehr dem literarhistor.-stilist. Gebiet an (ὄντως, δεῖ und χρή, βούλομαι und ἐθέλω, die sich kaum über eine umfangreiche Materialsammlung erhebende Behandlung des Sigmatismus u. a.).

Eine Reihe kleinerer Arbeiten, die in der Anmerkung zusammengestellt sind, beschränken sich auf die Untersuchung eines Ausschnittes aus der Literatur oder einzelner Schriftsteller, beschäftigen sich aber gewöhnlich mit sämtlichen Präpositionen ihres Gebietes. Nicht wenige enthalten übrigens auch Nachträge zu Mommsens speziellem Thema.[1])

[1]) Kleinere Arbeiten über die Präpositionen a) sämtliche Präpositionen ihres Arbeitsfeldes behandelnde: *A. S. Hagget, On the uses of prepositions in Homer. Studies in honor of Gildersleeve 1902; S. Sobolewski, De praepositionum usu Aristophaneo. Mosquae 1890 (Aufzählung und bisweilen ausführliche, für die Kenntnis des Schriftstellers wichtige Erörterung sämtlicher Stellen, innerhalb der einzelnen Präpositionen nach dem zugehörigen Substantiv bzw. regierenden Verb geordnet; am Schlusse Gesamtstatistik; von allgemeinerem grammatischen Interesse ist die formale Erörterung von σύν, εἰς, welch letzteres der Verfasser bei Aristophanes und Thukydides fordert); einen Ausschnitt aus demselben Gebiet behandelt I. Iltz, De vi et usu praepositionum ἐπί, μετά, παρά, περί, πρός, ὑπό apud Aristophanem. Diss. Halle 1890. (Materialsammlung; in einem besonderen Kapitel werden Anastrophe, Elision, Aphäresis, Krasis bei den genannten Präpositionen zusammengestellt). Etwas willkürlich begrenzt sein Gebiet *P. Priewasser, Die Präpositionen bei Kallimachus und Herondas, verglichen mit denen bei Bacchylides und dem bereits für Pindar bekannten Resultate. Progr. Halle 1903. Schließen eine Reihe der besten syntaktischen Arbeiten das Tor vor Aristoteles, so sind hier erfreulicherweise einige Arbeiten auf dem Gebiete der sog. nachklassischen Literatur zu nennen: E. Hagfors, De praepositionum in Aristotelis politicis et in Atheniensium politia usu. Helsingforsae 1892 (Zusammenstellung des Materials — eine Ergänzung zu R. Euckens Arbeit über die aristotel. Präpositionen; der Gebrauch in Ἀθ. πολ. ist meist der attische, zeigt selten eine aristotel. Besonderheit, ohne daß dadurch etwas gegen die Echtheit der Schrift bewiesen wäre). Besonders sind spätere Historiker mit Untersuchungen über ihre Präpositionen bedacht worden: *K. Krause, Der Gebrauch der Präpositionen bei dem Historiker Herodian I. Frequenz; σύν und μετά c. gen. Progr. Strehlen 1893 (lehnt sich in diesem bisher vorliegenden ersten Teile offenbar an Mommsen an); *K. Jaakkola, De praepositionibus Zosimi quaestiones. Diss. Arctopol. Pori (Finnland) 1903; J. Scheftlein, De

Verbum.

Genera Verbi.

Das Gymn.-Progr. von

*H. Grosse, Beiträge zur Syntax des griechischen Mediums und Passivums. Leipzig 1891

sucht nach dem Referat IA 2, 107 besonders nachzuweisen, daß die

---

praepositionum usu Procopiano. Progr. des neuen Gymn. Regensburg 1893 (behandelt nach einer allgemeinen Statistik nur die Besonderheiten ausführlicher; daraus seien hervorgehoben Wendungen wie ἐν Σικελίᾳ πέμπειν; ξυν häufiger als σύν und μετά; ἐς und selteneres εἰς ist die häufigste Präposition; εὑρίσκειν ἐς τὰ χωρία; πρός c. gen. auctoris = ὑπό c. gen. auct.; Variation gleichbedeutender Präpositionen im gleichen Abschnitt); A. Rüger, Präpositionen bei Johannes Antiochenus I. Progr. Münnerstadt 1896 (gesonderte Untersuchung der einzelnen Fragmentgruppen in literarhistor. Absicht; beiläufig auch eine Frequenztabelle für Herodian); schließlich ist hier auch zu nennen J. Eibel, Der Sprachgebrauch des Historikers Theophylaktos Simokattes I. Progr. Schweinfurth 1898, indem darin zunächst nur die Präpositionen behandelt werden (meist regieren sie den Akk.; häufig ἐς τὰ μάλιστα u. ä.; διὰ ξίφους τεθνάναι u. a.). — Nicht zugänglich sind mir *J. Netušil, Zur Syntax der zusammengesetzten Präpositionen im Griech. und Lat. FO 4, 22—41; *J. Delbœuf, Des prépositions en Grec. Revue de l'instruction publ. en Belgique 1893, 301—15; ebenso die ein verwandtes Gebiet zusammenfassend darstellende Schrift von *L. Lutz, Die Kasusadverbien bei den attischen Rednern. Gymn.-Progr. Würzburg 1891 (vgl. BphW 1892, 43 f.; WklPh 9, 494 f.) — b) einzelne Präpositionen behandeln: *C. Ploix, La préposition grecque ἀμφί. Paris 1894; H. Skerlo, Einiges über den Gebrauch von ἀνά bei Homer. Progr. Graudenz 1892 (scholastische Behandlung von ἀνά in der verbalen Zusammensetzung und als Präposition); A. Juillard, Emploi et signification de la préposition κατά dans Thucydide. Diss. Bern. St.-Imier 1894 (behandelt besonders ausführlich die Zusammensetzungen); E. Reitz, De praepositionis ΥΠΕΡ apud Pausaniam periegetam usu locali. Diss. Freiburg i/Br. 1891 (genaue Erörterung der einzelnen Stellen mit besonderer Rücksicht auf topographische und Quellenfragen; vgl. BphW 12, 1418 ff.; WklPh 9, 515 ff.); *W. A. Lamberton, πρός with the accusative. Publications of the university of Pennsylvania 1891 (vgl. Rcr 1893, 343 f.) und die kleineren Artikel von E. H. Donkin, ἐκ or ἀπό denoting position. ClR 1895, 349 f. (beurteilt — unrichtig — Fälle wie ἐκ τῆς γῆς nach Analogie von ἀφ' ἵππων μάχεσθαι); J. Keelhoff, Sur une construction de παρα [c. dat. bei Verben der Bewegung]. RPh 17, 186; *S. Sobolewski, FO 10, 233 ff. (πρός c. acc. „bergauf"); M. C. P. Schmidt, Fleck. Jbb. 155, 623 f. gibt Belege für κατά τι = „senkrecht zu" (vgl. besonders ἡ κάθετος γραμμή); A. Weiske spricht in der S. 77 genannten Schrift auch über ἐπί c. gen.

reflexive Bedeutung des Mediums nicht die ursprüngliche und daß passive Ausdrucksweise bei Homer verhältnismäßig selten sei; vgl. auch WklPh 8, 1152 f.

*F. Hylak, Über die passive Bedeutung medialer Aoristformen bei Homer. Progr. Meseritsch 1901, gibt nach dem ausführlichen Referat ZöGy 1892, 373 f. lediglich eine nach Verben geordnete Materialsammlung.

R. Wimmerer, Das mediale Futurum sonst aktiver Verba im Griechischen. Jahresber. des Realgymn. Stockerau (Öst.) 1894, läßt nur für einen Teil der Fälle die von Delbrück aufgestellte Annahme analogischer Ausbreitung des Typus βήσομαι : ἔβην gelten; für die andern Verben nimmt er an, daß sie, ihrer Bedeutung entsprechend, ursprünglich in allen Tempora medial flektiert waren; das Medium, oft als Passiv verwendet, trat in medialer Bedeutung neben dem Aktiv zurück, erhielt sich aber im Futurum deshalb, weil dieses Tempus überhaupt selten gebraucht wurde, und wurde durch die Neubildung des passiven Futurums, welche die Verwendung des Fut. med. als Fut. pass. überflüssig machte, vollends gefestigt. Innerlich nicht sehr wahrscheinlich; einzelne Fälle wie homer. αἰνήσω : jüngerem ἐπαινέσομαι zeigen das umgekehrte chronologische Verhältnis. Bedenklich ist auch die Annahme ursp. medialer Flexion für ὁράω, ἀκούω (vgl. die Etymologie). Neues Material wird nicht beigebracht.

Eine Untersuchung, die vor einigen Jahren K. Krumbacher als wünschenswert bezeichnet hat, unternimmt für das älteste Sprachdenkmal

A. Hildebrand, De verbis et intransitive et causative apud Homerum usurpatis. Dissertationes philologae Halenses XI. Halle 1890.

H. sammelt das homerische Material für den Wechsel zwischen transitivem und intransitivem Verbalgebrauch. Die Arbeit zerfällt in 2 Hauptteile; der 1. behandelt die Fälle, wo ein Objekt, das noch daneben vorkommt oder sicher zu bestimmen ist, weggelassen ist; der 2. zählt die Verba auf, bei denen die Entwickelung des intransitiven Gebrauches nicht klar ist oder der intransitive Gebrauch älter ist oder schon vorgriechisch transitiver und intransitiver Gebrauch anzunehmen ist. Für die Ansetzung der ältesten Grundbedeutungen stützt sich H. auf die etymologischen Forschungen. Erwünscht wäre ein Index der behandelten Verba. — In diesem Zusammenhange ist auch

*F. Krebs, Zur Rektion der Kasus in der späteren historischen Gräzität. 3. Heft. München 1890, anzuführen, da die Schrift nach Hultsch, BphW 10, 1441 f. die Verba behandelt, die durch Zusammensetzung mit Präpositionen transitiv geworden sind.

Tempora und Modi.[1])

„Die Lehre vom Gebrauch der Tempora im Griech. ist bis zur Stunde noch durchaus unklar und in ihren Grundlagen nicht erkannt“: so beginnt

C. Mutzbauer, Die Grundlagen der griechischen Tempuslehre und der homerische Tempusgebrauch. Ein Beitrag zur historischen Syntax der griechischen Sprache. Straßburg 1893

seine Darlegungen über die allgemeinen Grundlagen der griech. Tempuslehre, die den ersten, kürzeren (S. 1—41), theoretisch-programmatischen Teil seines als 1. Teil einer homerischen Syntax gedachten Buches bilden. Die Hauptthese des Verfassers, daß nicht der Zeitbegriff (namentlich nicht der relative, der gar nie entwickelt wurde), sondern die Art der Handlung, der Unterschied zwischen präsentischer (linearer) und aoristischer (punktueller) Aktionsart, für die Verwendung der griech. Verbalformen bestimmend gewesen ist, ist freilich weder neu noch der neueren Forschung nicht mehr bekannt, wenn auch die Praxis und nicht nur die der Mittelschule noch längst nicht alle Konsequenzen gezogen hat; vielleicht wird man weitergehen, wenn einmal durch die Verwertung von Pauls Forschungen über die Umschreibung des deutschen

[1]) Nicht zugänglich ist mir J. Flagg, Outlines of the temporal and modal principles of Attic prose. Berkeley California 1893. — Die Untersuchung von F. Kaißling, Über den Gebrauch der Tempora und Modi in des Aristoteles Politica und in der Atheniensium Politia. Diss. Erlangen 1893, ein Gegenstück zu der Arbeit von Hagfors (S. 102), bietet auch dem Syntaktiker nach der landläufigen Weise geordnetes Material aus den beiden genannten Schriften — freilich auch nicht mehr. — *W. W. Goodwin, Syntax of the modes and tenses of the Greek verb. London 1897, wie ich wiederholt zitiert finde, ist wohl nur eine neue Auflage des verbreiteten Werkes; die Bibl. phil. bucht dieselbe übrigens nicht. — Vgl. ferner K. Kunz, Der griech. Iterativaorist und seine Übereinstimmung mit böhm. Verbalformen (böhm.). Progr. Pilsen 1891 (s. ZöGy 43, 468 f.). — Hier ist schließlich auch J. Donovan, (German opinion on) Greek jussives. CR 9, 289—93. 342—6. 444—7 zu nennen, der vom Unterschied zwischen dem Imperat. Präs. und Aor. ausgeht, aber in der Hauptsache über die verschiedenen Darstellungen des Kapitels Aktionsart referiert, indem er schließlich Kochs Terminologie, der für Präs. Aor. Perf. die Bezeichnungen „noch nicht abgeschlossene Handlung, abgeschlossene H., Zustand“ verwendet, den Vorzug gibt. — Vgl. auch noch *P. Dörwald, Zur griech. Tempuslehre. Gy 1899, 145—52 und *H. Meltzer, Zur griech. Tempuslehre. ebd. 329—36.

Eine Reihe von Fragen aus dem Gebiete der Tempus- und Moduslehre werden auch von den Arbeiten über die abhängigen Sätze behandelt, auf welche hier ausdrücklich noch verwiesen sei (S. 124—31).

Perf. mit haben und sein der Begriff der Aktionsart in die deutsche Schulgrammatik eingeführt ist. Der Verfasser hat aber seine Anschauungen selbst erworben und in 20jähriger Arbeit gepflegt und daher wohl ein Recht gehört zu werden, wenn er auch die neueren Forschungen nicht in vollem Umfange kennt (veraltet sind oft formale, besonders auch etymologische Bemerkungen). So zeigt die Beiziehung der verwandten Sprachen, daß er die vorgeschichtliche Grundbedeutung des Aorists (er soll das soeben Geschehene bezeichnen) unrichtig bestimmt und zu weit geht, wenn er alle Präsentien als rein durativ faßt. Die Hauptbedeutung des Buches, sein bleibender Wert, liegt aber darin, daß der Verfasser auch die Probe für seine Anschauungen macht, und zwar *nicht* an wenigen ad hoc gewählten Beispielen, sondern am ganzen homerischen Material: so war es wenigstens seine Absicht, wenn er sie auch im 2. Teil (S. 41—393) nur für einen Teil der homerischen Verba durchführen konnte, für die Verba mit unverändertem Präsensstamme und thematischen und athematischen und reduplizierten Aoristen und für die Verba der Dehnklasse. Innerhalb dieser Klassen alphabetisch geordnet, werden die einzelnen Verba samt ihren Komposita auf den Bedeutungsunterschied der verschiedenen Tempusstämme untersucht: das ist nicht nur für die homerische Lexikographie und Etymologie und Interpretation wichtig, sondern auch für die Grundfragen; denn wie Brugmann neuerdings betont hat, ist gerade auf dem Gebiete der Aktionsarten schärfere Beobachtung des Einzelnen nötig. M.s gründliche Einzelforschung hat auch bereits ihre Früchte getragen. Delbrück, IA 5, 54 anerkennt dankbar, wie nützlich sie ihm bei der Ausarbeitung der einschlägigen Abschnitte seiner vergleichenden Syntax gewesen ist.

Zunächst mögen einige Arbeiten folgen, die den Begriff der *Aktionsart* in den Vordergrund stellen. Wie tief der Unterschied zwischen präsentischer und aoristischer Aktionsart im griechischen Sprachgefühl begründet war, zeigt die schöne Entdeckung von F. Blaß, Demosthenische Studien IV (futurum praesentis und futurum aoristi). RhMPh 47, 269—290, daß sich im Attischen die Tendenz zeigt, den *Unterschied der Aktionsarten auch im Futurum* zu wahren; freilich ist formaler Ausdruck des Unterschiedes nicht bei allen Verben möglich, sondern nur wo zwei Futurformen vorhanden sind, vgl. z. B. ἕξω (ἔχω, präsentisch): σχήσω (ἔσχον, aoristisch), besonders aber Fälle wie φανοῦμαι: φανήσομαι (diese Doppelheit hat für Blaß den Ausgangspunkt gebildet), φθεροῦμαι: φθαρήσομαι, αἰσχυνοῦμαι: αἰσχυνθήσομαι, auch τιμήσομαι (mit pass. Bedeutung): τιμηθήσεται. Bekanntlich hat diese Tendenz im Neugriech. zur systematischen Ausbildung eines fut. praes. und fut. aor. geführt.

Die *Aktionsart zusammengesetzter Verba* untersucht

E. Purdie, The perfective ‚Aktionsart' in Polybios. IF 9, 63—153, der freilich in H. Meltzer, Vermeintliche Perfektivierung durch präpositionale Zusammensetzung im Griechischen. IF 12, 319—372 ein scharfer Kritiker erwachsen ist. Purdie stellt sich, angeregt durch Brugmanns Vermutung gr. Gr.[2] § 154 und den Widerspruch Herbigs in seiner alle idg. Sprachen berücksichtigenden wichtigen Arbeit über Aktionsart und Zeitstufe IF 6, 222 ff. die Aufgabe, zu beweisen, daß der griechische Aorist, schon in der ältesten Zeit vorwiegend, wenn auch nicht ausschließlich, konstativ, mit der Zeit immer mehr letzteren Sinn erhalte; zum Ausdrucke der perfektiven bzw. ingressiven Färbung habe man immer mehr zum Ersatze durch Komposita gegriffen, wobei die Präpositionen (und zwar kommen besonders διά, σύν, κατά in Frage) zu bloßen perfektivierenden Präfixen nach Art des deutschen *ge-* herabsinken. Meltzer schließt sich in seinem Gegenartikel ziemlich genau an P.s Arbeit an; nach einer selbständigen Erörterung der Terminologie der Aktionsarten (wobei u. a. der Begriff terminativ in initiv und finitiv zerlegt wird) weist er nach, daß die Beispiele für die konstative Bedeutung, welche P. bei Homer findet, noch weiter beschränkt werden müssen, und gelangt auf Grund der feststehenden Meinung, daß der Aorist im Griech. jederzeit den Ausdruck der Perfektivität gebildet hat, und einer schärferen und unbefangeneren, auch das von P. völlig vernachlässigte stilkritische Moment heranziehenden Interpretation einer Reihe von Stellen aus Polybios und auch anderen Schriftstellern zu dem Resultat, daß von einer wirklich entwickelten grammatischen Kategorie, wie sie P. annimmt, keine Rede sein kann. „Die Präfigierung läßt die Aktion durchaus unverändert, kann jedoch innerhalb derselben gewisse Schattierungen bewirken, im Präsens besonders die finitive, im Aorist die ausgeprägt resultative."[1])

Der Begriff der Aktionsart spielt auch eine große Rolle in einer Arbeit über die erzählenden Zeitformen (Imperf., Ind. Aor. und Perf., Plusquamperf.), die, obschon sie sich auf einen, zudem außerhalb der Grenzen unseres Berichtes liegenden Schriftsteller beschränkt, doch ausnahmsweise im Text genannt werden mag, da sie ein überreiches Material ausbreitet (6000 Belege) und mit sicherer Methode Ergebnisse gewinnt, die auch der gesamten griech. Tempuslehre zugute kommen:

F. Hultsch, Die erzählenden Zeitformen bei Polybios. Ein Beitrag zur Syntax der gemeingriechischen Sprache. I—III. AbhSG Band 13, 1—210. 347—468. 14, 1—100. Leipzig 1891—1893.

Im Vordergrund steht selbstverständlich das Verhältnis zwischen

---

[1]) Mir unzugänglich, aber wohl in diesem Zusammenhang zu nennen ist der Aufsatz von *H. Meltzer, Zur Lehre von der Bedeutung des Präsensstammes im Griechischen. WüKor 1900, 445—52.

Imperf. und Aor. Auf dem Boden der Curtiusschen Tempuslehre stehend, kommt der Verfasser zu einem Ergebnis, das ähnlich bereits von F. Blaß, RhM 44, 406—30 (1889) an Demosthenes gewonnen wurde, daß „der Sprechende oder Schreibende durch das Imperf. die von ihm als dauernd, durch den Indic. Aor. die als dauerlos aufgefaßte, der Zeitstufe der Vergangenheit zugeteilte Handlung bezeichne", was des näheren noch dahin präzisiert wird, daß das Imperf. teils Dauer und Entwickelung anzeigt, teils schildert, während der Ind. Aor. die Handlung als abgeschlossen bezeichnet, daneben auch ingressive Bedeutung hat. Wiederholt wird betont, daß nicht der objektive Tatbestand, sondern die Auffassung des Erzählers entscheidend ist, das also z. B. nicht die längere oder kürzere Dauer der Handlung an sich, sondern die subjektive Anschauung des Erzählers für die Wahl des Imperf. oder Aor. maßgebend ist. Den Hauptraum nimmt die mit ausführlichen Erörterungen verbundene Vorführung des Materials ein, wobei indes nicht statistische Vollständigkeit erstrebt, sondern nur nichts Wichtiges vergessen werden soll; im ganzen wird es geordnet nach der Bedeutung oder etymologischen Zusammengehörigkeit der behandelten Verba und ihrer Zusammensetzungen. In besonderen Abschnitten wird der Wechsel zwischen Aor. und Imperf. im selben Satzgefüge behandelt. Im Gebrauch des Imperf. und Aor. weicht Polyb. vom Attischen nicht ab, dagegen ist das Plusquamperf. in Nebensätzen an Stelle des Aor. im Vordringen begriffen. Dagegen scheint der kleine Rest des historischen Präsens, der sich noch findet, bei Polyb. auf literarischer Tradition zu beruhen: so wenigstens nach J. Wackernagel, der in seiner gehaltvollen Besprechung IA 3, 7—10. 5, 55—60 auch hervorhebt, daß dem hist. Präs. bei Polyb. und anderswo nirgends etwas Dramatisches anhafte, dagegen darauf aufmerksam macht, daß es fast nur in solchen Sätzen stehe, wo dem Verbum finitum ein oder mehrere Partizipien vorausgehen, zum Ausdruck des zeitlichen Zusammenschlusses der Handlungen.[1])

Eine eigentümliche Verwendung des Ind. Aor. ist der sog. gnomische Aorist, über den gehandelt hat

J. Schmid, Über den gnomischen Aorist der Griechen. Ein Beitrag zur griechischen Grammatik. Gymn.-Progr. Passau 1894.

[1]) Auf Hultsch' Darlegungen fußt *C. W. E. Miller, The imperfect and the aorist in Greek. AJPh 16, 139—185 (vgl. Golling, ZöGy 1897, 847 f.). — Hultsch hat auch schon mehrfach Nachfolge gefunden, vor allem auf dem Gebiet der späteren Sprache: P. Thouvenin, Der Gebrauch der erzählenden Zeitformen bei Ailianos. (Jahn-) Fleck. Jbb. 151, 378—94 (Seitenstück zu Hultsch' Arbeit, deren Ergebnisse in allem wesentlichen für Älian bestätigt werden); K. Roth, Die erzählenden Zeitformen bei

Die Arbeit zerfällt in drei Teile: der erste gibt im Anschluß an Curtius und Delbrück eine Übersicht über die griech. Tempuslehre („der Aorist urgiert die im Verbalbegriff enthaltene Tätigkeit, actio ipsa, oder den in demselben enthaltenen Zustand“), im zweiten Teil bekennt sich der Verfasser bei einer Übersicht über die bisherigen Auffassungen als Gegner der von Pfuhl begründeten Ansicht, im gnom. Aorist habe sich eine ursprachliche zeitlose Verwendung des (augmentlosen) Ind. Aor. erhalten, im dritten Teil weist er zuerst an Hand eines schönen, nach sachlichen Gesichtspunkten geordneten Materials, wobei er allerdings die Grenzen wiederholt zu weit zieht, nach, daß der gnom. Aor. nicht nur in allen generellen Sätzen, auch bei absolut gültigen Urteilen, ferner auch bei Sitten und Gewohnheiten, und zwar generell wie individuell, vorkommt und daß der Unterschied zwischen gnom. Aorist und gnom. Perf. und Fut. nicht allzu groß ist; sie können beim Ausdruck desselben Gedankens wechseln. Durch den gnom. Aor. wie auch durch das stellvertretende Perf. werde in generellen Sätzen der Verbalbegriff mehr hervorgehoben, urgiert, als dies durch das gleichfalls statthafte Präsens und das in solchen Sätzen seltenere Futur geschehe. Aber wie schon G. Herbig, der IF 6, 249—261 auch den gnom. Aor. behandelt, ausgeführt hat, paßt die Definition auf den Aor. überhaupt, nicht auf den gnom. insbesondere, und beseitigt nicht die Schwächen der Theorie, welche den gnom. Aor. aus dem Aor. als histor. Prät. entstanden sein läßt. Letzteres hatte schon vor Schmid der kroatische Gelehrte A. Musić versucht (1892), dessen in der Sprache seiner Heimat geschriebene Arbeit aber erst durch die Selbstanzeige IA 5, 91—96 in weiteren Kreisen bekannt wurde. Er führt aus, daß sich im Kroatischen ein gnomischer Aor. entwickelt habe, der nicht auf dem Injunktiv (dem augmentlosen Ind. Aor.) beruhen könne, wodurch diese Annahme auch für das Griech. an Wahrscheinlichkeit verliere; der gnom. Aor. beruht allerdings auf der präteritalen Bedeutung, aber der Zeitpunkt der Aoristhandlung ist nicht von der Gegenwart des Sprechenden, sondern von einer angenommenen Gegenwart aus bestimmt. Diese Anschauung ist zwar nicht von Herbig a. a. O., wohl aber von Delbrück,

---

Dionysius von Halikarnaß [1] Gymn.-Progr. Bayreuth 1897 (zugleich Erlanger Diss.; behandelt Imperf. und Aor. nach dem von Hultsch angewandten Verfahren, dessen Ergebnisse er bestätigt); *Ph. Hultzsch, Die erzählenden Zeitformen bei Diodor. Progr. Pasewalk 1902 (vgl. Bruhn, MhSch 1903, 479). Ferner ist hier zu nennen *A. W. Ahlberg, Några anmärkningar till imperfektets och aoristens syntax hos Thukydides. Fran Filol Föreningen i Lund 1902; vgl. auch den IA 2, 63 im Auszug wiedergegebenen tschechischen Aufsatz von H. Mayer.

Vgl. Synt. II 286—302 und Brugmann, gr. Gr.[3] 490—2 angenommen worden.[1])

In der **Modnslehre** sind zunächst einige Arbeiten zu nennen, die darauf ausgehen, die Grundbedeutung des **Konjunktivs** und **Optativs** zu gewinnen, um von dieser aus die geschichtlich gegebenen mannigfaltigen Verwendungen abzuleiten.

K. **Hammerschmidt**, Über die Grundbedeutung von Konjunktiv und Optativ und ihr Verhältnis zu den Temporibus auf Grund der homerischen Epen erörtert. Diss. Erlangen 1892; C. **Mutzbauer**, Das Wesen des Konjunktivs und Optativs im Griechischen. VVDPh 1895, 74—77; Die Grundbedeutung des Konjunktivs und Optativs und ihre Entwickelung im Griechischen. Ph 62, 388—409; Das Wesen des Optativs. ebd. 626—38; H. **Lattmann**, Die Bedeutung der Modi im Griechischen und Lateinischen. NJklA 9, 410—38; G. H. **Müller**, De Graecorum modo optativo. Ph 49, 548—53; M. L. **Earle**, A suggestion on the development of the Greek optative. CR 1900, 122—3.[2])

Gegen die Mehrzahl dieser Arbeiten läßt sich grundsätzlich einwenden, daß sie die vergleichende Forschung nicht oder zu wenig zu

---

[1]) H. C. A. **Elmer**, Note on the gnomic aorist. PrAPhA 25, p. LIX—LXIII kenne ich nur aus IA 7, 53 f., wonach seine Ansicht mit derjenigen Mutzbauers, Grundlagen 30—38 sich berührt. — Nach H. **Pedersen**, ZvSpr 37, 231—4 bezeichnet in den Sätzen der oben besprochenen Art „das Präsens die (ausnahmslose) Regel, der Aorist die gelegentlich eintreffende Handlung“.

[2]) Anhangsweise seien hier einige Untersuchungen über den Modusgebrauch einzelner Schriftsteller erwähnt: L. **Meyer**, Über die Modi im Griechischen. GöNachr 1903, 313—46 (unvollständige Sammlung von Beispielen für den homer. Modusgebrauch im Hauptsatz; Bemerkungen über Form und Bedeutung des Opt., Konj., Imp.; Grundbedeutung des Opt. der Wunsch, des Konj. das Wollen); L. **Wåhlin**, *De usu modorum apud Apollonium Rhodium. Lund 1892 (vgl. Peppmüller, BphW 12, 1641 ff.) und De usu modorum Theocriteo. Göteborg 1897 (die zweite Abhandlung enthält eine nach Satzarten und Bedeutung geordnete Materialsammlung, die auch den modalen Ind. berücksichtigt, während die erste nach dem Vorwort der zweiten auch allgemeine Erörterungen gibt); P. **Thouvenin**, Untersuchungen über den Modusgebrauch bei Älian. Ph 54, 599—619 (Ergänzung zu W. Schmid, Atticism. 3, 77 ff.; Älian weicht vom klass. Sprachgebrauch namentlich in den Konstruktionen bei πρίν, auch ὥστε und dadurch ab, daß er den Opt. zur Bezeichnung des subjektiven Grundes nach Haupttempus nicht kennt). — Vgl. ferner *M. L. **Earle**, Some remarks on the moods of will in Greek. TrAPhA 1895, L f.

Rate ziehen und sich bemühen, für die verschiedenen Gebrauchsweisen der Modi, die schon voreinzelsprachlich vorhanden waren, aus dem Material einer Einzelsprache, nämlich des allerdings dabei eine führende Rolle spielenden Griech., eine einheitliche Grundbedeutung nachzuweisen — während sich ein Forscher wie Brugmann sogar für das Idg. die Aufstellung einer Grundbedeutung versagt (gr. Gr.[3] 499 f. 503 f.). Nach Mutzbauer ist in Haupt- und Nebensätzen der Konj. der Modus der Erwartung, der Opt. (auch opt. obl.) der des Wunsches; er sucht diese These auch bei Homer durchzuführen, was aber nicht ohne Gewaltsamkeit abgeht, so wenn S. 396 f. auch der adhortative Konj. aus dem der Erwartung erklärt wird, oder S. 636 an der Stelle α 414 οὔτ' οὖν ἀγγελίῃ ἔτι πείθομαι εἴ ποθεν ἔλθοι ein Opt. des Wunsches vorliegen soll („denn Telemach hat allerdings den Wunsch, daß irgendwoher eine Botschaft käme; denn nur in diesem Fall kann er zeigen, daß er ihr nicht mehr glaubt")! Unglaublich erscheint auch die Behauptung S. 392, daß κεν beim Konj. und Opt. die Erwartung oder den Wunsch des Subj. auf einen bestimmten Fall, ἄν ganz allgemein auf alle Fälle beziehe. Lattmann, der sich besonders gegen Delbrück und amerikanische Syntaktiker wendet, schreibt dem Konj. potentiale, dem Optat. fiktive Grundbedeutung zu.

In grundlose Konstruktionen verlieren sich die Artikel von Hammerschmidt (Konj. eigentlich ein Tempus fut., Opt. ein Tempus praet. mit Futurbedeutung) und Müller (Opt. eig. Konj. Praet. — eine übrigens schon alte Anschauung). Nach Earle „the precative use of the opt. may well be taken as its most primitive use".

Der umfassendste Versuch, alle Anwendungen eines Modus auf eine Grundbedeutung zurückzuführen, ist in einer französischen Arbeit unternommen worden, die deshalb hier sich anschließen mag, obschon sie noch viel anderes enthält:

H. Vandaele, L'optatif grec. Essai de syntaxe historique. Thèse, Paris 1897.

Die Grundanschauung des, wie es scheint, wenig bekannt gewordenen Buches (von gegen 300 S.) bildet der Satz: „L'optatif est le mode de l'éventualité possible, subjective", und zwar, wie es an einer anderen Stelle heißt, „indépendamment de toute idée de temps". Der Optativ des Wunsches hat sich aus dem Optativ der Möglichkeit entwickelt; erst durch den Gedankenzusammenhang entstehen die verschiedenen Schattierungen des Optativs überhaupt. Daß diese Hypothese wahrscheinlicher ist als die umgekehrte, ist unbedingt zuzugeben, aber beweisen läßt sie sich nicht durch Fälle wie πῶς ἂν ὀλοίμαν, wo allerdings der Opt. pot. sich dem wünschenden nähert, aber eben doch davon geschieden bleibt. Der Verfasser vergißt dabei, daß die Haupt-

anwendungen des Opt. schon aus dem Vorgriech. ererbt sind. Nach einer knappen Darlegung der wichtigsten Gesichtspunkte in der „Introduction“ wendet sich V. zur Darstellung des Opt. in unabhängigen und abhängigen Sätzen, um seine Theorie im einzelnen zu veranschaulichen und zu stützen. Daß auch in den Nebensätzen der Opt. in der überwiegenden Zahl der Fälle auf den potentialen zurückgeht, ist klar; aber der Verf. geht zu weit, wenn er den teilweisen Ursprung der Bedingungssätze aus Wunschsätzen mit einer kurzen Bemerkung umgeht und in weitgehendem Maße im Opt. der abhängigen Rede noch in der klassischen Zeit einen deutlichen Potential finden will, dagegen die Beziehung auf die Vergangenheit, die er doch zugehen muß, möglichst in den Hintergrund treten läßt („on peut conjecturer que cette règle fut surtout appliquée dans la langue littéraire“ S. 204!). Freilich zeigen andererseits die Beispiele für den Wechsel zwischen Konj. und Opt. im gleichen Satze, z. B. Thuk. 3, 22, 8 ὅπως ἀσαφῆ τὰ σημεῖα ᾖ τοῖς πολεμίοις καὶ μὴ βοηθοῖεν S. 115 ff., daß immerhin ein Unterschied in bestimmten Fällen ausgedrückt und empfunden werden konnte — und zwar wird er gerade durch den Wechsel der beiden Modi zum Ausdruck gebracht — aber das beweist nicht, daß auch in den Fällen, wo der Gegensatz des andern Modus fehlte, der Konj. oder Opt. gleich empfunden wurden, wie in jenen besonderen Fällen. In der (leider auch für Besonderheiten nicht vollständigen) Sammlung einer großen Anzahl von gut gewählten Beispielen aus der griech. Literatur bis auf Lukian liegt der bleibende Wert des fleißigen Buches. Am ausführlichsten sind im 1. Teil die „propositions problématiques ou potentielles“ behandelt (mit vielen Unterabteilungen), denen die „propositions optatives, volitives, concessives, délibératives“ sich anschließen; der 2. Teil behandelt nach einander die indirekten Fragen, die finalen und konsekutiven, die suppositiven und temporalen, die Relativsätze, um mit dem Opt. der indirekten Rede und dem „optatif par attraction“ zu schließen. Zum Teil nicht neu, aber teils sicher unhaltbar sind einige Einzelausführungen: S. 18 ff. über den Unterschied von ἄν und κεν, 57 f. über das wiederholte ἄν („intention de mettre en relief le mot principal de la phrase“), 72 f. über εἶεν (eig. Opt.! aber das Formale übergeht der Verf.), 90 οὐκ οἶδ' ἂν εἰ (Mischung aus οὐκ οἶδ' ἄν, vgl. lat. *nescio an*, und οὐκ οἶδ' εἰ), 135 über ὥστε.

Im Gegensatz zu den mannigfachen Bemühungen, eine Grundbedeutung der Modi zu gewinnen und auf diese um jeden Preis alle historisch gegebenen Anwendungen zurückzuführen, suchen andere Forscher vielmehr die einzelnen Gebrauchsweisen streng zu sondern, besonders auch in den Nebensätzen, wo sich die ursprüngliche Bedeutung oft verwischt hat, so

W. G. Hale, The anticipatory subjunctive in Greek and Latin: a chapter of comparative syntax. Chicago 1894 (aus: Studies in classical philology I).

In der Einleitung, die über die Modi im allgem. handelt, werden die Gebrauchsweisen des Konj. nach anderer Vorgang zwei Gruppen zugewiesen: der Konj. ist entweder „volitive" (voluntativ) oder „anticipatory" oder „prospective" („futurischer Konj."). Letztere Art, der die Arbeit im besonderen gilt, ist im Griech. — und diese Sprache kommt hier für uns allein in Betracht — im allgem. durch die Beifügung von ἄν oder κεν charakterisiert. Das Material ist besonders Homer entnommen, doch wird teilweise bis aufs N. T. hinuntergegangen. Nur kurz brauchen die verschiedenen Schattierungen des fut. Konj. „in independence" und „in parataxis" dargelegt zu werden; die Hauptaufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, ist, dessen Verwendung in Nebensätzen nachzugehen, wo er in weiter Ausdehnung erscheint, in Relativ-, Temporal-, Frage-, Bedingungssätzen. Freilich nicht ausschließlich: der Verf. gibt selbst zu wiederholten Malen die Möglichkeit zu, eine gegebene Konstruktion sei auch vom voluntativen Konj. aus zu verstehen oder enthalte auch einen voluntativen Bestandteil; und es fragt sich denn doch, ob das Sprachgefühl bei schon im Urgriech. fertigen Konstruktionen einen Unterschied machte, den ja auch das Auge des Forschers nicht immer scharf wahrzunehmen vermag. Beständig wird das Verhältnis zum Ind. Fut. in seinen zeitlichen Schwankungen berücksichtigt. Es sei hier noch besonders hingewiesen auf die Erörterungen über die Sätze mit ὡς, ὅπως, ἵνα usw. (S. 24 ff.) und mit πρίν (S. 76 ff.), wo der ausschließlich voluntativen Auffassung der Konj. durch Weber bzw. Sturm entgegengetreten wird. Die klar und sorgfältig abgefaßte Schrift bildet einen beachtenswerten Beitrag zur Aufhellung des Problems des Konj. im Nebensatze.

Je einen Beitrag zur Verwendung des Konj. und des Opt. enthält eine frühere Arbeit desselben Verfassers:

W. G. Hale, „Extended" and „remote" deliberatives in Greek. Extr. from the TrAPhA 24, 156—205.

Der erste Teil des Aufsatzes stützt die Ausführungen von F. B. Tarbell, CR 5, 302, wonach der Konj. in Sätzen wie οὐ γὰρ ἄλλον οἶδ' ὅτῳ λέγω Soph. Phil. 938 auf einer Ausdehnung des Deliberativs der unabhängigen Rede beruht, gegenüber M. L. Earle, CR 6, 93—95, der ihn als „subjunctive of purpose in relative clauses" erklärt hatte.[1])

[1]) Vgl. auch *W. W. Goodwin, On the extent of the deliberative construction in relative clauses in Greek. HSt 7, 1—12. An diesen Aufsatz knüpft Bemerkungen M. L. Earle, On the subjunctive in relative

Das Hauptergebnis des zweiten Teiles ist die Widerlegung der von A. Sidgwick, CR 7, 97—99. 352—4 gegenüber anderen aufrecht erhaltenen „remote deliberative", nämlich eines Optativs zum Ausdruck von „remoteness of possibility" an Stelle des Konj. in Fällen wie οὐκ ἔσθ' ὅπως λέξαιμι τὰ ψευδῆ καλά Aesch. Ag. 620. H. hält an der auch von anderen aufgestellten Erklärung der Opt. in solchen Sätzen als potentiale Opt. ohne ἄν fest. Beide Artikel bauen sich auf einem reichen Material auf und behandeln ihren Gegenstand und was damit zusammenhängt, klar und eingehend; ein beiläufiges, aber nicht unwichtiges Ergebnis ist die Scheidung des nicht wünschenden Optativs in den „potential optative" und den „optative of ideal certainty or the optative which is used in ordinary conclusions, softened assertions" (S. 198). — Ebenfalls mit den Problemen der Modi im Nebensatz beschäftigt sich

*W. G. Hale, The origin of subjunctive and optative conditions in Greek and Latin. HSt 12, 109—23.

Wie der Opt. in diesen Sätzen teils rein optativisch, teils potential ist, so wird auch für den Konj. die Scheidung in den volnntativen und futur. Bestandteil versucht; vgl. die Besprechungen von Dittmar, BpbW 1902, 336—40; 373—6; Thumb, IA 14, 6.

Noch ist einiger kleinerer Arbeiten über den Optativ, besonders über einzelne Anwendungen desselben, zu gedenken.

Nur nennen kann ich *F. G. Allinson, On causes contributory to the loss of the optative in later Greek. Studies in honor of Gildersleeve 1902. — Über den Ausdruck des eigentlichen Optativs in der indirekten Rede handelt *S. Sobolewski FO 5, 162. — Ebenso wenig sind mir einige Arbeiten über den sog. iterativen Optativ zugänglich.[1])

Mehrfach ist der sog. oblique Optativ erörtert worden, in weiterem Zusammenhange von

O. Behaghel, Der Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz des Deutschen. Mit Bemerkungen zur lateinischen Zeitfolge und zur griechischen Modusverschiebung. Paderborn 1899.

Über des Griech. handeln besonders S. 176—195. B. geht aus von der Grundanschauung, daß, wo in der ältesten Zeit in der abhängigen Rede ein Optativ erschien, dieser Modus dem betreffenden Satze schon zukam, als er noch eine unabhängige Form hatte; durch

clauses after οὐκ ἔστιν and its kind. CR 10, 421—4, der im übrigen in der Hauptsache Hale beistimmt. Beiläufig erklärt er als die älteste Bedeutung des Konj. die adhortative.

[1]) *J. T. Allen, On the so-called iterative optative in Greek. TrAPhA 33; *C. Thulin, De optativo iterativo apud Thucydidem. SA. aus „Festskrift f. Prof. Weibull". Lund 1901 (vgl. DL 1902, 857).

die Analogie weiter verbreitet, wird dann der Optativ zum Zeichen der Abhängigkeit. Und zwar stand im Griech. der Opt. der abhängigen Rede anfangs auch nach Haupttempus (Beispiele S. 178 ff.). Ferner kann sich nicht nur der Opt. Aor., sondern auch der Opt. Präs. auf Tatsachen der Vergangenheit beziehen (παύεσκον μνηστῆρας, ὅτις τοιαῦτά γε ῥέζοι χ 314). Später wird der Opt. auf die Stellung nach Nebentempus eingeschränkt, und zwar braucht man den Opt. Präs. für mit dem Hauptverb gleichzeitige, den Opt. Aor. für dessen Zeit vorausliegende Vorgänge. Eine sichere Antwort auf die Gründe dieser Entwickelung gibt B. nicht, dagegen schließt er mit einer kühnen Vermutung über ἄν (οὐκ ἂν ἐποίησα war urspr. = non; an feci?).

Anerkennt B. in den angegebenen Grenzen eine „Modusverschiebung", so wird sie von andern bestritten: Gildersleeve (Problems 129 f.; AJPh 24, 394 f.) begnügt sich freilich damit, festzustellen, daß schon bei Homer die Regel Konj. nach Haupt-, Opt. nach Nebentempus gelte; aber Mutzbauer Ph 62, 631 f. und Vandaele a. a. O. 250 nehmen für den Opt. überall die von ihnen aufgestellten Grundbedeutungen an. — Zwei kleinere Arbeiten beschäftigen sich mit dem Nebeneinander von Opt. und Konj. in abhängigen Sätzen. Davon ausgehend kommt

C. Chitil, Zur Konstruktion der Finalsätze im Griechischen. Progr. Waidhofen an der Thaya (Österr.) 1899

zu dem Ergebnis, daß „Konj. und Opt. in Finalsätzen [und sonst] einen größern oder geringern Grad logischer [nicht äußerlicher, syntaktischer] Abhängigkeit des Nebensatzes vom Hauptsatze ausdrücken" (S. 17). Das zum Beweise verwendete Material ist dürftig und den Sammlungen andrer entnommen. Dagegen beruht der Aufsatz von

H. D. Naylor, On the optative and the graphic construction in Greek subordinate clauses. CR 1900, 247—9. 345—52

doch auf selbständiger Materialsammlung, wenn auch den gefundenen Regeln zahlreiche Fälle widersprechen. Nach N. finden wir nämlich Imperf. oder Plusqamperf. statt Opt. 1. regelmäßig, wenn der regierende Satz unpersönlich oder negativ ist, 2. in der Hälfte der Fälle nach den Verben des Sehens, Erkennens u. ä. — Vgl. auch

*A. Mein, De optativi obliqui usu Homerico. I De sententiis obliquis aliunde pendentibus primariis. Progr. Ernskirchen 1903 (zugleich Diss. Bonn).

Zum Imperativ ist außer dem Artikel von Donovan (S. 105) nur *C. W. E. Miller, The limitation of the imperative in the Attic orators. AJPh 13, 399—436 zu nennen; vgl. IA 3, 241.

Dem modalen Indikativ der Augmentpräterita gewidmet ist die Arbeit von

C. Mutzbauer, Die Entwickelung des sogenannten Irrealis bei Homer. Ph 61, 481—502.

M. geht entschieden zu weit, wenn er behauptet, weder bei Homer noch im späteren Griech. habe der Begriff der Irrealität einen sprachlichen Ausdruck gefunden, sondern die Handlung, die nicht in Erfüllung gegangen ist, werde einfach im Ind. eines Tempus der Vergangenheit gegeben, indem die Sprache den Hörer oder Leser aus dem Zusammenhang der Gedanken erschließen lasse, daß die angedeutete Handlung nicht in Erfüllung gegangen sei. Es gibt Fälle, wo dies zutrifft, aber daß schon die homerischen Griechen den sog. Irreal modal empfanden, zeigt die Hinzufügung von ἄν und κὲν und die Negation μή, die alle ursprünglich dem Ind. fremd waren. Daß in der Verwendung des Imperf. ἔμελλον zum Ausdruck eines Ereignisses, das sich nicht verwirklicht hat, die früheste Erscheinungsform und zugleich der Anstoß zu dem irrealen Gebrauch des Ind. zu sehen sei, läßt sich ebenfalls nicht erweisen; warum sollen nicht die Redeweisen mit ὀλίγον oder ὄφελον ebenso alt sein? M.s Aufsatz bietet allerdings einige Ergänzungen zu Brugmanns Darstellung (gr. Gr.[3] 511), wo aber die wichtigsten Linien der Entwickelung bereits sicherer gezogen sind.

Infinitiv und Partizip (mit Verbaladjekiv).

Nur nennen kann ich hier eine Arbeit, die sich mit Infinitiven und Partizipien auf dem syntaktisch noch wenig gepflegten Gebiete der griechischen Dialektinschriften beschäftigt.[1]) Auch auf eine zusammenfassende Arbeit über den Infinitiv kann ich nur verweisen.[2]) Andre Arbeiten fassen einzelne Gebrauchsweisen des Infinitivs ins Auge; so

[1]) J. M. Granit, De infinitivis et participiis in inscriptionibus dialectorum Graecarum. Diss. Helsingfors 1892.

[2]) Die Geschichte des Infinitivs verfolgt bis zu seinem Verschwinden im Mittelgriechischen *D. C. Hesseling in Psicharis Études de philologie néogrecque. Paris 1892, p. 1—44; vgl. das Referat von A. Thumb, IA 5, 60.

Angeschlossen seien einige Arbeiten über den Infinitiv bei einzelnen Schriftstellern: *Sprotte, Die Syntax des Infinitivs bei Sophokles II. Progr. Glatz 1891; *E. Lehner, Der Infinitiv bei Xenophon. Gymn.-Progr. Freistadt 1891; R. Tetzner, Der Gebrauch des Infinitivs in Xenophons Anabasis. Gymn.-Progr. Dobran 1891 (genaue Statistik in Absicht auf die Schulgrammatik ohne neue Ergebnisse von allgemeinem Wert; imperativ. Infinitiv nur in einem Beispiel, und zwar in dem ἱερὸς νόμος V 3, 13); *E. G. W. Hewlett, On the articular infinitive by Polybios. AJPh 9; E. Nordenstam, Studia syntactica. I Syntaxis infinitivi Plotiniana. Diss. Upsala 1893 (behandelt knapp, aber sauber den gesamten Gebrauch des Inf., ohne und mit Artikel; letztere Anwendung ist bei Plotin ungemein

Fr. Krapp, Der substantivierte Infinitiv abhängig von Präpositionen und Präpositionsadverbien in der historischen Gräzität. (Herodot bis Zosimus.) Diss. Heidelberg 1892.

Die Abhandlung beginnt mit einer Statistik der Frequenz der behandelten Erscheinungen, bei der sich ergibt, daß Polyb. am häufigsten von denselben Gebrauch gemacht hat; er verwendet auch am häufigsten die gegenüber den Präpositionen selteneren Präpositionsadverbien. Ein zweites Kapitel handelt vom Gebrauch der einzelnen Präpositionen und Präpositionsadverbien mit dem Inf.; es schließt mit einer zusammenfassenden Darstellung der Gebrauchsweise der einzelnen Autoren, wobei sich ergibt, daß erst bei Thukydides die Konstruktion voll entwickelt ist, indem er auch den Akk. mit Inf. von Präp. abhängen läßt. Ein weiterer Abschnitt stellt fest, daß die Mannigfaltigkeit bei Präpositionen und Präpositionsadverbien, die bei verschiedenen Kasus auftreten, geringer ist als sonst, wenn sie mit dem Inf. verbunden werden, und daß durch die Infinitivkonstruktion besonders Temporal-, Final- und Kausalsätze ersetzt werden; Polyb. zeigt eine starke Abnahme der Konjunktionen. Den Schluß bildet eine sorgfältige, nach den einzelnen Verbindungen und den die Infinitivkonstruktion regierenden Subst. und Verben geordnete Sammlung von Stellenangaben aus den behandelten Schriftstellern. — Von zwei Seiten hat der imperativische Infinitiv eine gesonderte Behandlung erfahren, eine allgemeinere von R. Wagner, Der Gebrauch des imperativischen Infinitivs im Griechischen. Gymn.-Progr. Schwerin i. M. 1891, eine sich auf ein bestimmtes Sprachgebiet beschränkende von C. Hentze, Der imperativische Infinitiv in den homerischen Gedichten. BKIS 27, 106—137. Die hübsche Untersuchung W.s, die sich den Arbeiten aus der Schanzschen Schule würdig

---

häufig). Mit vorgeschichtlichen Fragen beschäftigt sich die wenig ertragreiche Arbeit von *B. Szczurat, De infinitivi Homerici origine casuali. Progr. Brody 1902 (vgl. ZöGy 1903, 561). Hier sei auch noch angeschlossen der sonderbare Versuch von W. P. Lendrum, On the construction of clauses following expressions of expectation in Greek. CR 4, 100 f., den Inf. in Fällen wie εὐχόμενος θάνατόν τε φυγεῖν als dativisch zu fassen („for escape").

Endlich seien an dieser Stelle einige kleinere, mir nicht zugängliche Aufsätze über Infinitivkonstruktionen aufgeführt: über den Inf. nach Ausdrücken des Fürchtens, also über Wendungen wie δέδοικα ἐλθεῖν im Sinne von δέδοικα μὴ ἔλθω handeln F. B. Tarbell AJPh 12, 70—72 (s. IA 1, 59) und Ch. B. Gulick, HSt 12, 327 ff (s. IA 14, 7), über den Akk. mit Inf. bei Thukydides Incze, B., EPhK 17, 36—43. 100—112. 258—75. Über den Inf. bei πρίν und ὥστε s. unten (S. 126 ff.). Den Inf. Präs., Fut., Aor. bei μέλλω bei Homer und Plato skizziert A. Platt, JPh 21, 39—45 (Grundbedeutung von μέλλω: I am likely to do).

zur Seite stellt, betrachtet auf Grundlage des vollständigen statistischen Materials nach dem Vorgang anderer den imperativischen Infinitiv besonders in seinem Unterschied vom Imperativ; der futurische Imperativ — das ist der imperat. Inf. — wird teils in allgemeinen, für alle Zukunft gültigen Vorschriften oder in Vorschriften, Befehlen usw., die sich auf einen einzelnen, aber erst nach einiger Zeit eintretenden Fall beziehen, gebraucht, teils und zwar seltener mit Zurücktreten des fut. Momentes zur Bezeichnung eines energischen Befehls oder dringenden Wunsches. Am lebendigsten bei Homer, findet sich die Gebrauchsweise immerhin neben zunehmender Häufigkeit des Imperativs in der Dichtung bis in späte Jahrhunderte, doch nicht mehr bei Nonnos und seiner Schule und bei Oppian in unhomerischer Weise. Im prosaischen Sprachgebrauch ist der imperat. Inf. typisch geworden und geblieben für die Gesetzessprache, auch für die Rezeptierung; die nachklassische literarische Prosa hat ihn dagegen aufgegeben. Heutze nimmt eine Nachprüfung von Wagners Ergebnissen für Homer vor, wobei sich ergibt, daß in der 2. Person die Konkurrenz des eigentlichen Imperativs auch in allgemein gültigen Vorschriften doch weiter reicht, als Wagner annahm, der den imp. Inf. geradezu als regelmäßigen Ausdruck dafür hinstellte. Außerdem ergänzt er W.s Material für den imp. Inf. der 3. Pers., der mit Brugmann im Inf. der Infinitivkonstruktion bei πρίν anzunehmen ist.

Eine Reihe von meist kleinern Arbeiten beschäftigt sich mit einzelnen Punkten aus der Lehre vom Partizip.[1]) F. Carter, On some uses of the aorist participle. CR 5, 3—6. 249—53 handelt im wesentlichen über das Ptc. Aor., sofern die dadurch ausgedrückte Handlung der des regierenden Verbs nicht vorangeht. Das Ptc. bezeichnet an sich die Zeitstufe nicht; das zeigt sich noch in den Papyri,

[1]) J. Keelhoff, Du participe et du style grec. R. d. Humanités en Belg. 1899, janv. ist mir nicht zugänglich. — Wie gewöhnlich sind auch einige Arbeiten zu einzelnen Schriftstellern zu nennen; vorangestellt seien zwei Untersuchungen von G. M. Bolling, welche auch für die gesamte griech. Sprachgeschichte größere Bedeutung haben, indem sie zum Teil die Entwickelung der attischen Verwendung des Partizips als Äquivalent für einen Nebensatz aus den noch viel einfacheren homerischen Verhältnissen betrachten: 1. *The participle in Hesiod (Thesis of the Johns Hopkins university) SA. des Catholic Univers. Bull. (Washington) 3, 1897, 421—71. 2. The participle in Apollonius Rhodius. Reprinted from Studies in honor of B. L. Gildersleeve. Baltimore 1902, S. 449—70. Für 1 muß ich mich mit einer Verweisung auf einige Besprechungen (AJPh 20, 352; WklPh 1898, 673—6; IA 10, 119) begnügen, für 2 habe ich dem ausgezeichneten Referat von H. Meltzer, IA 15, 244—6 nichts hinzuzufügen. — Einen Prosaiker behandelt P. Eismann, De participii temporum usu Thucydideo I. Gymn.-

wo das Ptc. Aor. nach εὖ ποιῶ u. dgl. zeitlos ist, nach *D. C. Hesseling, Quelques observations sur l'emploi et l'histoire du participe grec. Mélanges Kern. Leiden 1903, S. 69—72, der im übrigen nach IA 15, 64 besonders die mittel- und neugriechische Zeit behandelt. J. M. Stahl, RhMPh 54, 150 f. 494 f. handelt über die Verwendung des prädikativen Ptc. gegenüber deutschem Verbalsubstantiv, die besonders bei Thukydides erscheint (z. B. αἴτιον ἦν οἱ Λακεδαιμόνιοι προειπόντες).

Über Verbindungen des Ptc. mit Partikeln und Konjunktionen haben gehandelt G. M. Bolling, καίτοι with the participle. AJPh 23, 319—21 (die Verbindung ist erst nachklassisch sicher nachweisbar) und *S. Sobolewski, FO 10, 233 f. (vgl. IA 8, 187).

Eine Hauptrolle spielt das Ptc. (neben dem Inf.) in den periphrastischen Verbalkonstruktionen. J. R. Wheeler, The participial construction with τυγχάνειν and κυρεῖν. Harvard Studies II 143—58 gibt eine statistische Bearbeitung der Tragiker, Redner, Historiker, wie ich IA 2, 107 entnehme; der Aufsatz ist mir ebensowenig zugänglich wie die daran anknüpfenden Bemerkungen von B. L. Gildersleeve AJPh 12, 76—79. Anderen periphrastischen Konstruktionen hat Ph. Thielmann seine Aufmerksamkeit geschenkt 1. ἔχω mit Partizip. Abhandlungen W. v. Christ dargebracht S. 294—306. München 1891; 2. Über periphrastische Verba im Griech. BayrGy 1898, 55—65. Im ersten Aufsatz zeigt er, wie die Verbindung des Ptc. Aor. mit ἔχω, vorbereitet durch den homerischen und hesiodeischen Gebrauch (Typen ἑλὼν γὰρ ἔχει γέρας bzw. κρύψας ἔχω) bei Herodot, den Tragikern und Plato geradezu zur Umschreibung des einfachen Perfekts wird, im zweiten werden nicht nur die Umschreibungen des einfachen Futurs durch εἶμι, ἔρχομαι mit Ptc. Fut. (ἔρχομαι φράσων) oder ἐθέλω mit Inf. (φράσαι θέλω), sondern auch Ausdrucksweisen wie ἐς οἶκτον ἐλθεῖν, διὰ φόβου ἔρχεσθαι in ihrer Entwickelung, besonders bei Herodot und den Tragikern, verfolgt.

Umfassende Bearbeitungen haben die Verbaladjektiva gefunden. Das Verbale auf -τος bei Aesch. hatte Ch. E. Bishop in einer Leipziger Diss. von 1889 behandelt; er hat auch Soph. daraufhin

Progr. Inowrazlaw 1892 (behandelt auf Grund einer guten und interessanten Materialsammlung das Ptc. praes. in Bezug auf die relative Zeitstufe; mit Recht wird geltend gemacht, daß das Ptc. praes. an sich nur die actio durandi bezeichne, nicht die Gleichzeitigkeit, die sich vielmehr wie die gelegentlich auftretende Vergangenheitsbedeutung lediglich aus dem Zusammenhang ergebe. Der Verfasser steht, wie es scheint, ohne es zu wissen, in seinen Ansichten den in der neuern Indogermanistik herrschenden nahe; vgl. z. B. Brugmann, griech. Gramm.[3] 470 f.).

untersucht (*AJPh 13, 171—99. 329—42. 449—62; vgl. WklPh 1893, 1310—12; IA 3, 239). Einen Ausschnitt aus der vorhergehenden Literatur behandelt *J. Wölfle, De adiectivi verbalis praesertim in Iliade usu Homerico. Progr. Neuburg a. D. 1903.

Ch. E. Bishop, The Greek verbal in -TEO. AJPh 20, 1—21. 121—38. 241—53

unterrichtet in eingehender und interessanter Weise über das verbal of „obligation", wie er statt „necessity" zu sagen vorzieht, in der Literatur bis auf Aristoteles. Alle Fragen, die sich daran knüpfen, kommen zu einer nicht breiten, aber doch erschöpfenden Behandlung: die Etymologie, wobei sich B. für die Annahme einer Weiterbildung von -το- aus entscheidet, die Bildung und ihre Häufigkeit (1831 Belege, wovon 286 auf verschiedenen Verbalstämmen und zwar meist auf dem Stamm des pass. Aor. I beruhen; der verbalen Natur entsprechend erscheint das Verbale auf -τεο- fast nicht in der Komposition, im Epos ist es praktisch unbekannt); besonders aber die syntaktischen Verhältnisse. Es steht nur prädikativ, abgesehen von den irrtümlich philosophisch genannten Wendungen wie τὸ ποιητέον, τὰ ποιητέα, besondere Häufigkeit in oratio obliqua läßt sich nicht behaupten; ebenso fehlt jeder Anhalt, daß die freilich weit überwiegende unpersönliche Fügung die ältere sei gegenüber der persönlichen. Das Agens steht im Dat., bei der unpersönlichen Konstruktion auch im Akk. Ausführlich werden auch die Rektionsverhältnisse dargestellt; neben Gen. und Dat. tritt der Akk. stark in den Vordergrund, der auch in Verbindungen wie τί δραστέον anzunehmen ist. Die Zahl der Kasuskonstruktionen wächst in der spätern Zeit; darin zeigt sich die fortschreitende Angliederung des Verbales an das Verbalsystem. Ein anderer Abschnitt behandelt die vom Verbale abhängigen Inf. und Nebensätze. Zu keinem vollen klaren Ergebnis kommt B. bei Behandlung der Bedeutung des Plur. auf -τέα für den Sg. („a certain liberty", „the sweeping exhaustiveness of the pl."). Die Copula steht bei -τέα häufiger (in der Hälfte der Fälle) als sonst (in einem Fünftel der Fälle). Unbefriedigend ist die Erklärung des akkusativischen Agens: es spricht vielmehr Verschiedenes dafür, daß Konstruktionen wie ποίαν ὁδὸν νὼ τρεπτέον Ar. eq. 72 nach Analogie von Fällen entstanden, wo ein Ptc., das sich streng grammatisch auf das (ausgelassene) dativische agens beziehen sollte, im Akk. steht, z. B. οὐ προσεκτέον ὑμῖν ἐστιν τοῖς τούτων λόγοις εἰδότας Din. 1, 112; τολμητέον . . . λαβεῖν ἄγαλμα πάσας προσφέροντε μηχανάς Eur. IT 111. — Vgl. auch *J. H. T. Main, Verbals in -τέος, τέον. TrAPhA 26, II Nr. 5 (1895).

Partikeln.[1])

Deren Bedeutsamkeit für die Färbung des Gedankens entsprechend, entfallen die meisten hergehörigen Arbeiten auf die Negationen (vgl. dazu auch oben S. 77) und auf ἄν und κέν.

Die Negationen οὐ und μή bei den wichtigsten rhetorisch-historischen Schriftstellern der früheren römischen Zeit und im Neuen Testament sowie beim homerischen Infinitiv und οὐδέ bei Sophokles haben monographische Behandlungen erfahren.[2]) Eine neue Theorie für μή stellt E. R. Wharton (vgl. IA 1, 172; CR 10, 239) auf, wonach die Partikel ursprünglich und wesentlich nicht negative oder prohibitive, sondern interrogative Bedeutung gehabt hätte. Die mir nicht zugänglichen Aufsätze von *F. C. Babbit, The use of μή in questions. HSt XII 307 ff. (Fragen mit μή lassen negative oder positive Antwort offen; s. IA 14, 6) und *J. E. Harry, Indicative questions with μή and ἆρα μή. Studies in honor of Gildersleeve 1902 bewegen sich dagegen auf sicherem, geschichtlichem Grunde. Für *Gallaway, On the use of μή with the participle in classical Greek kann ich nur auf

---

[1]) Über den Partikelgebrauch einzelner Schriftsteller handeln im besonderen G. Rosenthal, De Antiphontis in particularum usu proprietate. Diss. Rostock. Leipzig 1894 (behandelt mit Rücksicht auf den rhetorischen Stil und die zu Gunsten Antiphons entschiedene Echtheitsfrage den Gebrauch von καί, τε, der Negationen, ἤ, ἀλλά, μέν, δέ u. a.); A. Joost, Bemerkungen über den Partikelgebrauch Lukians. Festschrift für L. Friedländer 1895. S. 163—182 (behandelt mit Rücksicht auf die Echtheitsfrage lukianischer Schriften den Gebrauch von μεταξύ mit Ptc. Präs., πλήν, μήν, γέ).

[2]) D. Birke, De particularum μή et οὐ usu Polybiano, Dionysiaco, Diodoreo, Straboniano. Diss. Leipzig 1897 (öfter steht μή für οὐ der älteren Sprache, bes. beim Inf., und zwar bei Pol. in 28, bei Dion. in 72, bei Diod. in 258, bei Strabo in 358 Fällen, dagegen ist οὐ für μή selten; B. nimmt an, in der Volkssprache seien die feineren Unterschiede geschwunden; daß es sich aber nur um eine Verschiebung, nicht um eine Abstumpfung des Gefühls für den Hauptunterschied der beiden Negationen handeln kann, zeigt der Umstand, daß dieser noch im Neugr. ausgedrückt wird); P. Thouvenin, Les négations dans le Nouveau Testament. RPh 18, 229—40 (Hauptunterschied bewahrt); *E. L. Green, μή for οὐ before Lucian. Studies in honor of Gildersleeve 1902; *J. Alton, Über die Negation des Infinitivs bei Homer. Progr. Krumau (Öst.) 1890 (vgl. ZöGy 43, 177). — F. Fritzsche, De particula οὐδέ usu Sophocleo. Diss. Rostock 1897 (Behandlung und Gruppierung der einzelnen Stellen ohne allgemeine Ergebnisse). Vgl. auch H. Kallenberg, οὐδέ (μηδέ) statt καί (ἀλλά) οὐ (μή) Jahresber. d. philol. Vereins in Berlin in ZG 1897, 201—4 (für Herodot).

die Anzeige *AJPh 18, 369 verweisen. Daß die attrahierende Wirkung des regierenden Satzes auf die Negation des Ptc.s das Gewöhnliche ist, zeigt *G. E. Howes, The use of μή with the participle, where the negative is influenced by the construction upon which the participle depends. HSt. 12, 277 ff. (vgl. IA 14, 6). Verschiedentlich ist die Verbindung οὐ μή behandelt worden, von C. D. Chambers, ClR 10, 150—3. 239; 11, 109—111; E. R. Wharton, ebd. 10, 239; R. Whitelaw, ebd. 10, 239—44; 1902, 277; E. A. Sonnenschein, ebd. 1902, 165—9 und von *W. W. Goodwin, On the origin of the construction of οὐ μή. HSt I 65—88. Chambers verteidigt im 1. Artikel die Erklärung durch Ellipse eines Ausdrucks der Befürchtung, erklärt aber im 2., daß keine Theorie völlig genüge; Wharton nimmt Umstellung z. B. aus μὴ γένηται; οὔ „shall it be? no" an (vgl. oben seine Auffassung von μή); damit berührt sich die Auffassung von Whitelaw, der sich μή in οὐ μὴ γένηται als „perhaps, possibly" denkt; im 2. Artikel behauptet Whit. gegenüber Sonnenschein, der οὐ μὴ σκώψῃς als „an interrogative prohibition or a question containing a prohibition" deutet und lat. quin noli illudere vergleicht, οὐ als „nonne" faßt, daß in der Regel das Fut. stehe und daß Wendungen wie οὐ μὴ μενεῖς vielmehr als „interrogative commands" aufzufassen seien (οὐ μενεῖς; = μένε, οὐ μὴ μενεῖς; = μὴ μένε). Einzelne Punkte oder Stellen in Texten behandeln eine Reihe kleinerer Arbeiten.[1])

Über ἄν und κέν handelt in zwei Czernowitzer Gymn.-Progr.

A. Polaschek, Beiträge zur Erkenntnis der Partikeln ἄν und κὲν. 1890. 1891.

Er stellt in seiner fleißigen und mühevollen Arbeit die (nicht bewiesene) Behauptung auf, ἄν habe negierenden oder eine Negation verstärkenden Sinn („schwerlich"), κὲν affirmativen oder eine Negation mildernden („leichtlich"). Der größte Teil des Raumes ist einer Statistik der Verteilung der beiden Partikeln auf die einzelnen Versstellen gewidmet; gewöhnlich überwiegt κεν bei weitem, wie es ja überhaupt häufiger ist; wenn nun aber in der 4. und 5. Arsis das Verhältnis sich umkehrt, so kann dies doch nicht, wie der Verf. meint, auf einem Unterschied in der Bedeutung der beiden Partikeln beruhen, sondern muß metrische Gründe haben. Vgl. dazu auch oben S. 111. 115. —

[1]) E. H. Donkin, οὐχ ὅτι in Plato. ClR 10, 28 f. (= οὐκ ἐρῶ ὅτι); *J. Keelhoff, εἰ δ' οὖν peut-il être synonyme de εἰ δὲ μή? RIP 35, 161—176; *S. Sobolewski, οὐδέ (μηδέ) und καὶ οὐ (καὶ μή). FO II 48; E. Tournier, τὸ μή et τοῦ μή. RPh 21, 68 (verlangt Herodot 1, 86 τὸ μή für τοῦ μή).

M. Wisén, ἄν et κε(ν) particulae. FFL II (1902) ist mir nicht zugänglich. H. Richards, ἄν with the future in Attic. CR 6, 336—42, sammelt die Belege für die auch von ihm bestrittene Erscheinung; neben den von anderen angewendeten Mitteln der Emendation empfiehlt er in einer großen Anzahl von Fällen Annahme von Verschreibung von ἄν aus δή. — In späterer Zeit findet sich nicht selten ἐάν an Stelle von ἄν, worüber St. Langdon, History of the use of ἐάν for ἄν in relative clauses, AJPh 24, 447—51, handelt. Nur ganz vereinzelt begegnet die Erscheinung in der klassischen und in der späteren profanen Literatur, dagegen häufig in den Übersetzungen aus dem Hebräischen und verwandten Erzeugnissen, und hier führt L. den Wechsel zwischen ἄν und ἐάν (für ἄν) entschieden auf den Unterschied zwischen den hebräischen Relativsätzen mit vorausgehendem Beziehungswort und denen ohne solches zurück: „the Septuaginta translator strengthens the translation of a complete relative clause by using the stronger form ἐάν". Daneben soll aber unabhängig der Brauch auch in der Volkssprache aufgekommen sein „caused by the effort to emphasize the abstract conditional aspect of the relative clause".[1])

Um die Etymologie der beiden Partikeln bemüht sich, aber wenig glücklich, G. H. Müller, De origine particulae ἄν. H 25, 463 f., der ἄν aus ἄμ, ἀμό zu ἀμός stellt, wie κεν zu κος = τις gehöre. Dagegen hat F. Solmsen, ZvSpr 35, 463 ff. die Zusammenstellung von κε(ν) mit ai. kam, aksl. *kŭ* neu begründet.

Meist kürzere Äußerungen zu anderen Partikeln stelle ich in der Anm.[2]) zusammen.

---

[1]) Vgl. auch P. Dessoulavy, De la particule ἄν dans Thucydide. Progr. Neuchâtel 1895.

[2]) J. B. Mayor, Unrecorded uses of αὐτίκα. ClR 1897, 442–4 („for instance, at any rate, further, again"); K. Hude, Über γάρ in appositiven Ausdrücken. H. 36, 313—5 (zur Anknüpfung nicht eines begründenden oder erklärenden Satzes, sondern einer bloßen Apposition, „scilicet, quippe, nämlich"); J. M. Stahl, Über eine besondere Bedeutung von γάρ. RhMPh 57, 1—7 (einräumend „freilich"); *Sagawe, δέ im Nachsatz bei Herodot (aus der Festschrift des Gymn. zu St. Maria Magd.) Breslau 1893; W. M. Ramsay, καί meaning ‚or'. ClR 12, 337—41 (besonders in Kleinasien bei Doppelnamen [meist ὁ καί], auch bei Angabe verschiedener Ären, in der späteren Sprache); C. Schmidt, De usu particulae τε earumque quae cum τοι compositae sunt apud oratores Atticos. Diss. Rostock 1891 (sammelt das Material für τε und seine Verbindungen, auch für ὥστε, οἷόν τε — der größere Teil der Arbeit — sowie für τοί, τοιγαροῦν, τοιγάρτοι, καίτοι, μέντοι, τοίνυν aus den att. Rednern mit Ausschluß Antiphons).

Satzgebilde.[1])

Parataxis.

Am häufigsten wird die Parataxis, deren Gebiet später sehr durch die Hypotaxis beeinträchtigt wird, noch angewendet bei Homer, worüber C. Hentze, Die Parataxis bei Homer. Progr. Göttingen 1888—91, handelt. Der hier zu berührende 3. Teil der Arbeit ist den (korrespondierenden und adversativen) reinen und angewandten Vergleichungssätzen gewidmet, die teilweise auch die Grundlage korrelativer Satzgefüge bilden.

Abhängige Sätze. Satzgefüge.

Ausgehend von den Relativsätzen behandelt die vorgeschichtliche Entwickelung der meisten Konjunktionen

Ch. Baron, Le pronom relatif et la conjonction en grec et principalement dans la langue homérique. Essai de syntaxe historique. Paris 1891.

Die Schrift will, sich auf das Griech. beschränkend, eine Zusammenfassung der Ergebnisse bieten, welche die historisch-vergleichende Forschung gewonnen hat, und erreicht dies Ziel auch in übersichtlicher Darstellung, wenn schon jetzt manches anders angesehen wird (das Relativ und die konjunktionelle Verwendung von ὅ waren schon vorgriech. entwickelt oder doch in der Bildung begriffen) und die formalen Bemerkungen z. T. schon als sie erschienen nicht zu

---

[1]) Nur nennen kann ich einige Arbeiten über die subjektlosen Sätze und Impersonalien: *F. Chowaniec, De enuntiatorum quae dicuntur subiecto carentium usu Thucydideo. Gymn.-Progr. Jaroslau 1892 (vgl. ZöGy 1894, 855 f.); A. Miodoński, De enuntiatis subiecto carentibus apud Herodotum. Diss. Krakau 1891 (zeigt nach einer Einleitung, in der er sich als Anhänger Miklosichs bekennt, einen wie ausgedehnten Gebrauch Herodot von den subjektlosen Sätzen macht); *A. Diessl, Die Impersonalien bei Herodot. Progr. Wien 1899 (vgl. ZöGy 1901, 283). Vgl. auch G. M. Bolling, AJPh 20, 112 (δέων als Ptc. zu δεῖ).

Hier mag sich anschließen *M. Malarenko, Aeschylus et Sophocles quibus modis subiectum logicum in passivo verborum genere indicent. FO. 8, 17—34; 9, 27—40.

O. Wilpert, Das schema Pindaricum bei Platon. Fleck. Jbb. 155, 504—6 bestreitet mit Recht, daß diese Figur an Stellen wie ἔστι γὰρ ἔρωτες καὶ βωμοὶ κτλ. vorliege, ohne indessen seine Beispiele richtig zu beurteilen.

„Über parenthetische Sätze und Satzverbindungen in der Kranzrede des Demosthenes“ handelt *F. Heerdegen. Festschrift der Universität Erlangen 1901 (vgl. Fuhr, BphW 1902, 417—21).

entschuldigen waren. Neues enthält das Buch nicht. Der Stoff ist auf vier Kapitel verteilt: I. Transformation du pronom anaphorique au pronom relatif (dabei wird τε beim Relativ als „des fois, peut-être" gefaßt); II. De l'emploi du mode et de son influence sur la proposition relative; III. Transformation du pronom relatif en conjonction. IV. Conjonctions d'origine diverse (ἕως, ἵνα, εἰ, πρὶν ἤ, μή).[1])

Nebensätze mit Konjunktionen.[2])

Auf dem Gebiete der sog. Final- und Konsekutivsätze hat die Forschung neben einer Reihe von Spezialarbeiten für einzelne Schriftsteller oder Schriftstellergruppen, die hier nur genannt werden können,[3]) nur eine Arbeit hervorgebracht, die weiter ausschaut:

[1]) Einen großen Teil der Nebensätze bei Aristophanes behandelt S. Sobolewski, Syntaxis Aristophaneae capita selecta. De sententiarum condicionalium temporalium relativarum formis et usu. Mosquae 1891. Die Schrift zerfällt in 5 Kapitel: das 1. behandelt kurz den Tempusgebrauch im allg., das 2. wendet sich ausführlicher gegen die Auffassung des conj. aor. als Ausdruck der Vorgängigkeit und setzt den Begriff der Aktionsart, der dem Verf. von seiner Muttersprache her vertraut ist, an deren Stelle; die 3 letzten Kapitel behandeln mit besonderer Rücksicht auf den Modusgebrauch die im Titel genannten Satzarten. Im übrigen wäre zum Lobe der Schrift das Gleiche zu sagen wie von der oben S. 102 genannten Arbeit desselben Verfassers. Allgemeiner behandeln eine Reihe von Nebensätzen *S. Sobolewski, FO 8, 75—82. 153—9 (vgl. IA 7, 50) und *J. Netušil, FO 1, 1—26. 2, 11—32. 4, 23—41. 9, 3—25. Hieher gehört wohl auch *I. H. Elwell, Note on certain forms of contrasted clauses in protasis. PrAPhA 29 p. X.

Hier ist weiter zu nennen *J. Klasen, De Aeschyli et Sophoclis enuntiatorum relativorum usu. Diss. Tübingen 1895 (behandelt nach Golling, ZöGy 1896, 993 f. u. a. die Relativsätze nach Interjektionen, Sätze mit ὡς). Die Konstruktionen nach den Verb. dic. etc. behandelt B. Kaiser, Quaestiones de elocutione Demosthenica. Diss. phil. Hal. XIII 1, Halle 1895. Über einen dänischen Aufsatz über homer. ὅτε s. IA 1, 60. Vgl. zum ganzen Abschnitt die Literatur zur Tempus- und Moduslehre (S. 105—16).

[2]) Ob *H. Pitman, Greek conjunctions. London 1896 sich hier richtig einreiht, weiß ich nicht anzugeben. Ebenso kann ich *S. Brief, Die Konjunktionen bei Polybios I—III. Gymn.-Progr. Wien 1891/4 (es werden nach WklPh 1893, 174—6 auch andere Schriftsteller, freilich nicht vollständig, zum Vergleich herangezogen) nur nennen, um so mehr, als die Arbeit an einer andern Stelle dieser Berichte genauer besprochen wird. Hingewiesen sei wenigstens auf die Bemerkungen von *J. Keelhoff zu ἵνα, ὅτι und ὡς (RIP 37, 5; 38, 166—8) und von W. G. Rutherford (CR 10, 6) und *S. Sobolewski (FO 11, 81—5) zu φάναι ὅτι, ὡς (selten).

[3]) R. Heiligenstädt, De finalium enuntiatorum usu Herodoteo cum Homerico comparato II. Gymn.-Progr. Roßleben 1892 (Fortsetzung der Halenser Diss. des Verf. vom Jahr 1883; wertvolle Ergänzung zu Weber

W. Berdolt, Zur Entwickelungsgeschichte der Konstruktionen mit ὥστε. Beitrag zur historischen Syntax des Griechischen. Gymn.-Progr. Eichstätt 1894.

Die gedrängte, inhaltreiche Arbeit zerfällt in 3 Kapitel. Das 1. bietet eine Zusammenstellung der bisherigen Ansichten besonders

Geschichte der Absichtsätze; der vorliegende Teil handelt besonders von der Verbindung mehrerer Finalsätze mit Rücksicht auf den Modusgebrauch; es sei besonders auf die Beispiele für Wechsel zwischen Konj. und Opt. in verbundenen Finalsätzen hingewiesen S. 10f.; vgl. dazu auch Diel S. 22). Eine Reihe von Arbeiten führen Webers Forschung in die hellenistische Zeit hinein fort: R. Amelung, De Polybii enuntiatis finalibus. Diss. Halle 1901 (Ergänzung zu Diel, den A. freilich nicht kennt, besonders wertvoll durch das reiche Material, das aus den hellenistischen Inschriften und Papyri beigebracht wird); J. Unna, Über den Gebrauch der Absichtssätze bei Philo von Alexandrien. Diss. Würzburg 1895 (angeregt durch Diel; das Urteil, „daß sich Philo im allgemeinen an die Regeln hält, welche durch den Gebrauch der klassischen Autoren festgestellt waren", ist freilich sehr allgemein; so braucht ja auch Philo oft den Konj. nach Nebentempus und den Opt. nach Haupttempus); H. Geyr, Die Absichtssätze bei Dio Chrysostomus. Gymn.-Progr. Wesel 1897 (Ergänzung zu Schmid, Atticism.; berücksichtigt das Verhältnis zu den Vorbildern und zum zeitgenössischen Sprachgebrauch); H. Diel, De enuntiatis finalibus apud Graecorum rerum scriptores posterioris aetatis. Gymn.-Progr. München 1895 (behandelt Pol. Diod. DH. Joseph. Plut. Arr. App. Herod.; Hauptergebnisse der lehrreichen Arbeit: Überhandnehmen von ὡς; und von Finalsätzen an Stelle des Inf.; Vermischung der Final- und Konsekutivsätze; Opt. nach Haupttempus besonders bei Appian häufig).

Angeschlossen seien H. Knop, De enuntiatorum apud Isaeum condicionalium et finalium formis et usu. Diss. Erlangen (und Gymn.-Progr. Celle) 1892 (den Finalsätzen sind freilich nur wenige Seiten gewidmet; aus der Besprechung der Stellen für die Bedingungssätze seien hervorgehoben die Beispiele für präteritale Bedeutung des Imperf. in der sog. irrealen Bedingung S. 20f.) und F. Johnson, De coniunctivi et optativi usu Euripideo in enuntiatis finalibus et condicionalibus. Diss. Berlin 1893 (Sammlung des Materials und Erörterung einzelner Stellen; warum der Verf. den Konj. nach Nebentempus in Finalsätzen ganz beseitigen will, ist nicht einzusehen).

*J. Kobylanski, De enuntiatorum consecutivorum apud tragicos Graecos usu ac ratione. Gymn.-Progr. Kolomea 1894 (Sammlung nach ZöGy 1895, 1145f.); M. Wehmann, De ὥστε particulae usu Herodoteo Thucydideo Xenophonteo. Diss. Straßburg 1891 (die tüchtige Arbeit, die Berdolt für seine Untersuchung bereits benutzt hat [s. oben], behandelt nach einer Übersicht über den epischen und tragischen Sprachgebrauch in 3 Kapiteln ihr Thema; im 4. faßt sie die Ergebnisse ausführlich zusammen. Schon W. scheidet genau zwischen finalem und konsekutivem Gebrauch); *W. Berdolt, Der Folgesatz bei Plato mit historisch-gramm. Einleitung;

über die Grundbedeutung von ὥστε; der Verf. tritt denen bei, die dem τε indefinite Bedeutung zuschreiben (ὥστε = „wie etwa“, urspr. „so etwa“; vgl. aber, was Brugmann gr. Gr.[3] 530 zu Gunsten der kopulativen Geltung von τε ausführt). Das 2. Kapitel behandelt den komparierenden Gebrauch von ὥστε in der Epik und Lyrik, je nachdem die Partikel im Gleichnis, im skizzierten Bilde, mit einfachem Wort erscheint (innerhalb dieser Kategorien sind die Gleichnisse sachlich geordnet). Denn wie das 3. Kapitel ausführt, geht der final-konsekutive Gebrauch auf den komparierenden zurück: ὥστε ist erst nur sekundär zu einem final-konsekutiven Inf. getreten, um den in diesem enthaltenen Verbalbegriff als einen der Handlung des Hauptsatzes „entsprechenden“ zu bezeichnen (S. 33). Homer hat erst 2 Beispiele für diese Vorstufe des späteren konsekutiven Gebrauchs von ὥστε (I 42f. und ρ 20f.), der sich in solchen Verbindungen entwickelte, und die nachhomerische epische und lyrische Dichtung machen noch einen spärlichen Gebrauch von konsekutivem ὥστε. Der erste Beleg für letzteres ist Hes. Opp. 44, wo auch bereits ein formaler Subjektsakk. beim Inf. erscheint: damit ist die besondere Konstruktion des konsekutiven oder wie der Verf. S. 35 betont, finalen ὥστε fertig, wenn auch Akk. mit Inf. erst bei den Tragikern und Herodot reichlicher auftritt. Erst bei Soph. (nicht bei Aesch. und seltener bei Eur. und den Prosaikern) erscheint ὥστε mit Modi (Ind., Opt. mit ἄν, Imp.).

Bei den **Temporalsätzen** ist eine größere Arbeit anzuführen:

A. **Fuchs**, Die Temporalsätze mit den Konjunktionen „bis“ und „so lange als“. Würzburg 1902 (= Schanz' Beiträge, Heft 14).

Der Hauptwert der Untersuchung besteht in der Sammlung und historischen Darstellung des Materials aus der voraristotelischen Literatur, die in 9 Kapiteln erfolgt, während das 10. die Ergebnisse zusammenstellt. Es handelt sich um Bedeutung und Konstruktion des homer. εἰς ὅ κε, des freieren herod. ἐς ὅ, des poet. ὄφρα, des homer. und att. ἕως, von ἔστε, das bezeichnenderweise der Lyrik und Tragödie, Herod. und Xenoph. angehört, des prosaischen μέχρι und ἄχρι und einiger nur gelegentlich die Nuance „bis“ oder „solange als“ annehmender Konj. relativen Ursprungs. Beiläufig werden auch der Ausdruck des Zeitverhältnisses durch präpositionale Verbindungen, der Inf. bei μένειν, die finale Verwendung von ὄφρα und ἕως berücksichtigt. Die entwickelungsgeschichtliche Grundlage ist im 1. Kapitel gegeben, das über

der Konsekutivsatz in der älteren griech. Literatur. Diss. Erlangen 1897; *W. A. **Eckels**, ὥστε as an index of style in the orators. Diss. Baltimore 1901 (kann auch dem Grammatiker Material bieten, vgl. BphW 1902, 870—4).

den homerischen Gebrauch handelt; da fordert freilich manches zum Widersprnch heraus. So soll εἰς ὅ κε für εἰς ὅν, ἥν κε usw. eingetreten sein (S. 5 f.); dies ist an sich unwahrscheinlich und wird jedenfalls durch die vom Verfasser beigebrachten Beispiele nicht erwiesen; Od. 6, 295 f. heißt χρόνον „eine Zeit, eine Weile", während Herod. 7, 8 χρ. „Zeitpunkt" bedeutet. Dass ὄφρα, ἕως nrsprünglich demonstrativ gewesen seien, ist unwahrscheinlich, denn die Zurückführung auf demonstratives *so-, die allenfalls neben der Zugehörigkeit zu relativem *jo- in Frage käme, hat nichts für sich. Unhaltbar sind vielfach des Verf. Anschauungen über Tempora (τόφρα δέ μιν μέγα κῦμα φέρε Od. 5, 425 soll heißen „erfaßte ihn und trug ihn", S. 30 f.; Ähnliches 23 f.) und Modi; für letztere hätte er gerade anch für sein Thema viel aus der oben S. 113 besprochenen Schrift von Hale lernen können.[1])

Ähnlich spricht sich jetzt in manchem über die Arbeit von Fuchs aus

B. L. Gildersleeve, Temporal sentences of limit in Greek. AJPh 24, 388—407.

Dieser Anfsatz ist eine feinsinnige kritische Inhaltsangabe der Fuchsschen Schrift; G. wendet sich namentlich auch gegen das im vorliegenden Fall von der Parataxe kommende Licht, das vielmehr „darkness" sei; er betont mehrfach, daß schon die homerische Sprache hoch entwickelt und hoch kultiviert gewesen sei. Im Vorbeiweg (S. 394 f.) bekämpft er wieder die Theorie der Modusverschiebnng. S. 392 ist vom Übergang der Bedeutung „bis" zu „solange" die Rede: es sei bemerkt,

[1]) Übrigens hat schon *A. Döhring, Zu den griech. und lat. Konjunktionen der Gleichzeitigkeit und Zeitgrenze (aus der Festschrift des Friedr.-Koll.) Königsberg 1892, die von Fuchs aufgestellte Ansicht vertreten (nach DL 1894, 807). — Sämtliche Temporalsätze eines Schriftstellers behandelt W. Warren, A study of conjunctional temporal clauses in Thucydides. Diss. des Bryn Mawr College. Berlin 1897 (vgl. BphW 1898, 1253 f.; WklPh 1898, 593—7; von modernem Geiste erfüllte, sich über den Durchschnitt weit erhebende Untersuchung. Die Einleitung handelt allgemein über die verschiedenen Formen der zeitlichen Beziehung zweier Handlungen. Kap. I wendet die dabei gewonnenen Gesichtspunkte auf das spezielle Thema an, indem es von den Modi, den Tempora, den Aktionsarten des temporalen Haupt- und Nebensatzes, von den temporalen Konjunktionen und der Stellung von Haupt- und Nebensatz spricht. Werden dabei nur charakteristische Beispiele für die einzelnen Erscheinungen gegeben und Stellen mit ungewöhnlicher Fassung ausführlicher behandelt, so genügen Kap. II und III der Forderung der Vollständigkeit; jenes enthält eine Gruppierung der Beispiele nach den Konjunktionen, dieses im wesentlichen eine Statistik des Tempns- und Modusgebrauchs).

daß sie (vereinzelt) auch im schweizerdeutschen „bis" begegnet, das übrigens tw. auch die Bedeutung „unterdessen, inzwischen" hat (Schweiz. Id. IV 1699 f.).

Von verschiedenen Seiten ist die von J. Sturm 1882 in großem Maßstabe unternommene Forschung über die Konstruktionen bei πρίν fortgeführt worden.

I. A. Heikel, Über die Entstehung der Konstruktionen bei πρίν. Skand. Arch. I (1891), 274—98, vermutet im Gegensatz zu Sturm einleuchtend als Vorstufe der πρίν-Konstruktionen die Verbindung eines Inf. von imperat.-optativ. Bedeutung mit dem Adv. πρίν in Parataxe zu negativem Hauptgedanken, z. B. οὐ πρὶν πολέμοιο μεδήσομαι, πρίν γ' υἱὸν Πριάμοιο ἱκέσθαι „neque enim prius pugnam meditabor, prius filius Priami veniat". Indem die imperat. Bedeutung des Inf. zurücktrat, konnte die Konstruktion auch nach positivem Hauptgedanken angewendet werden, wo sie urspr. nicht möglich und bei Homer noch selten ist. Später wurde nach negativem Hauptsatz der Inf. durch die Modi ersetzt, welche die erwünschte Möglichkeit boten, zu unterscheiden, ob die Handlung des πρίν-Satzes etwas Wirkliches oder Gefordertes oder Mögliches und Gedachtes ausdrückt.

A. Weiske, Zur Konstruktion von πρίν. Fleck. Jbb. 145, 238 formuliert eine neue Regel für die Konstruktion von πρίν, wonach der Ind. oder Inf. steht, je nachdem sich die beiden Handlungen zeitlich berühren oder nicht berühren.

Nach

*J. Frenzel, Die Entwickelung des temporalen Satzbaus im Griechischen. I. Die Entwickelung der Sätze mit ΠΡΙΝ. Gymn.-Progr. Wongrowitz 1896

gehört πρίν eigentlich zum Hauptsatz, der urspr. nachfolgte, und wurde erst durch „Transposition" zur Konjunktion; der Inf. bei πρίν soll temporalen Sinn haben, z. B. H 481 οὐδέ τις ἔτλη πρὶν πιέειν, πρὶν λεῖψαι ὑπερμενέι Κρονίωνι „keiner wagte früher zu trinken, früher als bei dem Spenden dem Kronion" (!).

Besonders fruchtbar — wenigstens quantitativ — ist die Berichtsperiode für die Bedingungssätze gewesen; an erster Stelle sei genannt

R. Horton-Smith, The theory of conditional sentences in Greek and Latin for the use of students. London 1894.

Ein Buch, das trotz seines Gegenstandes persönlich genommen werden muß und hauptsächlich persönlichen Wert hat, in erster Linie wieder für den Verfasser. Hat er doch, als Philologe, der schon früh von der Lehrtätigkeit Abschied nahm, um schließlich in die Reihe der ersten

Staatsbeamten aufzurücken, fast ein halbes Jahrhundert damit zugebracht, wie er in der interessanten Vorrede erzählt. Während der Vorarbeiten und der Ausarbeitung hat er nicht nur die griech. und röm. Literatur (auch die neuen Funde, dagegen nicht die Inschriften) durchgenommen, sondern auch die englische, deutsche und niederländische, französische, italienische, spanische und portugiesische Literatur in weitem Umfange gelesen, überall Beispiele für sein Thema sammelnd, das er schon 1859 in einer besonderen Schrift behandelt hatte. Um die neueren syntaktischen Forschungen kümmerte er sich dabei nicht. So ist denn als Ergebnis ernster und mühsamer Arbeit der stattliche Band von über 700 S. zustande gekommen, der in seinen theoretischen Aufstellungen durchaus verfehlt ist. Die Grundlage für die Behandlung der griech. Bedingungssätze, die nach einer kurzen Einleitung auf S. 9—167 erfolgt, bildet die Erklärung, der Opt. sei der griech. Konj. der Vergangenheit (Opt. Präs. = Konj. Imperf. usw.). Am meisten Raum nimmt die Aufführung der zwar zahlreichen, aber doch nicht vollständig gesammelten Beispiele ein, erst für die regelmäßigen Konstruktionen, dann für allerlei Besonderheiten. Eine historische Entwickelung aufzuzeigen, wird dabei nicht versucht. S. 168—282 sind dem Lat. gewidmet; dagegen spielen griech. Beispiele wieder eine große Rolle in den Noten, die S. 285—644 umfassen und reiches Material, nicht nur für die Bedingungssätze, aus allen oben genannten Literaturen bieten. Nur als (freilich oft nur zufällige) Sammlung von allerlei Material hat das Buch für diejenigen Wert, für die es persönlichen Wert nicht haben kann; den Zugang dazu bilden 5 Indices.

Außerdem sind noch eine Anzahl kleinerer Arbeiten zu nennen. Die Polemik gegen die Bezeichnung „irrealer Bedingungssatz", die M. A. Bayfield, CR 4, 200—3 (vgl. 6, 90—92) eröffnet, beruht auf der unrichtigen Annahme, es handle sich dabei um Dinge, die von Natur unmöglich seien. — J. T. Allen, The use of optative with εἰ in protasis. PrAPC 1899, LXIII und Th. E. Korsch, De εἰ particula cum futuro indicativi coniuncta. FO 18, 61—80 sind mir nicht zugänglich.

H. Bill, Zur Entwickelungsgeschichte des dritten Falls der griech. Bedingungssätze. Gymn.-Progr. Kaaden 1897 sucht den sog. eventuellen Fall aus postpositiven parataktischen Erwartungssätzen mit αἴ κεν abzuleiten, z. B. βάλλ' οὕτως, αἴ κέν τι φόως Δαναοῖσι γένηαι „schieße so fort, da kannst du leicht zum Segen werden den Danaern" Θ 282. Aber in den als Ausgangspunkt gewählten Beispielen liegt gerade eine abgeleitete Verwendung von εἰ vor und überhaupt ist es nicht nötig, jeden einzelnen Fall auf seine parataktische oder juxtapositive Grundlage zurückzuführen; war einmal die konjunktionelle Geltung von εἰ entwickelt, konnten sich die einzelnen Konstruktionen ohne weiteres einstellen.

Andere untersuchen den Sprachgebrauch einzelner Autoren.[1]) Nur nennen kann ich eine Arbeit zur Oratio obliqua:

*C. Thulin, De oratione obliqua apud Thucydidem. [Acta Univers. Lundensis XXXVII und XXXVIII.] Lund 1902.

Wort- und Satzstellung.

Der Stellung der Wörter und Sätze, die lange Zeit von der einzelsprachlichen wie der vergleichenden Grammatik etwas stiefmütterlich behandelt wurde, ist neuerdings eindringendere Arbeit gewidmet worden, auch auf dem griechischen Gebiete. Einige der hier zu besprechenden Arbeiten kann ich freilich nur nennen:

*Th. D. Goodell, The order of words in Greek. TrAPhA 21, 5—47.

*I. A. Heikel, Om onvänd ordföljd i grekiskan. Forhandl. paa det 4. nord. Filologmøde. Kbhn 1893, S. 126—31 (bei Hom Hes. Herod. zeigt sich eine starke Tendenz, das Subj. dem Präd. folgen zu lassen; nach IA 3, 240).

Überwiegend mit dem Griech. beschäftigt sich auch eine einschlägige Arbeit von

J. Wackernagel, Über ein Gesetz der indogermanischen Wortstellung. IF 1, 333—435.

Es wird an Hand eines reichen Materials nachgewiesen, daß die enklitischen Pronomina und die enklitischen Wörter überhaupt sowie einige nicht enklitische Partikeln wie ἄν, ἄρ, ἄρα, μέν u. a. mit Vorliebe an der zweiten Stelle des Satzes stehen und zwar nicht selten ohne Rücksicht auf syntaktische Beziehungen. Ähnlich wird in einer bestimmten Satzform das Verb behandelt (z. B. 'Αλκίβιος ἀνέθηκεν κιθαρῳδὸς νησιώτης S. 430).

H. L. Ebeling, Some statistics on the order of words in Greek. Studies in honor of B. L. Gildersleeve. Baltimore 1902, p. 229—40

[1]) *G. Vogrinz, EI und EIKE N) mit dem Konj. bei Homer. ZöGy 1890, 97—106 (Sammlung und Gruppierung); *G. Vogrinz, Der homerische Gebrauch der Partikel εἰ. Gymn.-Progr. Brünn 1893 (vgl. BphW 1894, 161—4); C. Hentze, Die Entwickelung der εἰ Sätze mit dem Indikativ eines Präteritum in den homerischen Epen. ΓΕΡΑΣ 1903 S. 77-107 (Zurückführung auf die parataktische Grundlage); *E. B. Clapp, Conditional sentences in the Greek tragedians. TrAPhA 22, 81—92 (Frequenztabellen nach IA. 2, 107); *F. Faßbänder, De Polybii sententiis condicionalibus. Gymn.-Progr. Münster 1895. Vgl. noch oben S. 115.

weist zunächst Delbrücks Grundgesetz der okkasionellen Wortstellung, daß das hervorzuhebende Wort nach vorn rückt, an der Stellung des Inf. bei Verben in Plat. Prot. nach (in 593 Fällen folgt er; wo er betont ist, geht er voran, in 42 Fällen), um dann die weniger einfache Stellung von Kopula und Prädikativ, von Subj., Verb und Obj. an einigen plat. Dialogen, Isokrates und Xenoph. anab. zu prüfen. Das Prädikativ steht gewöhnlich vor der Kopula (auf die Enklise ist keine Rücksicht genommen!); die gewöhnliche Folge ist Subj. Obj. Vb.; das Obj. wird an den Anfang gestellt, wenn es eine leichte Verknüpfung mit dem Vorhergehenden bildet oder die Anfangsvorstellung enthält, ohne daß es deshalb besonders betont wäre (meist ist übrigens das voranstehende Obj. ein Relativpron. oder οὗτος). Dies einige Ergebnisse der hübschen kleinen Abhandlung, die in den Tabellen auf S. 238 f. auch schätzenswerte Beiträge zur Stellung pronominaler Wörter enthält.

Verschiedene Arbeiten beschäftigen sich mit der Stellung beim Artikel, so die allgemein gehaltene von

*A. W. Milden, The limitations of the predicative position in Greek. Diss. Baltimore 1900.

M. behandelt nach BphW 1901, 84—86 besonders die prädikative Stellung des Adj. und Ptc. in den obliquen Kas. (adverbial gebrauchte Dat. und präpositionale Wendungen). Die präd. Stellung ist für die gehobene Sprache kennzeichnend — so bei Thuk. und den att. Rednern —; spätere Nachahmer wie Lukian verfallen dabei in manirierte Übertreibung.

H. von Kleist, Der eingeschobene Genetiv des Ganzen bei Thukydides. Fleck. Jbb. 143, 107—114

sammelt die thuk. Beispiele für Stellungen wie ταῖς ἄριστα τῶν νεῶν πλεούσαις, οἱ τῶν Πλαταιῶν ὑπολελειμμένοι: es ist aber gekünstelt, wenn er überall ein attributives Verhältnis zu konstruieren sucht. Diesen Eindruck hat schon H. Kallenberg geäußert, der Jahresber. des philol. Vereins in Berlin in ZG 1897, 199—201 die Beispiele für die gleiche Stellung aus Herodot sammelt. Vgl. auch *S. Sobolewski, Über die Stellung des partitiven Genetivs im Griech. (russ.). FO 4, 51 f.

J. La Roche, Die Stellung des attributiven und appositiven Adjektivs bei Homer. WSt 19, 161—80

sammelt die Tatsachen, die er in vier Gruppen zur Darstellung bringt: 1. das Adj. steht, vorangehend oder nachfolgend, im gleichen Verse (der häufigste Fall, und zwar sind die beiden Stellungen im ganzen etwa gleich häufig), 2. das Adj. steht im vorhergehenden Vers, 3. im folgenden Vers, 4. mehrere Adj.

R. S. Conway, On the interweaving of words with pairs of parallel phrases. CR 1900, 357—60

bringt Beispiele für Stellungen wie δέει τε τὸ πλέον ἢ φιλίᾳ κατεχόμενοι Thuk. 3, 12, sceptra Palatini sedemque petit Euandri Verg. Aen. 9, 9.

Auch sonst wird gelegentlich Rücksicht auf Wort- und Satzstellung genommen, z. B. in den Arbeiten über die Nebensätze; vgl. oben S. 124 ff.; auch S. 100.

Zum Wortschatz.

Anhangsweise soll hier noch über die wichtigsten Veröffentlichungen zum griechischen Wortschatz Bericht erstattet werden, in möglichster Kürze und mit Beschränkung auf größere zusammenfassende Werke. Zur allgemeinen Orientierung kann auf

L. Cohn, Griechische Lexikographie. Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft Band II 1, 3. Aufl. S. 575—616. München 1900

verwiesen werden, eine eingreifende Umarbeitung und beträchtliche Erweiterung des früher von G. Autenrieth bearbeiteten Artikels. Wünschenswert wäre für eine neue Auflage die vollständige Anführung der Arbeiten über den Wortschatz der einzelnen Schriftsteller.

Ein Unterschied, der nicht in der Natur der Sache liegt und auch früher nicht gemacht wurde, aber praktisch besteht, ist die Scheidung zwischen den wesentlich deskriptiven Wörterbüchern, welche zwar oft die Etymologie mitbehandeln, aber gewöhnlich ungenügend, und den etymologischen Wörterbüchern, die eigentlich erst durch die Begründung der vergleichenden indogermanischen Sprachforschung wissenschaftlich möglich geworden sind. Da das ideale Wörterbuch, welches beiden Richtungen ihr volles Recht läßt, noch fehlt, so mag zunächst von den wesentlich

deskriptiven Wörterbüchern

die Rede sein. An erster Stelle ist zu nennen das

Μέγα λεξικὸν τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης Ἀνέστη Κωνσταντινίδου. Τομος α΄ β΄. Ἐν Ἀθήναις 1901. 1902.

Beruhen alle neueren griech. Wörterbücher auf Stephanus' gewaltigem Werk, so haben die neuesten ihre Grundlage in Passows Handwörterbuch. Das gilt auch für dieses griechische Unternehmen, dessen bisher erschienenen beiden Bände der Hälfte des vierbändigen Passow von 1841—57 entsprechen. Freilich beruht es nicht unmittelbar auf Passow, sondern auf der 8. Ausgabe einer zuerst 1843 zu London erschienenen englischen Bearbeitung von Passow durch Liddell und Scott, die der deutschen Neuausgabe von 1841—57 vorzuziehen sein soll.

und in England und Amerika das herrschende griech. Wörterbuch ist. Auf Veranlassung des Verlegers 'A. Κωνσταντινίδης wurde zunächst das englische Werk ins Neugriech. übersetzt und dann eine Reihe lexikalischer Hilfsmittel, die im Original noch nicht benutzt waren, ausgebeutet — besonders die spätgriech. Lexika von Ducange und Sophoklis —: auf dieser Grundlage wird das neue Werk redigiert.[1]) A. N. Jannaris, CR 1902, 222—6 stellt eine erhebliche Verbesserung und Bereicherung gegenüber dem Original fest, und es muß bei der Anführung dieses Urteils sein Bewenden haben, da der englische Passow mir nicht zugänglich ist. Andererseits ist immerhin zu bemerken, daß die Inschriften und Papyri nicht systematisch ausgebeutet sind, auch die vorhandenen Indices sind nicht ausgeschöpft, so fehlt z. B. die Mehrzahl der in den Inschriften von Pergamon neu belegten Wörter (s. meine perg. Gramm. 203), einige sind freilich aus anderen Quellen beigebracht. Die Erklärungen sind neugriech. gegeben, und zwar sind hie und da auch Ausdrücke der Volkssprache zur Erläuterung herangezogen; darin besteht allerdings für nicht-griech. Benutzer eine Erschwerung, aber auch ein Reiz. Dem I. Bande ist außer dem schon erwähnten Abriß der griech. Sprachgeschichte von Hatzidakis (S. 2) auch eine Übersetzung des oben genannten Artikels über griech. Lexikographie, aber noch in der Bearbeitung von Autenrieth, vorausgeschickt.

Mit den Vorarbeiten zu einer neuen Bearbeitung des deutschen Passow ist nach der Ankündigung der Verlagshandlung W. Crönert beschäftigt, und zwar soll die erste Lieferung 1905 erscheinen. Bis dahin muß man sich zur Ergänzung mit

A. Weiske, Bemerkungen zu dem Handwörterbuche der griechischen Sprache, begrüdet von F. Passow. Progr. der lat. Hauptschule Halle 1892, erweitert Leipzig 1898

begnügen, der sein Material in drei Gruppen vorführt: Abschnitt 1 und 2 weisen Wörter, die nur aus Späteren oder aus Dichtern o. ä. belegt sind, auch aus der attischen Prosa nach; in der 3. Gruppe werden veraltete oder sonst fehlerhafte Erklärungen berichtigt.

Ein Ergänzungswörterbuch, das auch dem neugriechischen Passow noch zugute kommen wird, ist

[1]) Von einigen kleineren lexikalischen Sammlungen sind nur L. Bürchner, Addenda lexicis linguae Graecae. Commentationes Wölfflinianae Leipzig 1891, 351—62, sowie Κόντος (in verschiedenen Bänden der 'Αθηνᾶ) als benutzt angeführt; vgl. außerdem *S. Krauz, Addenda lexicis Graecis et Latinis. EPhK 9, 672—5; L. Mendelssohn, Zum griech. Lexikon. Ph 52, 553—6. 55, 752—54; Simon, Epigraphische Beiträge zum griech. Thesaurus. ZöGy 1891, 481—6.

H. van Herwerden, Lexicon Graecum suppletorium et dialecticum. Leiden 1902.

H. hat mit sicherem Blicke das dringendste Bedürfnis der griech. Lexikographie erfaßt: die lexikalische Aufarbeitung der im letzten Jahrhundert neu hinzugekommenen handschriftlich und inschriftlich überlieferten Denkmäler. Und er hat sich weiter ein großes Verdienst erworben durch die Sammlung eines großen Materials aus diesen Quellen, wenn man auch mit der Ausführung im einzelnen nicht durchweg einverstanden zu sein braucht. Mit dem Raume hätte sparsamer umgegangen werden können; die Datierung und Lokalisierung der Belege könnte noch konsequenter durchgeführt sein; die grammatischen Artikel gehören nicht in ein Wörterbuch, so dankenswert sie zum Teil sein mögen, zumal da sie doch nicht auf vollständigen Sammlungen beruhen. Was die Vollständigkeit der Sammlung anbetrifft, so hat H. selbst die beste Kritik geliefert; er gibt selbst Nachträge von 50 Seiten bei und veröffentlicht eben (1904) einen ganzen Band von Ergänzungen.

Herwerden und die Griechen haben noch das Specimen von

Helen M. Searles, A lexicographical study of the Greek inscriptions. Chicago 1898 (aus den Studies in classical philology, vol. II)

benutzen können. Die Verfasserin veröffentlicht eine Auswahl aus dem von ihr für ein Lexikon der griech. Inschriften, besonders der Dialektinschriften, zusammengebrachten Material, das sie in drei Gruppen ordnet: new words (die umfangreichste; sie enthält auch inschriftliche Belege für lediglich glossematisch belegte Wörter), rare words and rare meanings, poetical words; die epigraphische und grammatische Literatur ist nach Kräften verwertet. Bei dem Fehlen umfassenderer lexikalischer Hilfsmittel für den Wortschatz der griech. Inschriften ist die Sammlung durchaus nützlich; daß sie aber besonders an Vollständigkeit zu wünschen übrig läßt und auch sonst etwa zu Bedenken Anlaß gibt, hat ein Kenner wie F. Solmsen, IA 11, 82—6, einläßlich dargelegt.

Dagegen liegt ganz außerhalb unseres Berichtes

Στ. Ἀ. Κουμανούδης, Συναγωγὴ νέων λέξεων ὑπὸ τῶν λογίων πλασθεισῶν ἀπὸ τῆς ἁλώσεως μέχρι τῶν καθ' ἡμᾶς χρόνων. 2 Bände. Ἐν Ἀθήναις 1900.

Der um die griechische Lexikographie hochverdiente, seither verstorbene Verfasser veröffentlicht darin seine Sammlung von über 600 000 Neologismen der griech. Literatursprache seit dem Falle Konstantinopels, besonders aus den beiden letzten Jahrhunderten. Da das Werk der Verlagshandlung für diesen Bericht eingeschickt wurde, mußte es an dieser Stelle wenigstens erwähnt werden.

Auch die hier besprochenen größeren lexikographischen Arbeiten stellen nur Nachträge zu älteren Werken dar; ein Werk, das den Grund durchaus neu legt, wie der Thesaurus linguae Latinae, fehlt für das Griechische noch und wird wohl noch lange fehlen. Und doch ist auch jenes Monumentalwerk noch nicht imstande, Forderungen zu erfüllen, wie sie H. Paul in seiner akademischen Abhandlung „Über die Aufgaben der deutschen Lexikographie" aufgestellt hat. Auch ein mechanisches, aber für die Stammbildung wichtiges Hilfsmittel ist bisher für das Griech. nur als Probe vorhanden, ein Konträrindex in der Art der Gradenwitzschen Laterculi vocum Latinarum.[1])

[1]) Vorarbeiten zunächst rein mechanischer Natur zu einer umfassenden Darstellung des griech. Wortschatzes sind die Indices zu einzelnen Schriftstellern (wie S. Preuß, Index Demosthenicus. Leipzig 1892; Forman, Index Andocideus. Oxford 1898) oder eingehendere Behandlungen des Wortschatzes einzelner Denkmäler: A de Mess, Quaestiones de epigrammate Attico et tragoediae antiquiore dialecticae. Diss. Bonn 1898; J. D. Rogers, The language of Aeschylus compared with the language of the Attic inscriptions prior to 456 BC. Diss. Columbia Coll. New York 1894; H. Wittekind, Sermo Sophocleus quatenus cum scriptoribus Ionicis congruat, differat ab Atticis. Diss. Giessen 1896; A. W. Förstemann, De vocabulis quae videntur esse apud Herodotum poeticis Magdeburg 1892; Ingins, De vocabulis antiquae comoediae Atticae quae apud solos comicos aut omnino inveniuntur aut peculiari notione praedita occurrunt. Traiecti ad Rhenum 1897; O. Glaser, De ratione quae intercedit inter sermonem Polybii et eum, qui in titulis saeculi III., II., I. apparet. Diss. Gießen 1894; L. Goetzeler, Quaestiones de Appiani et Polybii dicendi genus. Würzburg 1890; ebd., Einfluß des Dionysios von Hal. auf den Sprachgebrauch des Plutarch nebst einem Exkurse über die sprachlichen Beziehungen des Plutarch zu Polybius. Abhandlungen W. Christ dargebracht. München 1891. S. 194—210 u. a.

Hier seien auch einige selbständig erschienene lexikalische Behandlungen einzelner Wörter oder Wortgruppen namhaft gemacht: A. Amend, Über die Bedeutung von μειράκιον und ἀντίπαις. Progr. Dillingen 1893; H. J. Flipse, De vocis quae est λόγος significatione et usu. Leyden 1902; J. Jobst, De vocabulorum iudiciariorum, quae in oratoribus Atticis inveniuntur, usu et vi. Diss. Münch. 1902; K. Koch, Quae fuerit ante Socratem vocabuli ἀρετή notio. Diss. Jena 1900; E. Mehliss, Über die Bedeutung von καλός bei Homer; Über die Bedeutung von μέροψ. Progr. Eisleben 1891 und 1900.

Viele kleinere lexikalische Beiträge finden sich zerstreut in Kommentaren und in Zeitschriften.

Erst umfassende lexikalische Aufarbeitung des griech. Sprachschatzes wird den Ausbau einer griechischen Bedeutungslehre ermöglichen, zu der schon jetzt ab und zu ein Beitrag erscheint, vgl. F. Schröder, Zur

Etymologische Wörterbücher.

G. Curtius' griechische Etymologie, welche, zuerst 1858 erschienen, die älteren Forschungen über die Herkunft des griechischen Wortschatzes zusammenfaßte, ist auch heute noch nicht voll ersetzt. Freilich ist auch die 1879 erschienene 5. Auflage nicht nur der Ergänzung bedürftig, sondern auch in vielem veraltet, aber kein neueres Werk leistet, was Curtius' Buch für seine Zeit geleistet hat. So muß dieses auch heute noch eingesehen werden, wenn es sich um etymologische Fragen handelt, aber der Benutzer muß freilich die nötige Kritik üben können; dies gilt aber vielleicht von jedem etymologischen Wörterbuch, ja auch von vielen anderen Büchern, jedenfalls aber auch von den neuen Bearbeitungen der griechischen Etymologie. Da tritt uns zunächst ein Werk entgegen, das schon durch seinen Umfang wirkt und auf dem Titelblatt einen Namen von altem guten Klange nennt:

L. Meyer, Handbuch der griechischen Etymologie. I. Wörter mit dem Anlaut α, ε, ο, η, ω. II. Wörter mit dem Anlaut ι, αι, ει, οι, υ, αυ, ευ, ου, κ (auch ξ), π (auch ψ), τ. III. Wörter mit dem Anlaut γ, β, δ, ζ, χ, φ, θ. IV. Wörter mit dem Anlaut σ, ν, μ, ρ, λ. Leipzig 1901/2.

Schon die Titel der einzelnen Bände, die deshalb voll angeführt wurden, geben ein Bild wenigstens der äußeren Anlage des ganzen Werkes. M. hat die gewöhnliche Ordnung des griech. Alphabetes als unwissenschaftlich aufgegeben und an dessen Stelle ein nach phonetischen Gesichtspunkten aufgestelltes System gesetzt. Abgesehen davon, daß wohl mancher dieses anders wünschen möchte, bedeutet dies praktisch einen großen Nachteil. Wer nicht Fachmann ist, will ein etymologisches Wörterbuch benutzen, um sich rasch über die Herkunft eines Wortes zu orientieren — und es ist im Interesse der Sache zu wünschen, daß ein griech. etymologisches Wörterbuch möglichst allgemein benutzt werde — und solchen Benutzern ist wenig entgegengekommen, wenn

---

griechischen Bedeutungslehre. Progr. Gebweiler 1893; A. Levi, L'elemento storico nel greco antico. Contributo allo studio dell' espressione metaforica [SA. aus den Memorie della Reale Accademia delle scienze di Torino p. 335—405]. Torino 1900.

Auch ist namentlich die Metapher und Verwandtes zum Gegenstand allgemeinerer Erörterungen gemacht worden, vgl. noch H. Blümner, Studien zur Geschichte der Metapher im Griechischen. I. Leipzig 1891; R. Thomas, Zur historischen Entwickelung der Metapher im Griechischen. Diss. Erlangen 1891; S. Reichenberger, Die Entwickelung des metonymischen Gebrauchs von Götternamen in der griech. Poesie bis zum Ende des alexandrinischen Zeitalters. Karlsruhe 1891.

man sie erst zwingt, ein neues griech. Alphabet zu lernen. Denn die gewählte Anordnung ist auch im Innern der einzelnen Buchstaben durchgeführt, es folgen sich also z. B. unmittelbar αε, αο, αη, αω usw., αξ kommt vor αχμ, αχρ, μαδάειν kommt nach μυγαλέη usw.: es ist für den Uneingeweihten nicht leicht, ein Wort zu finden, zumal keine Silbe eine Wegleitung gibt. Für deutsche Dialektwörterbücher hat Schmeller ein System der Anordnung aufgestellt, das nach ihm den Namen trägt; aber obschon es dafür wissenschaftlich durchaus berechtigt und von vielen derartigen Unternehmen gebilligt ist, ist neuerdings Fischer in seinem schwäbischen Wörterbuch davon abgegangen, und zwar mit Rücksicht auf die praktische Benutzbarkeit; wenn man seit Jahren an einem Dialektwörterbuch mitarbeitet, das nach dem Schmellerschen System angelegt ist, und beständig klagen hört, man könne das Gesuchte nicht finden — es gibt ja freilich Leute, welche nur gerade soviel von der Sache wissen — kann man das begreifen und muß die Anwendung eines ähnlichen Systems auf eine Literatursprache, deren Alphabet seit alters feststeht, bedauern, um so mehr, als dadurch auch nicht etwa zusammenkommt, was innerhalb des Griechischen verwandt ist. Doch vergißt man den rauhen Weg, wenn man bei dem reichlich sprudelnden Quell der Erkenntnis angelangt ist; und der Umfang des Werkes verspricht ja ausgiebige Belehrung. Am meisten Raum nimmt nun aber die Anführung von Belegen in Anspruch. M. führt nämlich kein Wort ohne einen oder mehrere Belege an, die vorab aus der homerischen, bei selteneren Wörtern auch aus der späteren Sprache geschöpft sind. Er betont damit augenfällig, daß bei der Etymologie auch die Bedeutung mitzusprechen hat, die sich eben nur aus dem Zusammenhang sicher umgrenzen läßt. Es ist sehr erfreulich daß vor einigen Jahren ein lateinisches etymologisches Wörterbuch angekündigt wurde, das zugleich die ältesten Belege für jedes Wort (die freilich nicht immer die älteste Bedeutung enthalten) beizubringen verspricht. Aber M. tat des Guten sicher etwas zu viel, besonders wenn er, was nicht selten geschieht, außer griechischen auch altlat. Belege abdruckt und ai. und got. Stellen anführt und übersetzt. Es gibt ferner auch Wortkategorien, für deren Bedeutung die Anführung von Belegen nichts ergibt (Zahlwörter u. ä.). Andererseits sind Hesych und die Dialektinschriften nicht voll zu ihrem Recht gekommen. Freilich kann man vom Bearbeiter eines etymologischen Wörterbuches nicht verlangen, daß er erst ein Dialektwörterbuch sich anlege, aber man hätte verlangen können, daß M. jedem Wort die Stellen in der sprachwissenschaftlichen Literatur beigebe, wo darüber gehandelt ist. Statt dessen wird selten einmal eine ältere Erklärung zitiert. Die neuere Literatur ist aber außer Ficks vergleichendem Wörterbuch 4. Aufl. nicht nur nicht zitiert,

sondern gar nicht aufgearbeitet. Das ist der schwerste Vorwurf, den man gegen M.s Werk erheben kann; und er ist schwer genug. Er bringt das neue Werk um einen großen Teil seines Wertes. Nach seinen prinzipiellen Anschauungen und den Erklärungen könnte es schon vor etwa 30 Jahren, gleichzeitig mit den späteren Auflagen der Curtiusschen Etymologie, erschienen sein. Damit ist natürlich auch gesagt, daß viele der vorgebrachten Erklärungen nicht zu halten sind. Es wäre vom Standpunkte der neueren Forschungen aus leicht, eine große Anzahl von Fehlern und Lücken im einzelnen namhaft zu machen. So ist M.s Werk nicht nur nicht das griechische etymologische Wörterbuch, sondern darf nur mit Vorsicht benutzt werden. Auch dem Verf. persönlich nahestehende Beurteiler wie Bezzenberger BKIS 27, 137—85, der eine große Zahl von neuen Etymologien beibringt, haben so urteilen müssen. Damit ist freilich nicht gesagt, daß das Wörterbuch — die Frucht langer und ernster Arbeit — dem, der es mit Kritik zu gebrauchen versteht, nicht reichen Gewinn bringen könne. Ein Vorzug besteht darin, daß sehr oft Wörter gleicher Bildung zur Erklärung zusammengestellt werden, besonders bei selteneren Suffixen; damit ist eine Vorarbeit getan für eine griechische Wortbildungslehre, wie sie jetzt von verschiedenen Seiten verlangt wird.

Schon vor der Veröffentlichung von L. Meyers Werk hat ein kürzeres Buch die Lücke der philologischen Literatur auszufüllen gesucht:

W. Prellwitz, Etymologisches Wörterbuch der griechischen Sprache mit Berücksichtigung des Neuhochdeutschen und einem deutschen Wörterverzeichnis. Göttingen 1892.

Der handliche Band sucht die neueren Forschungsergebnisse besonders für klassische Philologen zusammenzufassen, und die häufige Benutzung des Buches zeigt, daß es in den Kreisen, auf die es berechnet war, Anklang gefunden hat. Die Anordnung ist die rein alphabetische, stammverwandte Wörter sind nur durch Verweisungen mit einander in Beziehung gebracht; die Fassung der einzelnen Artikel ist knapp, freilich nicht immer auch klar, denn für ausführliche Begründung fehlte der nötige Raum. So sind denn auch alle Verweise auf die Literatur fortgelassen, die namentlich in zweifelhaften Fällen sehr erwünscht wären und, abgekürzt gegeben, wenig Raum beanspruchen würden. Es wäre dann auch möglich gewesen, verschiedene Richtungen der Forschung zu Worte kommen zu lassen; denn so wie das Buch jetzt vorliegt, mußte sich der Verf. auch in unsicheren Fällen für eine Deutung entscheiden, und es kommen dabei besonders die Anschauungen des auch um die griechische Etymologie hochverdienten Aug. Fick zur Geltung. Dessen Etymologien stehen freilich — als glänzende

Einfälle — nicht allzu selten im Widerspruch mit sicher erkannten Lautgesetzen und entbehren auch oft der gesicherten philologischen Grundlage, so daß dabei strenge Nachprüfung angebracht ist. Das zeigt sich hin und wieder auch bei Pr. So wird mit βλάσφημος — einem neuerdings wiederholt behandelten Worte — mhd. *blas* „kahl, gering" verglichen; geht man aber der Sache nach, so stellt sich die zweite Bedeutung nur als eine gelegentliche Übertragung eines Wortes heraus, zu dem auch nhd. „(Stirn-)Blässe" beruht, das also auf einen ganz andern Begriffskern hinweist (vgl. schweiz. Id. V 149 ff.). Auch sonst erheischen die angeführten Wörter, besonders aus dem Arischen, Vorsicht; die Umschreibung des Indischen ist schwankend und für das Avestische verlangen die Bemerkungen Bartholomaes zu Fick I⁴ auch für Pr. Beachtung (ZDMG 48, 504 ff.). Glottogonische Hypothesen wie bei ποιμήν und νέκταρ hätte der Verf. nicht vorlegen sollen. Im Vorwort bemerkt Pr., daß er oft von Kluges etym. WB. abgewichen sei; aber es wäre zu wünschen, daß er sich in einer neuen Auflage doch in manchem das neuerdings von verschiedenen Seiten angegriffene Handbuch der deutschen Etymologie zum Muster nähme, nämlich nach der historischen Seite. Ein etymologisches Wörterbuch sollte z. B. auch für die landschaftliche Umgrenzung des Wortschatzes etwas übrig haben, es sollte die Entlehnung von einem Dialekt in den andern nachweisen (so fehlt z. B. bei ἀχήν ein solcher Hinweis bei Pr. wie bei L. Meyer). Wer soll dies tun, wenn nicht der Etymologe? Die Bearbeiter von deskriptiven Lexika haben gewöhnlich für die Lautverhältnisse, auf die es dabei ja sehr oft ankommt, kein sehr scharfes Auge. Ein Beispiel für das Zurücktreten historischer Erwägungen gegenüber formalen ist das Fragezeichen bei γαῖσος: wenn etwas sicher steht, ist es dessen Herkunft aus dem kelt.-germ. Wort für „Ger."[1]

---

[1]) Eine zusammenfassende Darstellung der Lehnwörter des Griechischen — ein nicht allzu schweres Werk, das auch kulturgeschichtlich von hoher Bedeutung wäre — fehlt noch; nur einen Ausschnitt behandelt

H. Lewy, Die semitischen Fremdwörter im Griechischen. Berlin 1895.

Das Buch enthält in 17 nach sachlichen Gesichtspunkten aufgestellten Gruppen eine Sammlung aller Wörter, die irgendwie aus dem Semitischen (besonders Hebräischen) gedeutet werden können oder gedeutet worden sind, also auch sehr, sehr viel Unsicheres. Wo eine Entlehnung nicht durch kulturgeschichtliche Erwägungen wahrscheinlich gemacht werden oder sich auf lokale Berührung stützen kann, bleibt sie unwahrscheinlich. Dies gilt besonders auch für Fälle, wo griech. Wörter auf lediglich vorausgesetzte semitische oder auf semitische Wurzeln zurückgeführt werden, und für die vielen geographischen und mythologischen Namen. Die Wiedergabe fremder Laute unterliegt in Lehnwörtern oft zeitlichen und örtlichen Schwankungen; um so mehr hätte der Verf. eine systematische Lautlehre der Entlehnungen aus

So bleibt, auch wenn man von dem subjektiven Charakter der Etymologie absieht, für eine neue Bearbeitung des in seinen Grenzen nützlichen Buches noch allerhand zu tun übrig.

Man hat auch begonnen, die griechische Etymologie für die Schule und den weiteren Kreis der Gebildeten zu popularisieren, so

D. Laurent et G. Hartmann, Vocabulaire étymologique de la langue grecque et de la langue latine contenant les mots primitifs grecs et latins avec l'indication de leur origine. Paris 1900.

Das hübsch ausgestattete Büchlein, das außer den im Titel genannten Teilen auch einen mehr als die Hälfte des Raumes umfassenden Abschnitt „Racines sanscrites auxquelles se rattachent les mots primitifs en grec et en latin“ enthält, ist freilich ein von Ungeheuerlichkeiten aller Art strotzendes Machwerk. Ganz anders hat in Deutschland H. Menge, wenn auch im einzelnen anfechtbar, die griechische Etymologie in sein Schulwörterbuch eingearbeitet.

Auf die unabsehbare Menge einzelner Etymologien, wie sie sich besonders in den Zeitschriften für idg. Sprachwissenschaft finden, einzugehen, muß ich mir wenigstens für diesmal versagen, zumal da sie, streng genommen, schon die Grenzen meines Berichtes überschreiten;[1]) doch sei noch mit einem Wort hingewiesen auf ein größeres Werk, das von allgemeinerer Bedeutung ist, weil es eine freilich schon ältere Methode der etymologischen Forschung neu beleben will:

H. Osthoff, Etymologische Parerga. Erster Teil. Leipzig 1901.

O. verlangt — und er hat auch in Zeitschriften Beispiele für ähnliche Untersuchungen geboten — daß an Stelle oder doch neben der lexikalischen Form der etymologischen Forschung, wie sie in den etymologischen Wörterbüchern zutage tritt, wieder mehr die zusammenhängende, begründende und untersuchende Darstellung gepflegt werde, daß neben laut- und formgeschichtlichen Fragen auch den begriffsgeschichtlichen die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt werde; man kann hinzufügen, daß neben den Wörtern auch die Sachen gehört werden

---

dem Semitischen bieten sollen. Erst dann wird man sagen können, was möglich und was unmöglich ist. Dazu kommt, daß außer den semitischen Sprachen noch andere, von denen kärgliche Reste auf uns gekommen sind, dem Griechischen Lehnwörter geliefert haben können.

[1]) Selbständig erschienene kleinere etymologische Arbeiten sind selten geworden. Hier wäre K. Mezger, Vier Sprachwurzeln. Ein Beitrag zur griechischen Etymologie und zur Sprachvergleichung. Progr. Schweinfurt 1894, zu nennen, der in völlig verfehlter Weise eine Unmenge von griech. Wörtern auf die „vier Wurzeln ar, al, av, at“ zurückführt.

sollen (vgl. jetzt R. Meringer, Wörter und Sachen. IF 16, 101 ff. 17, 100 ff.). Im vorliegenden Buche gibt O. Proben dieser Art der Untersuchung, indem er je vier Gruppen von Wörtern behandelt, welche, die einen im Pflanzen-, die andern im Tierreiche ihren Begriffskern haben. Die Vergleichungen erstrecken sich bis in die entlegensten idg. Sprachen und bis in die jüngsten Entwickelungsstufen; ebenso vollständig ist die neuere wissenschaftliche Literatur angeführt. Speziell für das Griechische fällt weniger ab; es sei etwa auf die Behandlung von κηρός 18 f., κόρϜος 36, δένδρον 142 f., γαλῆ 183 f., φάλλαινα 321 f. verwiesen (δέλτα 312 läßt sich doch ungezwungen mit dem Buchstabennamen vermitteln).

Nachträge.

Die Nachträge beziehen sich größtenteils auf S. 1—85; ihre große Zahl erklärt sich wenigstens teilweise daraus, daß dieser Teil des Mscr.s schon Neujahr 1904 in den Händen der Redaktion war, während der Schluß erst Ende September 1904 abgeliefert wurde. — Für S. 86 ff. gilt der Schluß der Fußnote auf S. 1 nicht.

Zu **10** f. In 12 Artikeln behandelt eine Reihe von (besonders vorgeschichtlichen) Problemen A. M e i l l e t, Hellenica. MSL 13 (1903), 26—55. Während 1 (Verkürzung langer Wörter unter gewissen Bedingungen) der allgemeinen Sprachwissenschaft angehört, dienen 3—5 der griechischen Lautlehre, besonders durch scharfsinnige Anwendung von Ergebnissen der modernen Phonetik auf altbekanntes Material: 2 (p. 29/32) führt die divergierende Entwickelung der griech. Diphthonge darauf zurück, daß in den Langdiphthongen der zweite Bestandteil dem ersten an Dauer und Stärke nachstand, im Gegensatz zu den Kurzdiphthongen; die Gesamtdauer ist bei Lang- und Kurzdiphthong wesentlich die gleiche. 3 (p. 32 f.) sucht die Entwickelung von n̥ zu α daraus zu verstehen, daß *a* mit geringer Hebung des Gaumensegels gesprochen wurde, also an sich schon ein nasales Element hatte. 4 (p. 33/8) spricht, teilweise sich an Thumb (oben S. 34) anlehnend, über das Ϝ; „c'est un *u* consonne privé de sa sonorité.“ 5 (p. 38/41) sucht πι als normale Entwickelung von $q^{u}i$ zu erweisen; schwierig bleiben aber τιμή, τίω, die man nicht mit M. von den bisher verglichenen ind. Wörtern leichten Herzens loszureißen wagen wird. Die übrigen Artikel betreffen die Formenlehre, meist das Verb: 6 (p. 41/3) gehört allerdings ebenso sehr zur Lautlehre, indem er den Wechsel zwischen σσ und σ im Aor. auf -σσ- als rhythmisch betrachtet (τελέσαι, aber ἐτέλεσσα sind regelrecht); auch im Att. sollen neben τόσος, μέσος Formen mit σσ

bestanden haben; aus solchen sollen sich die umstrittenen Formen mit ττ wie θῆττα, ἐρέττω, κρείττων erklären — was wenig Überzeugendes hat. 7 (p. 44 f.) führt πίπτω und πέτομαι auf verschiedene Basen zurück, 10 (p. 48/50) postuliert als vorgeschichtliche Endung der 3. pers. pl. des sigmat. aor. -σα, woraus -σαν nach ἔλιπον; von hier und vom Ptc. -σα(ν)τ- hat sich α besonders verbreitet. 11 (p. 50/2) betont, daß das aspirierte Perf. gewöhnlich neben sigmatischem Aor. auftritt; es entstand, indem der Typus θάπτω : τετάφαται, σκάπτω : ἔσκαφα, und zwar zunächst im Perf. med., auf βλάπτω (βέβλαφα), κλέπτω (κέκλοφα) übertragen wurde; εἴληφα hat etymologisches φ. Weniger wichtig sind im allgemeinen die Bemerkungen zur Deklination: 9 (47 f.), eine Äußerung zum Acc. πόλεις, berührt sich mit Wackernagels Erörterung oben S. 70; 8 (p. 45/7) sieht die Formen ἡδΐω, ἡδΐους als Sitz und Quelle des ι im Att. an; von allgemeinem Interesse ist 12 (p 52/5) D'une innovation parallèle en attique et en lesbien durch die Stellungnahme zur κοινή-Frage: „La κοινή n'est donc pas de l'attique modifié, c'est du grec dialectical atticisé, et il reste vrai, que l'attique a eu dans la formation de la κοινή un rôle tout particulier."

Zu **18** vgl. auch W Crönert, Zur Überlieferung des Dio Cassius. WSt 21, 46—79; *Weißenberger, Die Sprache Plutarchs. Progr. Straubing 1895; *A. Georg, Studien zu Leontios. Diss. München 1902 (vgl. ByZ 13, 596).

G. Thiele, Ionisch-attische Studien H 36, 218—71 spricht S. 245—53 über „Gorgias Dialekt und Aussprache". Neben dem allgemeinen Nachweise, daß Gorgias ein äußerlich korrektes Attisch schrieb, gelingen Th mit Hilfe der Mittel der gorgianischen Rhetorik eine Reihe von Beobachtungen zur Grammatik: Silbentrennung (ἀ-πέθανεν), Spir. asp. gesprochen, φ = p + h, da mit π alliterierend; aber von einem Zusammenfall von οι und ευ kann trotz der angeblichen Assonanz οἰκίας εὐταξίαν nicht die Rede sein. Am interessantesten, aber freilich auch sehr unsicher und noch wenig begründet ist die Hypothese, der Reimiktus falle mit einem festen exspiratorischen Akzent zusammen.

Zu **20**. Im letzten Augenblicke wird mir durch die Güte des Verfassers Th. Papadémétracopoulos, La tradition ancienne et les partisans d'Érasme, Athènes 1903, bekannt, worin er seinen Standpunkt neuerdings verteidigt. Da es mir nicht mehr möglich ist, das umfangreiche Buch (fast 400 S.) für den vorliegenden Bericht durchzuarbeiten, muß ich mich für diesmal mit diesem Hinweis begnügen.

Zu **28**. Den Wandel von τυ in συ (auf den übrigens S. 41 verwiesen werden konnte), hat schon E. R. Wharton, CR 1892, 259 f. angenommen.

Zu **29/30** gehört noch Ch. Bally, Les diphthongues ῳ, ᾳ, ῃ de

l'attique. MSL 13 (1903), 1—25. B. sucht dem viel behandelten Problem durch genaue Berücksichtigung der Stellung der Langdiphthonge eine neue Seite abzugewinnen; beachtenswert erscheint mir vor anderm die Darlegung einer speziell attischen Kürzung der Langdiphthonge vor $\breve{a}$ und $\bar{a}$ (oder daraus entstandenem offenem $\bar{e}$), z. B. στο(ι)ά, πατραλοίας, θοάσει, Τροία aus -ō(w)ιā-, λεία, παρειά, μεσόγεια aus -ā(w)ιā-, βασίλεια, χρεία aus -ē(w)ιā-; freilich kommt einem überall, wo es sich um ει handelt, die Ungewißheit über die altattische Form (ει oder ηι) in die Quere. Formen wie Τροίη, παρειαί, ἀχρεῖος bei Homer verraten nach B. attischen Einfluß. Wenn B. für den Anfang seines interessanten und anregenden Aufsatzes die 3. Aufl. von Meisterhans Gr. benutzt hätte, was er mit eigentümlicher Begründung ablehnt, hätte er vielleicht doch gesehen, daß Brugmanns Auffassung der Entwickelung von ηι durch nicht allzu wenige Tatsachen gestützt wird.

Zu **33**. Schulzes Auffassung wird neuerdings bestritten von Heikel, Öfversigt af Finska Vetenskaps-Soc. Förhandl. 1903/4, Nr. 7 (nach IA 15, 220).

Zu **34** f. Den ersten unbestrittenen Beleg eines Ϝ im Ion.-Att. bietet 'ΑγασιλέϜο(υ) auf einer protokorinthischen Lekythos; s. F. B. Tarbell and C. D. Buck, A signed Proto-Corinthian Lecythus in the Boston Museum of fine Arts. RA 40 (1902), 40—8.

Zu **36** f. Über die phonetische Geltung von χθ, φθ handeln A. Meillet et P. Rousselot, *La Parole 1901 Nr. 8; s. IA 15, 61.

41. Ob anlässlich des konsonant. ι *Warren, [Über σωπᾶν und σιωπᾶν]. Album gratulatorium in honorem Henr. van Herwerden. Utrecht 1902 (IA 15, 76) zu erwähnen war, muß ich unentschieden lassen.

44. Den Erörterungen über Haplologie im Satzzusammenhang reiht sich an J. H. Wright, Studies in Sophocles. I. On certain euphonic ellipses, mainly word-elisions. HSt 12, 137 ff. (s. IA 14, 5 f.).

44 ff. *A. Meillet, La Parole 1900, 193 ff. zeigt, daß im Griech. urspr. quantité, ton, intonation von einander völlig unabhängig waren (s. IF 13, 112 f.); ebd., MSL 13, 110 ff. stellt die Vermutung auf, daß in Fällen wie δείκνυσθαι das Griech. altertümlicher sei als das Ind., auch Betonungen wie τίθεται, δείκνυνται sind alt; J. Vendryes, Une loi d'accentuation grecque: l'opposition des genres. MSL 13, 131—46 handelt unter Berücksichtigung der nicht seltenen Ausnahmen über Fälle wie ἄγορος : ἀγορά, βόλος : βολή, γόνος : γονή; auch in seinen Notes grecques. MSL 13, 56—64 behandelt derselbe Gelehrte hauptsächlich Fragen der Betonung (ἴδου, ἠέ-ἦε); die Betonung μήτηρ (statt μητήρ) erklärt J. P. Postgate, CR 1903, 56 aus dem Vok.; der Unterschied gegenüber πατήρ beruht darauf, daß der Vok. des Wortes für Mutter

häufiger gebraucht wurde als der des Wortes für Vater; daß bei Platon der Begriff der Quantität genannt werde, bestreitet A. N. Jannaris, Plato's testimony to quantity and accent. AJPh 23, 75—83. Hieher wohl auch *G. N. Hatzidakis, Περὶ τονικῶν μεταβολῶν. Ἀθηνᾶ 10, 18—32.

49. Zur Silbentrennung war auch eine Arbeit anzuführen, die freilich vom Standpunkte des Metrikers unternommen wurde und die neueren sprachlichen Theorien nicht kennt: A. von Meß, Zur Positionsdehnung vor muta cum liquida bei den attischen Dichtern. RhMPh 58, 270—93 (sie erweist sich als episches Element, schon Äschylos führt im allgemeinen streng die sog. correptio Attica durch). Vgl. auch *S. Ždanow, FO 17, 1. 18, 1 (s. IA 13, 177).

50. Vgl. auch *B. F. Harding, The strong and the weak inflection in Greek. Boston 1897.

51 f. F. Stolz, Zur Wortzusammensetzung. WSt 23, 312—4; *Neckel, Zur Zusammensetzung der Nomina im Griech. Progr. Friedland 1903 (vgl. MhSch 1904, 520).

54. *E. L. Green, Verbs compounded with prepositions in Aeschylus. PrAPhA 33; die Bedeutungen präpositionaler Zusammensetzungen untersucht in gewohnter tief eindringender Weise J. Wackernagel, Über Bedeutungsverschiebung in der Verbalkomposition. NGGW 1902, 737—57 (ausgehend von homer. ἐπεύχατο und προσέειξεν LXX erörtert W. eine Reihe von Beispielen, bei denen das Griech. stark vertreten ist, für die Erscheinung, daß „ein Verb durch Vorschub eines Präverbiums, dessen Begriff an sich schon oder durch Verwendung in gegensätzlichen Verben zum Begriff des betr. Verbs im Gegensatz steht, zum Ausdruck seines Gegenteils befähigt werden kann“, z. B. ἀποδεῖν „losbinden, ablösen“). — Von der sog. Tmesis handeln *G. Schilling, Die Tmesis bei Euripides. Progr. Glogau 1892, und H. d'Arbois de Jubainville, L'infixation du substantif et du pronom entre le préfixe et le verbe en grec archaique et en vieil irlandais. MSL 10, 283—9 (genaue Unterscheidung der verschiedenen Fälle). — Hier sei des Titels wegen auch genannt F. Solmsen, Zwei verdunkelte Zusammensetzungen mit ἀν = ἀνά. IF 13, 132—42. Die Arbeit handelt zwar nicht nur von den im Titel gemeinten ἀρριχᾶσθαι und ἀρρωδέω (ὀρρ.), sondern auch vom Wegfall von *s* (*z*) vor tönenden Lauten (αἴδομαι, στροῦθος) und deutet λοῖσθος aus *λοισιστος (got. lasiws).

55 ff. Vgl. noch *K. Schmidt, Beiträge zur griechischen Namenkunde. Progr. Elberfeld 1903; *Ch. W. Peppler, Comic terminations in Aristophanes and the comic fragments. I. Diminutives, characternames, patronymics. Diss. Baltimore 1903. — G. Frölich, Quatenus in nominibus hominum Doricorum propriis historici Graeci formis dialecticis usi vel Atticam dialectum secuti sint. 3 Progr. von Insterburg

1896/8 (Zusammenstellung der dorischen Personennamen, sowohl der in dialektgemäßer Form erscheinenden als der attizisierten, bei Herodot und Thuk., Xenoph. und Diodor unter Beiziehung der Inschriften und Berücksichtigung der Etymologie und der handschriftlichen Überlieferung).

62 ff. Vgl. noch *G. N. Hatzidakis, Περὶ τῶν ἐν ταῖς καταλήξεσιν ἀναλογιῶν. Ἀθῆνα 10, 3—13 (Umgestaltung von Flexionsendungen und Suffixen unter dem Einfluß der Analogie, IA 10, 115); Περὶ τοῦ σχηματισμοῦ τῶν ὀνομάτων εἰς -ις, -ιν. Ἀθηνᾶ 12, 285—303 (analogischer Einfluß der griech. Kurznamen und des Lateinischen, IA 13, 178); Φιλολογικαὶ συζητήσεις. ebd. 93—124 (über das Suffix -ιδεύς, IA 13, 178); *Gius. Ciardi-Dupré, Nota sui nomi greci in ΔΑΣ (ΔΗΣ). Firenze 1903 führt die Bildung nach K. F. W. Schmidt, BphW 1904. 1027—9 auf die von Haus aus adjektivischen weiblichen Namen auf -δ- zurück, während Schmidt a. a. O. an männliche Eigennamen auf -αδ-, -ιδ- anknüpfen will.

66 f. Vgl. auch A. Meillet MSL 11, 6 f.; J. P. Postgate CR 1903, 56.

70. *P. Warncke, Der Gebrauch des Dat. Pl. auf -εσσι bei Homer. Progr. Schrimm 1900.

73. Vgl. auch A. Ludwig, On the dual-forms ε ω αυ. S. Böhm. Ges. Wiss. 1903. Nr. IX (die Musterformen für die Duale auf -ω waren δύω und ἄμφω).

78 f. Über unaugmentierte Verbalformen handeln auch G. N. Hatzidakis Ἀθηνᾶ 14, 133—6 (s. IA 15, 62) und J. H. Wright, Ἐπισυναλοιφή in Sophocles. HSt 12, 151 ff. (s. IA 14, 6).

79 f. Vgl. auch A. Platt, Duals in Homer. JPh 23, 205—10 (Duale der Augmenttempora sind in der Regel unaugmentiert, ausgenommen wenn sie gnomisch gebraucht sind); vgl. zu letzterer Beobachtung auch A. Platt, The augment in Homer. JPh 19, 211—37 (p. 217: „the gnomic aorist in old Epic poetry takes the augment"; p. 227: „the augment is not a sign of past time in the aorist, it is added by preference to the gnomic aorist which refers to any time and to the perfect aorist").

Zu **90** f. *E. B. Clapp, Pindar's accusative constructions. TrAPhA 32, 16—42.

Zu **110** f. F. J. Hartmann, Untersuchungen über den Gebrauch der Modi in den Historien des Prokop. Progr. Regensburg 1903 (vgl. ByZ 13, 237; NphR 1904, 100 f.).

Zu **121** f. *P. Brandt, De particularum subiunctivarum apud Pindarum usu. Diss. Leipzig 1898; *E. L. Green, πὲρ in Thuc., Xenoph. and the Attic orators. PrAPhA 32, CXXXV—VIII.

Autorenregister.

Rezensionen sind nicht berücksichtigt.

Inhaltsübersicht.

Bericht über die Literatur zur Koine aus den Jahren 1898—1902.

Von

Stanislaus Witkowski

in Lemberg.

Vorbemerkungen.

Da die ungemein reiche Fülle des Materials es einem einzigen Berichterstatter unmöglich machte, das ganze Gebiet der griechischen Sprachwissenschaft zu umfassen, also die Entwickelung der Sprache von der ältesten erreichbaren Zeit bis mindestens 500 n. Chr. in allen ihren Teilen: Laut-, Formen-, Wortbildungslehre, Syntax usw. darzustellen, so war es notwendig, daß sich mehrere in die Arbeit teilten. Das Nächstliegende wäre nun gewesen, daß der eine etwa die Laut- und Formenlehre, ein anderer die Syntax usw. übernommen hätte. Wir haben einen anderen Weg eingeschlagen und versucht, den Gegenstand nicht nach den verschiedenen grammatischen Gebieten, sondern chronologisch unter uns zu teilen. Hierbei bot sich naturgemäß eine Einteilung in zwei Perioden: die Geschichte der griechischen Sprache vor und nach Alexander. Meiner Neigung entsprechend, wählte ich für meinen Teil die Epoche der Koine, während E. Schwyzer es übernahm, über die Sprachentwickelung vor Alexander zu berichten.

Die Geschichte der Koine reicht von Alexander d. Gr. bis etwa 500 n. Chr. Da der Stoff auch auf diesem engeren Gebiet reich ist, und es mir unmöglich war, meinen Bericht über den ganzen Zeitraum von acht Jahrhunderten auszudehnen, so mußte ein dritter Berichterstatter hinzugenommen werden.

Jeder von uns dreien wird nun innerhalb seiner Epoche über das ganze Gebiet der Grammatik berichten, somit Lautliches und Morphologisches, Syntaktisches und Lexikalisches usw. berücksichtigen. Das Bild der griechischen Sprachentwickelung wird dabei deutlicher gezeichnet werden können, als wenn einzelne grammatische Gebiete von verschiedenen Berichterstattern behandelt worden wären. Dies dürfte besonders bei der Koine der Fall sein. Derjenige, der sich nicht für einzelne Sprachperioden, sondern für einzelne Gebiete der Grammatik, etwa für die

Syntax, interessiert, wird sich das Nötige aus den drei Berichten leicht zusammenstellen können.

Bei der Koine handelte es sich zunächst darum, innerhalb dieser Epoche für die Darstellung einen Abgrenzungspunkt zu finden. Das war nicht leicht, denn die ganze Epoche bildet in sprachlicher Beziehung eine Einheit. Ich dachte anfangs daran, die untere Grenze für die erste Periode der Koine etwa um die Zeit der flavischen Dynastie anzusetzen, da die Sprache des Josephos mit der Sprache der älteren Koineliteratur eng zusammenhängt. Später gab ich jedoch diesen Gedanken auf, und zwar aus folgendem Grunde. In der Geschichte der Koine ist die Literatursprache von der Umgangssprache durch eine tiefere Kluft getrennt als in der attischen Periode. Faßt man nun die Literatursprache ins Auge, so macht hier die Zeit des Augustus einen Einschnitt. Die mächtige Strömung des Attizismus lenkt die Sprachentwickelung in andere Bahnen. Für die Geschichte der Koine ist jedoch nicht die Literatursprache, sondern die Umgangssprache die Hauptsache, denn diese ist lebendig, während die Literatursprache, welche mehr oder weniger auf die attischen Muster zurückgeht, nur insofern lebendig genannt werden kann, als sie von der Umgangssprache beeinflußt wird. Die Umgangssprache bleibt von der attizistischen Bewegung gelehrter Kreise fast gänzlich unberührt,*) sie geht ihre eigenen Wege und entwickelt sich durch die Wirkung der ihr innewohnenden Kräfte fort. Die Entwickelung der Umgangssprache weist nun innerhalb der Periode von Alexander bis etwa Justinian keinen markanten Scheidepunkt auf. Will man einen solchen durchaus haben, so empfiehlt sich die Zeit um Christi Geb. als Grenze, und zwar nicht nur aus praktischen Gründen, sondern zum Teile auch aus wissenschaftlichen. Die meisten vokalischen Neubildungen der Koine sind Ende des 1. Jhd. v. Chr. abgeschlossen. Auch für Thumb bildet jener Punkt einen Einschnitt in der Entwickelung der Koine. Ähnlich denkt W. Schmid W. f. k. Ph. 1899 Sp. 512. Der Einschnitt in der Entwickelung der Umgangssprache fällt demnach mit demjenigen in der Literatursprache zusammen. Mein Bericht umfaßt nun die frühere Hälfte dieser Periode, d. i. die drei letzten Jahrhunderte v. Chr. Die andere Hälfte reicht dann von Chr. Geb. bis etwa 500 n. Chr. Diese Einteilung hat freilich ihre Schattenseite: gerade aus den ersten Jahrhunderten n. Chr. besitzen wir wichtige Sprachdenkmäler der Umgangssprache in den Schriften des Neuen Testamentes und der ältesten christlichen Literatur. Man entschließt sich nur ungern, diese Schriften von der Septuaginta zu trennen,

*) Vgl. auch Thumb, Gr. Spr. S. 248: „Der Attizismus ist eine rein literarische Bewegung: er hat den Gang der lebenden Sprache nicht aufgehalten; denn der attische Dialekt ist schließlich ebenfalls untergegangen.“

mit der sie sprachlich zusammenhängen. Ich dachte anfangs daran, wenigstens das Neue Testament hinzuzunehmen, mußte aber schon mit Rücksicht auf die mir zur Verfügung stehende Zeit und die große Ausdehnung der neutestamentlichen Literatur diesen Gedanken aufgeben.

Bei einem Berichte über die Sprache ist man nicht selten in Verlegenheit, wo man die Grenze zwischen sprachlicher Erforschung einerseits, Textkritik und Exegese andererseits ziehen soll. Ich war in dieser Lage bei vielen Aufsätzen, welche über die Sprache der Schriftsteller, besonders aber bei solchen, welche über die Inschriften handeln. Von der die Exegese der Inschriften fördernden Literatur habe ich nur weniges herangezogen; anderes schien mir nicht in diesen Bericht zu gehören. Wie weit mir die richtige Abgrenzung des Stoffes geglückt ist, muß ich den Lesern zu beurteilen überlassen. Überflüssiges hoffe ich kaum zu bringen.

Ausgeschlossen habe ich Gesamtdarstellungen der griechischen Grammatik und größere Monographien, in denen der Koine keine besonderen Abschnitte gewidmet sind, z. B. Grammatiken von Brugmann (3. Aufl.) und Hirt, die neue Bearbeitung der Kuhnerschen Syntax von Gerth usw. In diesen Darstellungen findet die Koine wenig Berücksichtigung; der Grund liegt wohl hauptsächlich in dem Mangel an Monographien und an zusammenfassenden Bearbeitungen des Erkannten.

Manche Arbeiten waren mir trotz wiederholter Bemühungen unzugänglich oder sind mir zu spät erreichbar geworden. Solche Arbeiten sind durch einen Stern bezeichnet. Ich suchte ihren Inhalt mit Hilfe von mir bekannten Rezensionen zu charakterisieren. Hoffentlich wird man nichts Wesentliches vermissen. Eigenes zu bieten suchte ich in dem Kapitel „Wesen und Entstehung der Koine“, zum Teile auch in anderen Kapiteln.

Es bleibt mir noch übrig, denjenigen, welche mir durch Zusendung ihrer Arbeiten meine Aufgabe wesentlich erleichtert haben, meinen wärmsten Dank auszusprechen. Besonders dankbar war ich für einige Aufsätze, die in wenig zugänglichen Zeitschriften erschienen sind. Mein Dank gebührt vor allem den Herren: v. Wilamowitz-Moellendorff, Kretschmer, Thumb, W. Schmid, Deißmann, Schwyzer, Crönert, Viereck, Mahaffy, Grenfell, Hunt, Wilcken, A. Ludwich, Crusius. Ferner den Herren Verfassern von Arbeiten, die außerhalb meines Berichtes liegen, aber mit ihm eng zusammenhängen: Diels, Vahlen, Kvíčala, Büttner-Wobst, Hultsch und Theimer.

In der griechischen Sprachwissenschaft hat sich in neuerer Zeit insofern eine bedeutsame Veränderung vollzogen, als die Forschung, die sich früher mit einer gewissen Einseitigkeit auf die griechische Sprache vor Alexander beschränkte, in den letzten Jahren begonnen hat, auch

der späteren Gräzität ihr Interesse zuzuwenden. Daß man sich entschlossen hat, über den Zauberkreis der klassischen Schriftsteller hinauszugehen, hat wohl seinen Grund hauptsächlich in dem reichen Zuwachse neuen Stoffes in der Gestalt von Papyri und Inschriften. Dieser Zuwachs hat unser Urteil über die hellenistische Sprache auf eine ganz andere Basis gestellt. Ungefähr gleichzeitig haben die byzantinische Philologie und die neugriechische Grammatik einen großen Aufschwung genommen; dies beides erlaubt uns jetzt die Kontinuität der griechischen Sprachentwickelung vom Altertum durch das Mittelalter hindurch bis auf die Gegenwart zu verfolgen.

Über die Forschungen über die Koine in den Jahren 1896—1901 berichtet kurz, aber trefflich

A. Thumb, Arch. f. Pap. 2 (1903) S. 396—427.

Über die wichtigeren Erscheinungen der Koine berichten vom Standpunkte der biblischen Gräzität

*Kennedy, Recent research in the language of the N. Test., Expository Times 12 (1901) S. 341—345, 455—458, 557—561 (vgl. Thumb a. a. O.), und

Deißmann in der Theol. Rundsch. 1 (1898) und 5 (1902), s. unten.

Ich will meinen Bericht in zwei Hauptabschnitte einteilen. In dem ersten sollen die allgemeinen Fragen Erörterung finden; der zweite wird die Spezialarbeiten zur Sprache bringen.

I. Abschnitt.

Allgemeine Fragen.

Die Probleme und Aufgaben der Koineforschung skizziert das Buch

A. Thumb, Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus. Beiträge zur Geschichte und Beurteilung der Κοινή. Straßburg 1901.

Ich werde unten wiederholt Gelegenheit haben, auf den Inhalt dieses Buches genauer einzugehen, hier will ich mich darauf beschränken, es im allgemeinen zu charakterisieren.

Es enthält folgende Kapitel:

I. Begriff und Umfang der Κοινή. Allgemeine methodische Fragen. II. Der Untergang der alten Dialekte. III. Die Reste der alten Dialekte in der Κοινή. IV. Der Einfluß nichtgriechischer Völker auf die Entwickelung der hellenistischen Sprache. V. Dialektische Differenzierung der Κοινή. Die Stellung der biblischen Gräzität. VI. Ursprung und Wesen der Κοινή. — Ein grammatisches Register, ferner ein ge-

naues Wortregister, in welchem die alt- und die neugriechischen Wörter gesondert vorgeführt werden, beschließen das Buch.

Th.s Buch ist eine vorzügliche Einführung in das Studium der Koine. Ein solches Buch tat uns wirklich not. Auf diesem Gebiete steckt die Forschung noch in den Anfängen. Es gab hier alte, eingewurzelte Vorurteile, die leicht irreführen konnten (z. B. über die biblische Gräzität), manche Frage mußte erst gestellt werden, in bezug auf die Methode herrschte vielfach Unsicherheit. Th.s Buch ebnet die Wege. Es gehörte Mut dazu, eine Einführung in die Koine zu schreiben. Die Zeit zur Zusammenfassung war noch nicht gekommen, das Material war meistens noch unbearbeitet. Th. hat diesen Mut gehabt, und je größer die Schwierigkeiten waren, die er zu überwinden hatte, desto größer ist sein Verdienst. Sein Buch reinigte die Luft. Th.s Verdienst liegt vor allem darin, daß er viele Probleme zum erstenmal gestellt hat, und es gibt darunter recht schwierige (ich erinnere an die Frage nach der Differenzierung der Koine). Das Quellenmaterial hat er zwar nicht selbständig durchgearbeitet — deshalb findet man auch bei ihm verhältnismäßig wenige neue Tatsachen —, trotzdem ist das Buch sehr nützlich. Th. weist an vielen Stellen auf Aufgaben hin, die der Bearbeitung bedürfen. Ein solches Buch zu schreiben, war Th. mehr als ein anderer berufen, denn einerseits gehört er zu den vorzüglichsten Kennern des Neugriechischen und neugriechischer Dialekte, und andererseits ist er mit der Koineforschung wie wenige vertraut.

Die Wichtigkeit des Neugriechischen für die Koinestudien wird heute allgemein anerkannt, und mit vollem Recht, denn in dem Neugriechischen haben wir das Endergebnis der Entwickelung, in der die Koine das Mittelglied darstellt. Das Neugriechische erlaubt uns, auf manche die Koine betreffende Hypothese gleichsam die Probe zu machen. Man muß hier aber vorsichtig vorgehen. Es werden oft aus dem Neugriechischen Rückschlüsse auf die Koine gemacht, indem man aus neugriechischen Formen Koineformen erschließt. Dabei geht man m. E. mitunter zu weit. Manche Erscheinung des Neugriechischen kann doch ihre Keime nicht in der Koine, sondern erst im Byzantinischen haben. Die byzantinische Umgangssprache kennen wir aber nur sehr ungenau. Es genügt nicht, daß eine Form sowohl in den Papyri und den späteren Inschriften als auch im Neugriechischen begegnet, um die neugriechische für eine direkte Fortsetzung der gemeingriechischen zu erklären. Dies kann nur dann geschehen, wenn die betreffende Form mittels der mittelalterlichen Sprachdenkmäler auch für das Mittelalter nachgewiesen wird; sonst kann man immer annehmen, daß sich eine solche Erscheinung unabhängig sowohl in alter als in neuer Zeit entwickelt hat. Hatzidakis, der darüber sehr umsichtig urteilt (Gött.

gel. Anz. 1899. S. 506 ff.), erweist an Beispielen, daß Wörter, die im 19. Jhd. aus der Schriftsprache in die Umgangssprache eingedrungen sind, gerade solche Veränderungen erlitten haben wie in der Koine; so findet man sowohl in den Papyri als im Neugriechischen ὑπερέτης, ὑπερεσία, trotzdem diese Wörter im Neugriechischen erst seit dem Befreiungskriege wieder bekannt geworden sind. Wenn wir παραδίδουμε in einem Papyrus und heute auf Kerkyra treffen, so kann neugriechisch δίδουμε von δίδουν gebildet worden sein. So begegnet οὑπέρ (= ὑπέρ) nur in der Koine, ist aber heutzutage unbekannt; umgekehrt gehört χρουφά (= χρύφα) nur der Neuzeit an, kommt aber in der Koine nicht vor. Wenn man ferner sieht, daß zahlreiche sehr charakteristische Erscheinungen der Koine im Neugriechischen nicht fortleben, so wird man noch mehr zur Vorsicht gemahnt.

Th.s Buch, um zu ihm zurückzukehren, zeichnet sich durch ausgezeichete Methode und treffliche sprachwissenschaftliche Schulung, durch große Umsicht im Urteil und lichtvolle Darstellung aus. — Es hat natürlich auch seine Mängel, die es mit den meisten neueren Arbeiten auf dem Gebiete der Koine teilt. Sie betreffen die spezifische Methode der Koineforschung. Die Koine ist eine ganz eigenartige sprachliche Schöpfung; ihre Untersuchung bedingt auch eine eigenartige Methode, und da die Koineforschung erst in den Anfängen steckt, so ist auch ihre Methode noch vielfach mangelhaft. Unsere Inschriften und Papyri, besonders aber die letzteren, enthalten nicht eine einheitliche Sprache, sondern eigentlich eine Mehrheit von Sprachen; nicht nur unterscheiden sich die öffentlichen Urkunden von den privaten, sondern wichtige Unterschiede sind auch durch den Bildungsgrad des Schreibenden gegeben. Das weiß man zwar, aber in der Praxis wird darauf zu wenig Rücksicht genommen. Es werden oft in eine Reihe Erscheinungen der Laut- oder Formenlehre gestellt, welche nicht einer und derselben, sondern verschiedenen Sprachschichten angehören.*) Und doch ist vor allem bei der Lautlehre Berücksichtigung des Bildungsniveaus ganz besonders wichtig. Lautveränderungen, die wir in dem Schreiben eines Mannes aus dem Volke finden, kommen in der Sprache der Gebildeten vielleicht erst Jahrhunderte später oder gar nicht vor. Besonders gut kann man das heute in Städten mit gemischter Bevölke-

*) In wünschenswerter Weise werden diese Unterschiede von Crönert in dessen Quaestiones Herculanenses berücksichtigt. Hier erfährt man bei jeder einzelnen Lautform, ob sie in einem korrekt oder nachlässig geschriebenen Papyrus steht. Dies sollte in jeder Arbeit über die Sprache der Inschriften und Papyri, besonders aber der letzteren, geschehen. — Die Notwendigkeit der Scheidung zwischen verschiedenen Klassen der Papyri betont Thumb, Arch. f. Pap. 2 S. 398.

rung beobachten. In Lemberg z. B., wo das Ruthenische auf die Sprache der Polen einen Einfluß ausübt, gebraucht die niedere Bevölkerung viele Jargonformen, die in rein polnische Gebiete oder in die Sprache der Gebildeten in Lemberg nie Eingang finden werden. Diese Bildungsunterschiede darf man bei den hellenistischen Urkunden nie aus dem Auge lassen, will man nicht in den Schlüssen fehlgehen.

Erleichtert wird die Scheidung der Papyri nach ihrer Herkunft durch die von Wilcken in dem Arch. f. Pap. (Bd. 1) gegebene Zusammenstellung der Papyri nach sachlichen (und chronologischen) Gesichtspunkten.

Verwandt mit diesem methodischen Mangel ist ein anderer, der in der Koineforschung ebenfalls oft wiederkehrt. Ich meine die Nichtberücksichtigung oder ungenügende Berücksichtigung der Nationalität des Schreibers. Schon Hatzidakis hat davor gewarnt, Barbarismen mit echt griechischen Formen zusammenzubringen (Einleit. in d. ngr. Gramm. S. 17 und 278. G. g. A. 1899 S. 510). Kretschmer scheidet mit Recht aus der Koine diese nichtgriechischen Bestandteile (neben den durch mangelhafte Kenntnis der Schriftsprache verursachten Schnitzern von seiten Ungebildeter) aus (Entst. d. Koine S. 4 f.). Ganz nachdrücklich warnt vor hastiger Benutzung „plebejischer Urkunden“ v. Wilamowitz (G. g. A. 1901 S. 40—42). „Wenn man immer wieder hört, daß in Ägypten αι zu ε, οι zu υ schon im 2. Jhd. v. Chr. geworden wäre, in Athen erst drei Jahrhunderte später, so ist dabei dem verschiedenen Beweismateriale nicht Rechnung getragen.“ Diese Kritik muß sich auch auf die Ausführungen in meinem Prodromus grammaticae papyrorum (S. 4 f.) beziehen. Ich war mir dort der Bedeutung des sozialen und des nationalen Momentes wohl bewußt (vgl. meine Worte: „Nonnulli quidem soni eodem tempore in papyris, quo in Atticorum titulis immutati inveniuntur, alios tamen multo ante in sermone communi, saltem in sermone Aegyptiorum, immutatos videmus quam ex titulis id nobis conicere licet“), habe aber bei der darauf folgenden Formulierung von Parallelen zwischen Ägypten und Attika diesen Gesichtspunkt nicht scharf genug betont. Thumb bemerkt zwar mit Recht: „Das Radebrechen eines Fremden beweist nichts für den Charakter einer Sprache“ (S. 124), ähnlich S. 154: „Soweit Römer selbst solche Übersetzungsfehler machten . . . ., beweisen sie überhaupt nichts gegen die grammatische Reinheit der Κοινή“ und S. 174: „Von der ägyptischen Κοινή ist wohl zu scheiden das Griechisch der nicht hellenisierten Ägypter; die Grenze wird freilich nicht immer scharf zu ziehen sein.“ In der Beurteilung von sprachlichen Tatsachen scheint er mir jedoch diesen Gesichtspunkt nicht immer scharf genug im Auge zu haben.*)

*) Hatzidakis scheint mir andererseits in der Annahme von Barbarismen zu weit zu gehen.

Ein dritter methodischer Mangel, dem man in den Arbeiten über die Koine oft begegnet, liegt darin, daß man zu wenig mit Verschreibungen rechnet. Jede, noch so unmögliche Form wird als eine vom Schreiber mit Bewußtsein gebrauchte angesehen und zu Schlußfolgerungen verwendet. Auch davor warnt v. Wilamowitz: „Bei dem Schreiben ist vollends nicht zu vergessen, daß die Leute Buchstaben auslassen und vertauschen“ (G. g. A. 1901, S. 40). Nachdrücklich betont diesen Punkt K. Dieterich in der Besprechung des II. Teiles der Mayserschen Grammatik (B. Z. 1901).

Ich verweise ferner auf die Worte F. Solmsens, welche Verschreibungen auf Vasen betreffen: „Schon auf den Steininschriften begegnen nicht ganz selten Versehen der Steinmetzen: um wie viel häufiger müssen Fehler auf den Vaseninschriften sein bei der viel größeren Flüchtigkeit, mit der sie im Vergleich zu jenen im großen und ganzen hergestellt sind! Der würde sich schwer betrügen, der alle Schreibungen, die sich auf ihnen finden, für bare Münze nehmen wollte“ (I. F. 8, 1898 Anz. S. 64). Was Solmsen über Vaseninschriften sagt, läßt sich mit demselben, wo nicht mit größerem Rechte über die Papyri sagen. Auch Deißmann warnt (G. g. A. 1898, S. 124): „Man wird doch auch die offenbaren Fehler eines von irgend einem Soldaten geschriebenen Papyrusbriefes nicht in den Paragraphen einer grammatica papyrorum registrieren.“ Erwähnen in einer Grammatik wird man sie auf jeden Fall, denn die Erfahrung lehrt, daß darüber, ob eine Form auf Verschreibung beruht, das Urteil häufig schwankt, aber man wird sie am besten in einer besonderen Rubrik behandeln.

Dies sind die drei methodischen Mängel, die dem Buche Th.s hie und da anhaften, er teilt sie jedoch, wie gesagt, mit den meisten Arbeitern auf diesem Gebiete, und sie sind in dem Anfangsstadium der Forschung wohl unausbleiblich.

Da ich hier einmal bei der Erörterung von methodischen Fragen bin, so will ich noch einen Punkt berühren, der mit den oben besprochenen im Zusammenhang steht. Wenn man in den Papyri und Inschriften verschiedene Sprachschichten vor sich hat, was ist dann für normal zu halten? Wann darf man sagen: diese oder jene, sei es lautliche, sei es morphologische, Veränderung ist in der Sprache abgeschlossen? Hier wird man wohl mit Wilamowitz antworten: Man muß fragen, was die Schule lehrte, wann der Schulmeister, der Redner, der Schauspieler begonnen hat, dem Lautwandel zu folgen (G. g. A. 1901, S. 41). Begegnen uns gewisse lautliche Veränderungen in orthographisch und sprachlich korrekten Urkunden, und zwar nicht sporadisch, sondern häufig, dann ist man im allgemeinen berechtigt, den Prozeß in der Sprache für abgeschlossen zu halten. Dann sind es keine „Fehler“

mehr, dann ist es schnlmäßige Orthographie. Findet sich aber eine lautliche oder flexivische Form in einer barbarischen Urkunde, dann ist sie noch gar nicht dem gleichzeitigen Griechisch zuzuschreiben. Es wäre interessant, zu untersuchen, ob und inwiefern der Attizismus auf die Schrift und die Aussprache eingewirkt hat.

1. Name, Grenzen und Begriff der Koine.

Die Geschichte der griechischen Sprache zerfällt in zwei große Perioden. Die erste ist die der dialektischen Sonderung; sie dauert bis zu Alexander d. Gr. In dieser Periode gab es keine griechische Sprache; es gab nur griechische Dialekte: Attisch, Böotisch, Lesbisch usw. Die zweite Periode ist die der Spracheinheit, der Gemeinsprache. Erst von dieser zweiten Periode ab kann von einer griechischen Sprache die Rede sein. Das Griechische wird zur Weltsprache, zur ersten Weltsprache, welche die Geschichte kennt. Diese griechische Weltsprache nennt man Koine. Nicht von allen wird aber unter diesem Namen dasselbe Ding verstanden.

Was zunächst die Grenzen der Koine anlangt, so hat den Begriff am weitesten E. Schweizer (Schwyzer) gefaßt. In seiner Gramm. d. perg. Inschriften 1898 (S. 19 f.) hat er die Koine als „die gesamte schriftliche und mündliche Entwickelung des Griechischen . . . seit ungefähr 300 v. Chr.“ definiert. „Nach unten gibt es keine Grenze: die byzantinische wie die moderne griechische Sprachentwickelung sind Teile der gemeingriechischen.“ Daß Schweizer mit der Grenze nach unten zu weit geht, hat Thumb gezeigt (S. 6 ff.). Dieser wies darauf hin, daß nicht nur praktische, sondern auch wissenschaftliche Gründe gegen eine solche Ausdehnung des Begriffes ‘Koine’ sprechen. Um das Jahr 500 n. Chr. ist nämlich die Umgestaltung des Lautsystems (Quantitätsausgleichung, Monophthongierung, Itazismus) im wesentlichen abgeschlossen. Sie bildet die Grundlage, auf welcher sich neugriechische Dialekte herausbilden. Schweizer hat später seine frühere Auffassung aufgegeben (N. Jb. 1901, S. 235). Allgemein geht man heute mit der Grenze nach unten bis zum Ausgang des Altertums, bis etwa 500 n. Chr. (Schwyzer a. a. O., Thumb S. 7.) Um diese Zeit läßt man das Neugriechische beginnen. Letzteres teilt man gewöhnlich in Mittel- und Neugiechisch ein. Andere lassen um 500 n. Chr. zuerst das Mittel- und erst später das Neugriechische beginnen. Diese Grenze nach unten ist natürlich fließend.*) Ähnliches gilt auch von der Grenze nach oben;

*) Manche ziehen 600 vor (Hatzidakis: 500 oder 600 S. 170 f.: 600 K. Dieterich S. XVI und Deißmann, Realencykl. f. protest. Theol. VII, S. 630).

auch diese ist fließend. Hatzidakis und Thumb (S. 7) beginnen die Koine mit Alexander d. Gr., andere ziehen das Jahr 300 vor (Schweizer S. 19. Deißmann a. a. O.). Letzteres Datum empfiehlt sich als runde Zahl.

Wenn es sich darum handelt, die lange Sprachperiode der Koine in Abschnitte zu zerlegen, so dürfte eine Zweiteilung angezeigt sein: die vorchristliche und die christliche Periode. In den Vorbemerkungen habe ich diese Einteilung bereits zu begründen gesucht; sie wird auch vertreten von Thumb (S. 9 f.).

Die Sprache dieser Periode nennt man gewöhnlich Koine. Daneben gibt es auch andere Namen: die griechische Gemeinsprache, die griechische Weltsprache, Spätgriechisch, hellenistisches Griechisch.

Wie überall, so unterscheidet man auch hier die Schriftsprache und die gleichzeitig gesprochene Umgangssprache. Die Schriftsprache ist uns erhalten in den Werken der Schriftsteller, die lebendige Umgangssprache muß erschlossen werden. Dazu besitzen wir hauptsächlich zwei Mittel: erstens Privaturkunden, wie sie uns die Inschriften und die Papyri, auch die Ostraka, bieten, ferner volkstümliche Literatur, für uns vertreten durch die Septuaginta, in der Kaiserzeit durch das Neue Testament und die sich daran anschließenden altchristlichen Schriften; zweitens die heutige neugriechische Volkssprache, nachdem es durch Hatzidakis erwiesen ist, daß die neugriechische Volkssprache auf die Umgangssprache der antiken Koine zurückgeht.

Die älteren Forscher haben nun bei Koine meist nur an die hellenistische Schriftsprache gedacht, weil nur diese direkt erhalten ist. So gebraucht den Namen Krumbacher (Sb. d. bayr. Ak. 1886, S. 435, zuletzt Byz. Lit.-Gesch.[2] S. 789); ähnlich Jannaris in seiner Hist. greek grammar (1897). (Über die nahe verwandte Ansicht Wendlands s. unt.). Krumbacher hat dieser Koine, d. h. der hellenistischen Schriftsprache, die Umgangssprache gegenübergestellt, die er „Vulgärgriechisch“, auch „Volksgriechisch“ nennt. Andere dagegen verstehen unter dem Namen Koine die gesamte schriftliche und mündliche Sprachentwickelung der hellenistischen Zeit (Hatzidakis in verschiedenen Arbeiten, Schweizer Perg. Inschr. S. 19, Deißmann Realenc. S. 630, Thumb S. 7 f., auch Kretschmer D. L. Z. 1901 Sp. 1049 f., der den Namen Koine in erster Reihe der mündlichen Umgangssprache zuweist, aber auch die Schriftsprache nicht ausschließen will). Diese letztere Ansicht, wonach also unter der Koine sowohl die Schrift-, als auch die Umgangssprache zu verstehen ist, scheint mir die richtigere zu sein.

Wie bereits oben hervorgehoben, ist die Koine durchaus nicht einheitlich. Sie umfaßt die Sprache der geborenen Griechen, die

griechische Sprache der Makedonier, ferner das Griechische radebrechender Barbaren. Kretschmer unterscheidet in ihr 4 Sprachtypen: 1. die Literatursprache, 2. die Sprache der volkstümlichen Literatur (die Septuaginta, das Neue Testament und die sich daran anschließende altchristliche Literatur), 3. die Kanzleisprache, 4. die Sprache privater Aufzeichnungen. Halten wir an der Einteilung in Schrift- und Umgangssprache fest, so werden sich die Typen 1. und 3. im großen und ganzen unter Schrift-, 2. und 4. unter Umgangssprache zusammenfassen lassen, wie das in bezug auf die letztere Gruppe Kretschmer selbst ausspricht (S. 4). Sowohl in der Schrift-, als auch in der Umgangssprache gibt es aber zahlreiche Nuancen.

Überhaupt tragen die Koine-Denkmäler einen Mischcharakter (Thumb S. 12 ff., W. Schmid W. f. k. Ph. 1901 Sp. 561 f.). Die Sprache der Schriftsteller beruht auf einem Kompromisse zwischen der lebendigen Umgangssprache der hellenistischen Zeit und der Sprache attischer Muster. Unter den Inschriften und Papyri sind öffentliche und private, auch halbprivate Urkunden (Bittschriften und Eingaben an Behörden) zu unterscheiden. Die Schriftsprache übt besonders auf die öffentlichen Urkunden einen Einfluß aus.

Dieser wenig einheitliche Charakter der Koine war für P. Wendland der Anlaß, die Berechtigung des Namens κοινή überhaupt in Frage zu stellen (Byz. Zeitsch. 11, 1902, S. 184 f.). Seine Gründe sind indes nicht stichhaltig. Der Einwand, daß die Grenzen der Koine nach oben und unten fließend sind, daß innerhalb dieser Periode sich die Sprache in beständigem Flusse befindet, daß sie auch in einem Zeitalter eine Fülle individueller und lokaler Differenzen aufweist, besagt nichts, denn er kann ebensogut gegen jede andere Sprachperiode und überhaupt gegen jede Sprache erhoben werden. Ebensowenig beweisend ist der andere Einwand, daß man vor dem 5. Jhd. n. Chr. von einem charakteristischen gemeinsamen Merkmale des neuen Lautsystems nicht reden kann. Mögen auch die lokalen Differenzen bedeutend sein, was indes nicht der Fall ist, so sind doch die Richtungen der lautlichen Entwickelung und ihr allgemeiner Charakter (z. B. Quantitätsausgleichung und exspiratorischer Akzent, Monophthongierung, Itazismus) überall dieselben. Aus demselben Grunde kann man Wendland nicht zustimmen, wenn er den Namen Koine im besten Fall auf die „Umgangssprache der Gebildeten“ beschränkt wissen will.

Den Namen κοινή in eigentlichem Sinne behält Wendland für das dem Attizismus vorausliegende hellenistische Griechisch bei; er nennt es „literarische Koine“. Im wesentlichen trifft er also mit der oben dargelegten Ansicht Krumbachers zusammen, die ich ablehnen zu müssen geglaubt habe. Dagegen enthält die genannte Rezension Wendlands

andere sehr beachtenswerte Gedanken.*) So die Bemerkung über den Charakter der Kanzleisprache: „In der Kanzleisprache bildet die starre Tradition ein starkes Gegengewicht gegen den Einfluß der lebendigen Sprache,“ ferner die Betonung der Tatsache, daß auch die volkstümliche Literatur der Koine von dem Einfluß der literarischen Tradition nicht frei geblieben ist und daß sie sich infolge dieses Einflusses vielfach über das Niveau der gesprochenen Rede erhebt. „Lukas prägt seine evangelische Vorlage genau so ins Attizistische um, wie es oft Philo und Josephus in ihren Bibelparaphrasen tun“ (S. 186). Ganz besonders wichtig ist die Forderung, die er an die Koineforschung stellt: „Nur eine Analyse der Sprache, bei der literarhistorische, stilistische und sprachgeschichtliche Forschung sich durchdringen, kann zu einem vollen Verständnis führen.“ Jede von einseitigem Gesichtspunkte aus unternommene Forschung muß bei der Koine notwendigerweise zu falschen Ergebnissen führen, da die Fragen hier ungemein kompliziert sind und nur durch zusammenhängende geschichtliche Untersuchung gelöst werden können.

Es fragt sich nun: welche Elemente in der Sprache eines hellenistischen Schriftstellers gehören der lebendigen Umgangssprache an, d. h. sind nicht totes Gut aus älterer Zeit? Diese Frage wurde bisher von der Forschung kaum gestellt, geschweige denn beantwortet. Soweit es sich heute sagen läßt, sind solche Elemente dann als Koineformen oder Koinewörter zu betrachten, wenn sie in der neugriechischen Volkssprache wiederkehren. Ähnlich wird man urteilen, wenn ein Element der Schriftsprache in reinen Quellen der Umgangssprache vorkommt, also in solchen Papyri und Inschriften, welche die Sprache des täglichen Lebens darstellen, in der Septuaginta oder im Neuen Testament. Hier ist aber Vorsicht am Platze, denn auch diese Quellen sind nicht frei von jedem Einfluß der Schriftsprache zu denken.

*) Unverständlich ist mir nur der Unterschied, den Wendland (S. 185) zwischen der belletristischen, historischen, rhetorischen und der übrigen hellenistischen Literatur macht. „Es geht nicht an,“ sagt er, „die jüdischen und christlichen Schriften für die gesprochene Vulgärsprache zu reklamieren, die übrige hellenistische Literatur sprachlich als eine Mischung der älteren attischen Literatur und der Umgangssprache anzusehen. Es hat doch neben Schriften in studierter Schulsprache eine große belletristische, historische, rhetorische Literatur vor dem Attizismus gegeben, die, so sehr sie sich rhetorisch und stilistisch über die Umgangssprache erhob, auch im Strome der lebendigen Sprachentwickelung sich bewegte und auf diese stark einwirkte.“ Diese letztere Literatur, die belletristische, historische und rhetorische, ist doch sprachlich nichts anderes als eine Mischung der älteren attischen Literatur- und der Umgangssprache!

Mehr erörtert wurde die andere Frage (Thumb S. 17 ff.): lassen sich nicht umgekehrt aus dem Neugriechischen Koineformen erschließen? Diese Frage kann bejaht werden. Thumb formuliert (S. 18) hierfür folgendes Kriterium: „Wo das Neue Testament und das Neugriechische übereinstimmen, dürfen wir unbedenklich von Κοινή-Formen sprechen:“ „Was für das Neue Testament gilt, findet Anwendung auf alle Arten von Quellen der Κοινή.“ Mit anderen Worten: Wo das Neugriechische mit unseren Quellen der Umgangskoine übereinstimmt, haben wir mit Koineformen und -wörtern zu tun.

Bei dieser Rekonstruktion von Koineformen aus dem Neugriechischen geht man aber noch weiter. Man versucht auf diesem Wege Koineformen auch dann zu erschließen, wenn sie in unseren Koinequellen keine Bestätigung finden. Bei einer grammatischen oder lexikalischen Erscheinung, die über das ganze neugriechische Sprachgebiet hin verbreitet ist, darf man nach Thumb (S. 24) dann altgriechischen Ursprung annehmen, wenn ihre allmähliche Verbreitung in jüngerer Zeit unwahrscheinlich ist — etwa deswegen, weil in neugriechischer Zeit die Sprachentwickelung andere Wege gegangen ist. Die Methode ist nach ihm am sichersten in denjenigen Fällen, wo die verschiedensten neugriechischen Dialekte verschiedene Formen aufweisen, die als Nachkommen einer erschließbaren älteren Grundform betrachtet werden können: dann darf die Grundform ohne Bedenken in die altgriechische Κοινή verlegt werden. Mitunter kann aber ein einziger neugriechischer Dialekt entscheidend sein.

Vor dem Übereifer, in den neugriechischen Sprachformen überall einen altgriechischen Keim zu vermuten, warnt Thumb mit Recht; obwohl die diesbezügliche Literatur noch ganz jung ist, so ist doch in ihr in dieser Beziehung schon gesündigt worden. Thumb betont, daß selbst in diesen Fällen, wo eine Erscheinung im Hellenistischen und im Neugriechischen belegt werden kann, eine Übereinstimmung den inneren Zusammenhang noch nicht erweist. Eine hellenistische Form kann eine ganz isolierte, singuläre Erscheinung sein, die in der Koine keine Verbreitung hatte. Die ganze Frage bedarf noch eingehender Untersuchung.

2. Der Untergang der altgriechischen Dialekte.

Die neugriechische Volkssprache ist aus der Koine entstanden. Dies gilt auch von allen neugriechischen Dialekten außer dem Zakonischen, einem am Ostabhange des Parnon in Lakonien gesprochenen Dialekte, welcher direkt auf den altlakonischen Dialekt zurückgeht. Dieser Ursprung des Neugriechischen ist von Hatzidakis erwiesen und steht heute unerschütterlich fest (vgl. z. B. Kretschmer, Entst. d. Koine

S. 4, W. Schmid, W. f. k. Ph. 1901 Sp. 561).*) Die Entstehung des Neugriechischen aus der Koine setzt voraus, daß zur Zeit dieser Entstehung neben der Koine die alten Dialekte nicht mehr existierten. Es fragt sich nun, in welche Zeit der Untergang der Dialekte zu setzen ist. Um 1000 n. Chr. ist das Neugriechische bereits dialektisch differenziert. Nach Thumbs Urteil beginnt diese Differenzierung bereits um 500 n. Chr. Damals wären also die alten Dialekte bereits ausgerottet; sonst müßten wir eine deutlichere Nachwirkung derselben in neugriechischen Dialekten erwarten. Das Jahr 500 ist aber nur ein Terminus ante quem; der Untergang kann ja bedeutend früher erfolgt sein. In der Frage, wann er tatsächlich erfolgt ist, ist eine Übereinstimmung noch nicht erzielt. Die Ansichten divergieren hier ziemlich bedeutend. Während Schwyzer annimmt, daß der ionische und der äolische Dialekt bereits zu Crassus' Zeit erloschen waren (in der Besprechung des Thumbschen Buches, N. Jb. 1901, Sp. 244),**) verlegt W. Schmid den Untergang der Dialekte erst in die Mitte des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung (in der Besprechung desselben Buches, W. f. k. Ph. 1901, Sp. 564). Eine vermittelnde Stellung nimmt Thumb ein (Gr. Spr. S 28 ff.); nach ihm sind die alten Dialekte im 1.—2. Jhd. n. Chr. erloschen. Dies sucht Thumb eingehend zu begründen; ich will hier seine Argumente vorführen. Thumb beruft sich zunächst auf Zeugnisse der Alten. So bezeugt Sueton (Tib. c. 56) das Bestehen des rhodischen Dialektes für das 1. Jhd. n. Chr., Pausanias (IV 27, 11) dasjenige des messenischen für das 2. Jhd. n. Chr. Gerade die Hervorhebung dieser Tatsache beweist nach Thumb, daß die Dialekte zu jener Zeit im allgemeinen erloschen waren. Ich bedaure, auf diese Stellen hier nicht näher eingehen zu können; ich muß mich auf die Bemerkung beschränken, daß mir Thumbs Schlußfolgerung nicht notwendig scheint. — Einen zweiten Beweisgrund sieht Thumb nach dem Vorgange von Hatzidakis (Einleitung S. 167) in der Tatsache, daß im 1. und 2. Jhd. n. Chr. archaisierende Versuche gemacht werden, den ionischen und dorischen Dialekt in die Literatur wieder einzuführen, und daß bei diesen Versuchen dialektische Fehler begangen werden. Daraus folge, daß die Dialekte damals nicht mehr gesprochen wurden. Schweizer hat diese Schlußfolgerung angefochten (Perg. Inschr. S. 26); die Verfasser jener Schriften hätten die Dialekte weder als Mutter-

*) Als ein Kuriosum notiere ich, daß Franz Krček (in der polnischen Monatsschrift Muzeum 1901, S. 177) diese Tatsache leugnet.

**) In seiner Gramm. d. perg. Inschr. S. 26 spricht Schw. allerdings die Ansicht aus, daß die Dialekte zum Teil wenigstens bis in die spätere Kaiserzeit hinein fortlebten. Er scheint also für die Kaiserzeit nur das Fortbestehen des attischen sowie der dorischen Dialekte anzunehmen.

sprache gesprochen, noch an Ort und Stelle dialektologische Studien gemacht: sie schöpften ihre Kenntnisse aus Büchern. Ich stimme Schweizer vollkommen bei.*)

In der Reihe der alten Zeugnisse über das Schwinden der Dialekte führt Thumb (S. 31) Philostratos vita soph. I 529 an, wo von einem Byzantier das δωριάζειν hervorgehoben wird. Dieses Wort übersetzt W. Schmid 'dorisch reden', Thumb 'die dorische Mundart nachmachen, affektieren'. Dio von Prusa (1. Jhd. n. Chr.) spricht von einer Frau in Elis, die dorisch redete. Der Sophist Aristeides tadelt jene, welche sich ihrer alten Mundart schämen; nach Thumb spricht auch dies dafür, daß die Mundarten damals nur noch in kümmerlichen Resten lebten. Auf die letzte Stelle ist m. E. wenig zu geben. Diejenigen, die vom Lande in die Stadt kommen und sich in ihr ansiedeln, pflegen sich ihres Dialektes zu schämen und die Sprache ihres neuen Milieus anzunehmen. Neben den von Thumb angeführten scheint mir noch erwähnenswert die Stelle bei demselben Aristeides or. 44, 843 Dind., wo lobend hervorgehoben wird, daß sich in Rhodos lauter echt dorische Namen finden. (Vgl. W. Schmid, Griech. Renaissance S. 46.) Für unsere Frage beweist sie freilich wenig, weil Eigennamen fortzuleben pflegen, auch wenn die Sprache, welcher sie angehören, längst verschwunden ist.

Vom 3. Jhd. an fehlen äußere Zeugnisse für das Fortleben der alten Dialekte.

Neben den alten Zeugen und den archaisierenden dialektischen Schriften ist für Thumb ein wichtiges Zeugnis das Verhalten der Dialektinschriften. Sie verstummen über das 3. Jhd. n. Chr. hinaus,

*) Ich mache hier auf die Ausführungen Thumbs (Griech. Spr. S. 30 f.) über die dialektischen Texte der alten Klassiker aufmerksam. In den lakonischen Inschriften kommt σ statt ϑ sowie der Rhotazismus im Auslaut nicht vor dem 2. oder 1. Jhd. v. Chr. vor; daraus folgt, daß in den Texten alter Schriftsteller wie Alkman, Aristophanes oder Thukydides diese Orthographie erst von den Grammatikern hellenistischer Zeit eingeführt worden ist. Über den Dialekt der Böoterin Korinna vgl. Thumb S. 31 und Wilamowitz Abh. d. Gött. Ges. N. F. IV S. 11 f. — Offene Genetive auf -έων bei attischen Prosaikern (τειχέων usw. bei Xenophon) hält Kretschmer (Entst. d. Koine S. 22) für Eindringlinge aus der Koine. βορρᾶς und μυχός im Attischen sind nach Thumb (S. 56) Dorismen (anders, aber m. E. schwerlich richtig, über μυχός W. Schmid W. f. k. Ph. 1901, Sp. 601); σύν erklärt Thumb, allerdings zurückhaltend, ebenfalls für ein Lehnwort. ἕνεκεν, ὑπέρ c. gen. in der Bedeutung 'in betreff', διά c. acc. = ἕνεκα, der verschiedene Gebrauch des Artikels bei Völkernamen, sind ionisch (Thumb S. 57).

nachdem schon vorher der Einfluß der Koine sowohl in der Zunahme der Koineinschriften wie der Koineformen in Dialekttexten sich immer deutlicher bemerkbar gemacht hat. Hatzidakis, Psichari, Pernot und Thumb (s. I. F. 6 Anz. 223 f.) schließen nun aus dieser Tatsache, daß dieser in den Inschriften sich abspielende Vorgang das allmähliche Absterben der Dialekte widerspiegle. Die Berechtigung dieser Schlußfolgerung ist von mehreren bestritten worden, so von G. Meyer, Oikonomides, Schwyzer (s. Thumb S. 33), R. Meister (B. ph. W. 1901, Nr. 46 Sp. 1430) und anderen; Schwyzer hat dann seine Ansicht freilich teilweise aufgegeben; er meint jetzt, daß das Verschwinden der Dialektinschriften nur für die städtischen Zentren das Aufhören der Dialekte beweise (N. Jh. 1901, S. 237). Auch Kretschmer (D. L. Z. 1901, Sp. 1049) bestreitet, daß der Rückgang des Dialektgebrauches auf den Inschriften das Schwinden der Dialekte im Leben beweise, indem er auf das Nebeneinander der neuhochdeutschen Schriftsprache und der alten Dialekte hinweist. Meines Erachtens hat Kretschmer recht. Das Schwinden der Dialektinschriften kann ja davon kommen, daß man beginnt, für diese Denkmäler die Schriftsprache als passender anzusehen. Es ist an sich möglich, daß das Verhalten der Dialektinschriften die Vorgänge der gesprochenen Sprache abspiegelt, notwendig ist es nicht. Ehe die Frage endgültig gelöst werden kann, bedarf es eingehender Untersuchungen über das allmähliche Umsichgreifen der Koine auf dem Gebiete der Inschriften.

Seine Annahme sucht Thumb ferner (Griech. Spr. S. 39) durch folgende Schlußfolgerung zu begründen: Wäre die Wahl von Dialekt oder Koine abhängig von allgemeinen literarischen Tendenzen oder Moden, so müßten wir wiederum im Zeitalter des Archaismus (1. n. 2. Jhd. n. Chr.) eine Zunahme der Dialektinschriften erwarten, während das Gegenteil der Fall ist. Darauf ist zu erwidern: archaistische Tendenzen machen sich unter den Literaten geltend; den Kanzleien sowie den in den Privatinschriften vertretenen Volksschichten sind diese Tendenzen fremd, und das ist der Grund, warum die Dialektinschriften nicht zunehmen.

Auf seine These von den Inschriften als Zeugen wirklicher Verhältnisse gestützt, schildert Thumb die Ausbreitung der Koine in folgender Weise: Böotien und Thessalien scheinen ihren Dialekt schon vor Christus aufgegeben zu haben; die Äolier haben ihn noch früher mit der Koine vertauscht, und am frühesten haben die Ionier, sowohl auf den Inseln wie in Kleinasien, sich ihrer einheimischen Mundart entwöhnt: die Eigentümlichkeiten des ionischen Dialektes schwinden bereits im Laufe des 3. Jhd. v. Chr. Einen zähen Widerstand setzte der Peloponnes dem Eindringen der Koine entgegen: die alten Dialekte

werden hier zunächst durch eine dorische Verkehrssprache oder „achäisch-dorische“ Koine abgelöst; erst mit Beginn der Kaiserzeit gewinnt die „attische“ Koine Einfluß. Der Prozeß der örtlichen Ausbreitung der Koine ist nach Thumb folgender: der Mittelpunkt der Ausbreitung scheint die ionische Inselwelt gewesen zu sein; das ionische Kleinasien folgte wohl unmittelbar, dann das äolische Kleinasien, Thessalien und Böotien: zuletzt kommt der Peloponnes. Der Kampf zwischen Ionier- und Doriertum dauert in der Sprache fort noch zu einer Zeit, als die historische Rolle beider Stämme bereits ausgespielt war.

Auch die Mischtexte, die den Dialekt mit eingesprengten attischen Formen oder umgekehrt darbieten, sind für Thumb ein Abbild der lebenden Sprache (S. 42). Auf Rhodos z. B. zeigt sich eine stärkere Durchdringung der Dialektinschriften mit Koineformen erst etwa seit Beginn unserer Zeitrechnung.*) Schwyzer (S. 25) erklärte die Mischtexte in der Weise, daß man die Absicht hatte, im Dialekt zu schreiben, dabei aber unwillkürlich von der allgemeinen Schriftsprache beeinflußt wurde. Darauf erwidert Thumb (S. 52): „Das Bild der Sprachentwickelung, welches uns die Inschriften in den Zwischenstufen zwischen reinem Dialekt und reiner Κοινή darbieten, entspricht dem Zustand, den wir bei einer natürlichen, durch die lebende Sprache bedingten Entwickelung zu erwarten haben;“ . . . . ein solches in sich harmonisches Bild der inschriftlichen Sprachform wäre nicht zu erwarten, wenn es sich nur um verschiedene Grade in der Beherrschung der Schriftsprache handelte. Dieser Grund Thumbs verdient allerdings Beachtung.

3. Wesen und Entstehung der Koine.

Die Entstehung der Koine bildet eine Kardinalfrage der griechischen Sprachgeschichte. Mit der Frage nach der Entstehung hängt die Frage nach dem Wesen der Koine, d. h. nach ihren dialektischen Bestandteilen, eng zusammen. Trotzdem ist die eine Frage von der anderen zu trennen, wie dies Kretschmer mit Recht betont.

Die Frage nach der Entstehung der Koine ist wohl die schwierigste unter allen, die die Koineforschung zu lösen hat. Die junge Wissenschaft hat sich an sie kühn herangewagt, freilich war sie zum Teile

*) S. 51 nimmt Thumb an, daß auf dem asiatisch-äolischen Gebiete in späterer Zeit im Acc. Pl. -ας, -ους gesprochen, aber die „Orthographie“ -αις, -οις noch festgehalten wurde; dies ist mir nicht glaublich. Thumb beruft sich darauf, daß man seit Ende des 4. Jhd. fortfuhr, ωι und αι zu schreiben, obwohl das ι in der Aussprache erloschen war; hier haben wir aber mit einer ganz anderen Erscheinung zu tun.

dazu gezwungen, denn für die Koineforschung hat diese Frage nicht nur eine theoretische, sondern auch eine praktische Bedeutung, da von der Ansicht, die man sich von der Entstehung und dem Wesen der Koine bildet, die Beurteilung zahlreicher Einzelfragen der Laut- und Formenlehre abhängt; je nach dieser Ansicht wird man bei einer Form entweder von spontaner Entwickelung oder vom Einflusse eines Dialektes reden usw. Eine Übereinstimmung der Ansichten ist hier noch lange nicht erzielt; zwei Meinungen stehen sich heute schroff gegenüber. Dies ist gar nicht zu verwundern: Die Frage nach der Ausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache bezeichnet Konr. Burdach als die schwierigste der deutschen Sprachgeschichte, und Friedrich Kluge bekennt, die Entstehung der englischen Schriftsprache sei noch in völliges Dunkel gehüllt und viel komplizierter als die der neuhochdeutschen Schriftsprache (Schwyzer N. Jb. 1901, S. 245.). Bei der Koine sind die Schwierigkeiten noch größer. Sie liegen einerseits in der Mangelhaftigkeit des Materials, das besonders für die Anfänge der Entwickelung, für das III. Jahrhundert spärlich fließt und für die Kenntnis der Umgangssprache überhaupt unzureichend ist, anderseits in dem Umstande, daß wir für die Entstehung der Koine keine Analogien besitzen, da unter solchen historischen Bedingungen meines Wissens keine andere Sprache entstanden ist. Die „dorische Koine" ist doch etwas Verschiedenartiges: an ihrer Ausbildung waren lauter solche Stämme beteiligt, die sich mundartlich nahe standen, während diejenigen, welche die gemeingriechische Koine ausgebildet haben, nicht eines Stammes, sondern verschiedener Stämme, ja nicht nur Griechen, sondern auch Barbaren waren; bei der dorischen Koine wohnten die verschiedenen Stämme in räumlicher Trennung, bei der gemeingriechischen Koine in räumlicher Mischung; die ersteren lebten eng nebeneinander, die letzteren waren über die ganze Welt zerstreut. (Vgl. W. Schmid W. f. k. Ph. 1901, Sp. 563.)*)

a) Wesen der Koine.

In bezug auf das Wesen der Koine, d. h. auf ihre dialektischen Bestandteile, auf ihr Verhältnis zu den altgriechischen Dialekten, gehen heute die Meinungen nach zwei Richtungen auseinander. — Die einen

*) Hirt I. F. 8, 1898 Anz. S. 58 glaubt eine Parallele zur Koine in der deutschen Schriftsprache zu finden, die ebenfalls dialektische Unterschiede aufweise (Vermischung niederdeutscher Aussprache mit schriftsprachlichem Stoffe in den niederdeutschen Städten). Doch haben die geschichtlichen Verhältnisse, unter denen sich die Koine herausgebildet hat, in den deutschen keine Parallele.

erklären das Attische für die wesentliche Grundlage der Koine, die anderen halten sie für eine bunte Mischung der Dialekte.

Das Problem ist nicht neu: schon Galen schwankte, ob er die Koine für Attisch oder eine gänzlich verschiedene Mundart halten sollte (τὴν κοινὴν διάλεκτον, εἴτε μία τῶν 'Ατθίδων . . . . εἴτε καὶ ἄλλη τις ὅλως · in der Schrift περὶ διαφορᾶς σφυγμῶν II 5 = VIII 584, 17 Kühn; vgl. Thumb, Gr. Spr. S. 203).

Das Attische für die Grundlage der Koine halten: Hatzidakis (z. B. Einl. S. 168 f.), Krumbacher (Sitzungsber. d. bayer. Ak. 1886, S. 435, zuletzt Byz Lit.² S. 789), W. Schmid (G. g. A. 1895, S 30f.; „fast makellos rein attischer Laut- und Formenbestand der Koine" W. f. k. Ph. 1901, Sp. 603; Schm. leugnet nahezu alle ionischen und dorischen Elemente),*) Thumb (Gr. Spr. S. 202 ff. er gibt aber ionischen Einfluß zu), John Schmitt I. F. 12 (1901) Anz. S. 70, P. Wendland (B Z. 11, 1902, S. 186); vgl. auch Holm, Gr. Gesch. 4, 560 und Anm. 4 (S. 576), ferner Kaibel (Stil und Text der 'Αθηναίων πολιτεία S. 37: „Die Mischung der Atthis mit fremden, vor allem ionischen Elementen, hat den Grund zur κοινή gelegt"), Ciardi-Dupré (Bessarione. Anno VI. Ser. II. Vol. 2. p. 205—212: La κοινή secondo il prof. P. Kretschmer).

Eng verwandt mit dieser ist die Ansicht E. Schwyzers (Gramm. perg. Inschr. S. 27 ff). Auch er hält das Attische für die Grundlage der Koine („Es bildete also im letzten Grund das Attische auch den Kern der gemeingriechischen Volkssprache"), gibt jedoch den Einfluß anderer Dialekte zu (S. 31: „Das zum Gemeingriechischen sich entwickelnde Attische wurde also in erster Linie von den Lautsystemen der alten Dialekte beeinflußt, 'man sprach es an verschiedenen Orten verschieden aus'." S. 32: „Auch in der Formenlehre werden sich die alten Dialekte gelegentlich geltend machen . . . . . Im allgemeinen wird auf diesem [d. h. morphologischem] Gebiet der altdialektische Einfluß am geringsten sein, denn die Formenlehre einer fremden Sprache wird zuerst und am leichtesten erlernt . . ." „Weit größer ist der Spielraum des altdialektischen Einflusses wieder in der Wortbildung . . ." „Noch unwillkürlicher wird das altdialektologische Substrat auf dem Gebiete der Syntax und des Wortschatzes zum Vorschein kommen." „Selbstverständlich war dabei nicht jeder Dialekt von gleichem Gewicht . . . . Dabei spielte jedenfalls das über ein weites Sprachgebiet verbreitete ionische eine bedeutende Rolle."). N. Jb. 1901, S. 246, wo er über Thumbs Meinung referiert, betont er freilich seine von der Thumbschen zum Teile abweichende Ansicht mit keinem Worte. Weltspr.

*) Doch nimmt er Thumbs Thesen an.

d. Altert. 1902 S. 17 äußert er sich: „Die auf dem Attischen beruhende, in geringerem Maße mit Elementen anderer Dialekte, vorab des ionischen, durchsetzte gr. Gemeinsprache . . .“

Dieser Annahme des attischen Kernes der Koine steht die andere Ansicht gegenüber, wonach die Koine eine Mischung verschiedener Dialekte ist. In einem gewissen Sinne war dies schon die Ansicht des alten Sturz (De dialecto Alexandrina S 50: „Ortam fuisse dialectum Alexandrinam e pluribus aliis dialectis, ut attica, macedonica, aegyptiaca aliisque fortassis, et hac ipsa plurium dialectorum inter se mixtura, et coniunctione factum esse, ut distingueretur tanquam diversa et peculiaris, ab omnibus reliquis dialectis.“). Ja, man kann noch bedeutend weiter zurückgehen und zeigen, daß dieser Gedanke bereits den byzantinischen Grammatikern und, wie Kretschmer (Entstehung der Koine, S. 31) annimmt, wohl auch schon ihren antiken Quellen geläufig war. Johannes Philoponos περὶ διαλέκτων gibt als Gründe der Grammatiker dafür, daß die κοινή kein besonderer Dialekt sei, an: sie habe nichts Eigenes, sondern sei aus den vier Dialekten [Dorisch, Äolisch, Ionisch, Attisch] zusammengesetzt. Dasselbe wiederholt später Gregorios von Korinth p. 11 Schäfer, und auch Isidor (Orig. IX, 1, 4 p 282 Lindemann) nennt die Koine: id est mixta sive communis (Näheres s. bei Kretschmer a. a. O.). Wilamowitz hatte 1877 (Verhandlungen der 32. Philologen-Versammlung in Wiesbaden S. 40) die Annahme, daß die Koine „korrumpiertes Attisch sei“, verworfen und sie für ein ionisches Volksidiom erklärt. Später (Z. f. G. W. 1884 S. 106 f.) bekennt er sich freilich nicht mehr zu seiner früheren Behauptung und gibt die attische Grundlage zu. In seinem Buche Euripides' Herakles ²I, Vorwort, S. VII betont er den Einfluß des Ionischen auf den Wortschatz der Koine. Den ursprünglichen Gedanken von Wilamowitz' hat in neuerer Zeit Wilhelm Schulze aufgenommen (B. ph. W. 1893, Sp. 227) und von einem sehr tiefgreifenden Einfluß von seiten eines ionischen Bauernidioms gesprochen. Viel weiter ist neuerlich Kretschmer gegangen. Anfangs (W. f. k. Ph. 1898, Sp. 739) vertrat er noch den Standpunkt, daß in der Koine „das Ionisch-Attische den Grundton abgab, die attizistische Schriftsprache einen gewissen Einfluß ausübte, aber auch die übrigen Dialekte mehreres beisteuerten.“ (Ähnlich W. f. k. Ph. 1899, Sp. 3.) Er hat aber nachher „die Konnivenz gegen das Attische als ungerechtfertigt erkannt“ (D. L. Z. 1901, Sp. 1051) und in seiner Schrift „Die Entstehung der Koine“ (Sitzungsber. d. Wiener Ak. Bd. 143, 1900, auch Sonderabdruck), die gleichzeitig mit dem Buche Thumbs „Die griechische Sprache“ erschien, die These aufgestellt, die mündliche Koine sei „weder Attisch, auch nicht verderbtes Attisch, noch Ionisch . . ., sondern eine merkwürdige Mischung ver-

schiedenster Dialekte" (S. 6) (vgl. S. 31: „eine bunte Mischung fast sämtlicher Dialekte, in der das Attische . . . nur durch ein oder zwei wichtige Elemente vertreten ist").*) Ähnlich wie früher Kretschmer (in der W. f. k. Ph. 1899, Sp. 3) urteilt A. Deißmann (Realencykl. f. protest. Theol. VII³ 1899, S. 633): „Der allgemeine Charakter der hellenistischen Umgangssprache, der zugleich die sichersten Rückschlüsse auf ihre Entstehung gestattet, ist der einer gemeinsamen griechischen Sprache, die, auf der Mischung der Mundarten, besonders der ionischen und attischen (aber auch der anderen) beruhend, von allen Seiten der Welt, für die sie sich bildete, Bereicherungen erfuhr, aber auch von innen heraus selbständig Neues entfaltete."

Die Argumente der beiden sich gegenüberstehenden Anschauungen sind am eingehendsten dargelegt einerseits von Thumb (Gr. Spr. Kap. VI), andererseits von Kretschmer (Entst. der Koine). Ich will hier versuchen, im Anschluß an ihre Darlegungen die Hauptgründe vorzuführen.

Zunächst betont Thumb, worin ihm auch Kretschmer zustimmt, daß es sich bei der Frage nach der Entstehung der Koine vor allem um die gesprochene Koine handelt. Die Schriftkoine hält Th. für eine Mischsprache, entstanden aus der Umgangssprache und Elementen der attischen Literatursprache.

Th. beginnt seine Darlegung mit der Untersuchung darüber, welche Elemente zur Lösung der Frage heranzuziehen seien. Wilamowitz hatte gemeint (Z. f. G. W. 1884, S. 106 f.), man müßte hier Wortgebrauch und Syntax mehr als die Laut- und Formenlehre ins Auge fassen. Wichtigkeit der Syntax und der Phraseologie betont auch Wilh. Schmid W. f. k. Ph. 1901, Sp. 599; er stützt seine These durch Beispiele (eine bestimmte Art des Gen. absol. als Ionismus, des substantivierten Infin. als Attizismus). Th. will von der Syntax vorläufig absehen, und zwar aus zwei Gründen: erstens ist die Syntax der Dialekte noch zu wenig bekannt, zweitens kann abweichender syntaktischer Gebrauch der Koine eine innere naturgemäße Entwickelung sein. Neben der Laut- und Formenlehre muß der Wortschatz untersucht werden, und zwar sowohl die Wortbedeutung als Wortbildung. Den Wortschatz hält jedoch Th. für ein nicht immer sicheres Kriterium (S. 62 und 205); der Wortschatz spiele bei der Frage nach den Elementen keine andere Rolle als der Lehnwörterbestand in irgend einer Sprache. (Dem Wortschatz legt er entscheidendes Gewicht erst bei der Frage nach dem ältesten Heimatlande und dem ethnographischen Substrat der Koine bei.) Wo die Bedeutung eines Koinewortes sich

*) Von der Schriftsprache urteilt Kr. anders; sie ist nach ihm entstelltes Attisch (D. L. Z. 1901, Sp. 1050).

aus der alten attischen nicht entwickeln läßt, dagegen in einem anderen Dialekt direkt bezeugt ist, haben wir einen festen Stützpunkt. Den haben wir auch dann, wenn in verschiedenen Mundarten verschiedene Wörter die gleichen Dinge bezeichnen. In dem Wortschatz der Koine spielt das ionische Element eine hervorragende Rolle. Die Wörter, welche die attizistischen Lexika als hellenistisch verwerfen, sind zum großen Teile ionisch. Ja, Hesychios sagt geradezu: ἰαστί· ἑλληνιστί. Ionische Wörter zeigen auch die Septuaginta und die Papyri. Ionismen der Schriftsteller, z. B. des Polybios und Josephos, stammen nicht aus der Lektüre des Herodot oder Hippokrates, sondern aus der Koine. Eine Reihe neuer Wörter dieser Schriftsteller werden durch ihr Fortleben in der neugriechischen Volkssprache als Bestandteile der Koine erwiesen. Nur die Ionismen der attizisierenden Schriftsteller stammen möglicherweise aus der Lektüre. Schon bei Aristoteles haben wir in den Ionismen einen Hauch des neuen Sprachgeistes. Bekannt sind die Ionismen bei Xenophon; die Schlußfolgerung Thumbs, daß dieser Schriftsteller ionische Elemente aus der attischen Umgangssprache geschöpft hat, scheint mir unhaltbar; Xen. lebt ja während der ganzen Periode seiner schriftstellerischen Tätigkeit außerhalb Athens. Ionisch sind ferner gewisse Wortbildungen, z. B. die Neutra auf -μα. Schwierig ist das Urteil über sog. „poetische“ Wörter. Zahlreiche Wörter, die uns aus der Tragödie bekannt sind und deshalb für poetisch gehalten werden, kommen in der Koine, z. B. in den Papyri, in der biblischen Gräzität usw. vor. Es ist ausgeschlossen, sagt Th., daß die Übersetzer des Alten Testamentes oder Leute, welche Rechnungen und andere Schriftstücke des täglichen Lebens abfaßten, Wörter aus der Sprache der Poesie mit Absicht aussuchten, und darin, besonders in bezug auf die letztere Art von Schriftstücken, wird man ihm recht geben. Es fragt sich nun, woher diese Wörter der Koine zugeflossen sind. Hier sind nach Th. zunächst zwei Antworten möglich: entweder sind die poetischen Wörter alter Besitz der attischen Umgangssprache, auf die sie beschränkt blieben, oder sie sind der Koine aus dem Ionischen zugeströmt. Zwischen beiden Fällen ist nach Th. noch ein Mittelweg möglich: ionische Elemente sind der Koine durch die attische Volkssprache übermittelt. Thumb glaubt, daß in der Tat alle drei Faktoren zusammengewirkt haben. Bei Aristophanes kommen zahlreiche Deminutiva vor; eine Vorliebe für diese Bildungen zeigt auch die Koine und das Neugriechische. Hier haben wir eine Wirkung der attischen Volkssprache, die auch durch sonstige Übereinstimmungen im Wortschatz der attischen Komödie und des Neuen Testamentes bestätigt wird. Wie erklären sich aber diejenigen poetischen Wörter, die der Tragödie und der Koine angehören? Einige werden altattisch sein, wie dies

Rutherford für ἀκτή und ζωστήρ nachgewiesen hat. Andere sind ionisches Element; sie sind der Koine teilweise durch die attische Volkssprache übermittelt. Andere endlich sind erst in der hellenistischen Zeit in die Koine eingedrungen. Aber auch andere Stämme haben sicherlich zum Wortschatz der Koine ihren Teil beigetragen, wenn auch nach Th. in viel geringerem Maße. Man sieht einen Dorismus in βουνός (vgl. Kretschmer Entst. der Koine S. 18) — nach Th. ohne zwingenden Grund; ἀλέκτωρ hält Kretschmer für dorisch, Thumb für „poetisch" (S. 217); zu den Dorismen rechnet Kretschmer μεγιστᾶνες (anderes gehört in die Lautlehre). Poetische Wörter bei nicht attizisierenden hellenistischen Schriftstellern wie Polybios oder Josephos stammen demnach vielfach aus der Koine, nicht aus Lektüre, was bei den Fragen nach der Abhängigkeit der Schriftsteller zu beachten ist.

Gegen das Verfahren Thumbs, die „poetischen" Wörter in der Koine als ionisch anzusprechen, erhob Widerspruch W. Schmid (W. f. k. Ph. 1901, Sp. 598 f.), nach meiner Überzeugung jedoch ohne triftigen Grund. Bedenklich in dem Verfahren Thumbs scheint mir nur die Annahme, daß die attische Umgangssprache zahlreiche Ionismen besaß. Warum soll man direkten Einfluß des Ionischen leugnen? Meine Meinung über den Ausgangspunkt dieses Einflusses werde ich später darlegen.

Ich habe oben die Frage nach fremden Elementen der attischen Umgangssprache berührt. Ich will hier auf diese Frage kurz eingehen. Der attische Dialekt war durch die politische Stellung Athens und den Handelsverkehr schon im 5. Jhd. dem Zuströmen fremden Sprachgutes ausgesetzt. Dieser fremde Einfluß wird auch durch die pseudo-xenophontische Schrift vom Staate der Athener (II, 8) ausdrücklich bezeugt. In den attischen Inschriften gibt es allerdings, wenn wir von fremden Namen absehen, wenig Beispiele für fremde Dialektformen (βορρᾶς, μικός; σύν?; διά c. Akk. statt ἕνεκα usw., s. Kap. „Untergang d. alten Dialekte"). (Diese ganz spärlichen Beispiele sprechen gegen die oben erwähnte Annahme Thumbs, wonach zahlreiche Ionismen der Koine durch Vermittlung der attischen Umgangssprache zugeflossen sein sollen). Gegen allzu weit gehende Ausnutzung der ps. xenophontischen Stelle wendet sich mit Recht W. Schmid W. f. k. Ph. 1901, Sp. 597 Anm.; er weist darauf hin, daß die attischen Fluchtafeln diese Annahme nicht bestätigen. Später wirkt die Koine auf das Attische ein, und häufig (z. B. bei Erscheinungen wie διά c. Akk. u. ähnl.) läßt sich zwischen fremdem Dialekt und Einfluß der Koine nicht mehr eine scharfe Grenze ziehen. Der letzteren Quelle entstammen: βασίλισσα, ναός, Imperat. -ωσαν (= -ων), ἐδίδουν (ion.), ἵνα (ion.), οὐθείς, -άρχης (wohl ion.) usw. Nur das Ionische scheint in die grammatische Form des Attischen etwas tiefer eingegriffen zu haben; die Dorismen sind nichts anderes

als Lehnwörter. Dieses aus Inschriften gewonnene Bild wird durch literarische Quellen bestätigt. Wir finden hier dorische Lehnwörter auf dem Gebiete der Kriegskunst (λοχαγός usw.), bei Aristophanes dorisches τυννός und τυννοῦτος; ionisch ist πουλύπους.

Während ein weitgehender Einfluß der Dialekte auf den Wortschatz der Koine von allen (mit Ausnahme von W. Schmid) zugegeben wird, verhält es sich anders auf dem Gebiete der Laut- und Formenlehre der Koine. Laute und Formen lassen uns in der Frage nach den Dialektbestandteilen der Koine am ehesten eine sichere Entscheidung treffen, während sie in lexikalischen Fragen nicht so sicher ist (Thumb S. 62). Hier gehen die Meinungen zur Zeit weit auseinander. Ich will zunächst die Ansicht Thumbs darlegen.

Was methodische Grundsätze angeht, so dürfen wir von Dialektbestandteilen der Koine reden, wenn sie 1. in den Koinetexten vorkommen, 2. im Neugriechischen fortleben. Beide Quellen ergänzen sich gegenseitig. Dorische Elemente sind nach Th. in der Koine auf ein Minimum beschränkt. Er rechnet hierzu: Aor. ἔπαιξα statt ἔπαισα (zu παίζω), den Genusgebrauch ἡ λιμός statt ὁ λιμός usw. (dor. βορρᾶς ist in der Koine ausgemerzt zugunsten von βορέας). Ionismen sind nach Th. offene Formen, wie Gen. auf -έων, χρύσεος usw. (S. 63); sporadisch vorkommendes η statt ᾱ in der Flexion der Stämme*) z. B. σπείρης, μαχαίρης (diese Erscheinung ist auch im Neugriechischen wenig verbreitet), wobei zu beachten ist, daß η statt ᾱ auf Kleinasien und Ägypten beschränkt ist; die Erscheinung ist nach Thumb nicht als Wirkung der Analogie zu deuten. Andere sehen in der Erscheinung den Einfluß der Analogie (z. B. Moulton Class. Rev. 1901 S. 34; W. Schmid W. f. k. Ph. 1899 S. 543 und andere; vgl. unten passim). Ionisch ist die Behandlung der Aspirata in Wörtern wie κιθών, βάθρακος, κύθρα, ferner die Wörter ἔνεκεν (und εἵνεκεν) und ähnliche, ἀπηλιώτης, νοσσός, Ordinalia des Typus τρεισκαιδέκατος; für unentschieden hält dagegen Thumb die Frage, ob in τέσσερες ein Ionismus oder spontaner Lautwandel vorliegt; ionisch sind ferner nach ihm: der Stamm -γ- in dem Gen. διώρυγος und anderes Vereinzelte, was von dem Attizisten Phrynichos angeführt wird. Es treten einige Ionismen aus dem Neugriechischen hinzu (S. 86 ff.); hier gilt die Regel: Was an Ionismen allgemein neugriechisch ist, war bereits in der Koine. W. Schmids Skeptizismus hinsichtlich aller Ionismen und Dorismen der Koine erscheint auch mir unberechtigt. Ich glaube mit Thumb (S 73), daß die Anzahl der in der Koine wirklich vorhandenen Dialektismen für größer gehalten werden darf, als vorläufig zutage tritt.

---

*) Aus der Reihe der von Thumb S. 68 f. angeführten Beispiele ist ἀπιστηίη zu streichen.

Bei der Dialektmischung in der Koine kam es nicht selten vor, daß Doppelformen entstanden; die eine von ihnen siegte dann über die andere oder es fand ein Kompromiß statt oder endlich behauptet sich die Doppelform bis zum heutigen Tag in neugriechischen Dialekten. Die vielbesprochenen Formen σίελος, ὕελος, μυελός und ähnliche, in denen die Koine zwischen ε und α schwankt, beruhen nach Th. auf einem Kompromiß zwischen attischen (σίαλος, ὕαλος, μυελός usw.) und ionischen Formen (ὕελος, σίελος usw.). Einen Ausgleich sieht Thumb auch in der Behandlung der Lautgruppe -ρσ-; ρρ ist attisch und zum Teil dorisch, ρσ ionisch; in der Koine siegte ρσ, aber nicht vollständig, denn es kommen auch Formen mit ρρ vor.

Auch Attizismen nimmt Th. für die Koine an: hellenistisch ist σσ, aber daneben findet sich auch ττ. Alles in allem ist die Zahl der lautlichen und flexivischen Dialektismen in der Koine nach Thumb gering. Dasselbe läßt sich von der neugriechischen Volkssprache sagen. Was die Reste alter Dialekte im Neugriechischen betrifft, so werden solche von Psichari und dessen Schüler Pernot negiert, ohne Zweifel mit Unrecht, wie dies bereits Hatzidakis nachgewiesen hat. In der Annahme solcher Reste muß man allerdings vorsichtig sein, denn in vielen Fällen, wo es den Anschein haben könnte, daß wir mit den Resten alter Dialekte zu tun haben, handelt es sich nur um sekundäre Erscheinungen der Koine oder des Neugriechischen (z. B. χρουσός statt χρυσός). Es gibt im Neugriechischen Dorismen (Thumb S. 81 ff., Kretschmer Entst. S. 29), wie ᾱ, vielleicht auch Ionismen. Heutzutage gilt der Grundsatz: die im Neugriechischen erweisbaren Reste alter Dialektformen dürfen der Koine vindiziert werden (Thumb S. 81). Man braucht sich nicht dagegen zu sträuben und etwa die Ansicht vorzuziehen, daß mancher Rest ohne Vermittelung der Koine direkt aus einem Dialekte in das Neugriechische gelangt ist. Wenn man zugibt, daß die Koine lokal differenziert war, so läuft es in der Praxis auf dasselbe hinaus, ob man heutige Dorismen des Kretischen direkt aus dem alten Dialekte ableitet oder sie der kretischen Koine zuschreibt. Bei der ganzen Frage handelt es sich lediglich um den prinzipiellen Standpunkt. Richtig urteilte darüber schon Gust. Meyer (s. bei Thumb S. 100). In isolierten Gegenden haben die neugriechischen Dialekte einen altertümlicheren Charakter: so der zakonische sowie die kappadokischen Dialekte.

Zu erwähnen ist, daß Thumb nach dem Vorgange von Hatzidakis das vielbesprochene neugriechische νερό(ν) 'Wasser' auf νηρόν (zusammengezogen aus νεαρόν 'frisches Wasser') zurückführt. Er bespricht auch die jungdorische Kontraktion von εα zu η (βασιλῆ usw.). Den Einwand, daß in dem Worte νερό ε, nicht ι aus η erscheint, beseitigt er durch

den Hinweis auf die heutigen pontischen Dialekte, in denen wir statt η ein ε finden.

Während nach Thumb die Koine in der Laut- und Formenlehre nur geringe außerattische Dialektbestandteile aufweist, ist nach **Kretschmer** der Einfluß anderer Dialekte ein sehr weitgehender. Bei der Aufzählung der von Kr. statuierten Dialektismen übergehe ich meistenteils diejenigen, die Th. zugibt und die ich aus diesem Grunde schon oben erwähnt habe.

Um mit dem **ionischen** Dialekte zu beginnen, so schreibt Kr. die allerdings erst in der späteren Kaiserzeit völlig durchgeführte Psilosis dem ionischen Einflusse zu. Ionisch sind die unkontrahierten Formen der Koine; die kontrahierten, die daneben vorkommen, sind Attizismen. Ionisch ist ferner οὐδός, der Übergang der Verba auf -μι in die ω-Flexion (διδοῖ usw.), die Flexion Nom. -οῦς, Gen. -οῦτος oder -οῦδος, dagegen beruht die Flexion Nom. -ᾶς, Gen. -ᾶ, Plur. -ᾶδες auf einer Kreuzung ionischer und dorischer Flexion.

Dorismen sind außer Formen wie λαός, ναός; μαρυκῶμαι usw., außer der Flexion ὄρνις, ὄρνιχος, außer Abweichungen im Geschlecht (ἡ λιμός, ψύλλος)*) die spirantische Aussprache der Mediae β, γ, δ, die für β und γ schon im 2. Jhd. v. Chr. bezeugt ist. Die neugriechische Betonung ἀθρώποι oder ἐφάγαν ist nach Kr. in die Koine aus dem Dorischen gelangt (ἀνθρώποι, ἐλάβον). Thumb (Arch. f. Pap. 2 S. 426) bemerkt mit Recht, daß wir nicht wissen, ob die Koine ebenso betonte wie das Neugriechische und erklärt die neugriechische Betonung wohl richtiger aus der Wirkung der Analogie.

Boiotische Elemente sieht Kr. 1. in der Monophthongierung der i-Diphthonge (αι = e, οι = ü, ει = i),**) 2. die Aussprache des η als i, 3. die Endung -σαν in der 3. Pl. Ind. des starken Aoristes und des Imperfekts. Es ist ein Verdienst Kretschmers, nachgewiesen zu haben, daß in der Koine zwei Artikulationen des η (= ē) nebeneinander bestanden: die ionisch-attische (usw.) offene und die böotisch-thessalische geschlossene.

*) ὁ σταμνος bei Aristophanes kann auch auf attischem Genuswechsel, nicht auf fremdem Einfluß beruhen.

**) Hier muß ich mit Rücksicht auf Kretschmer S. 7 bemerken, daß ich nach wie vor daran festhalte, daß uns die Papyri ein treueres Abbild der Sprache geben als die Inschriften. Dies betont auch Thumb Arch. f. Pap. 2 S. 402; er hebt hervor, daß die Inschriften sorgfältiger hergestellt werden und sich über die flüchtige Redeweise des Augenblicks erheben. Nur manche Grabinschriften können den Papyri direkt verglichen werden. Vgl. auch Thumb Theol. Rundsch. 5 (1902) S. 90, Gr. Spr. S. 168 f. Daß auf späten attischen Steinen vulgäre Fehler vorkommen, erklärt sich aus den geschichtlichen Zuständen der griechischen Städte.

Die letztere trug den Sieg davon und führte schließlich zu i, die erstere lebte neben ihr his ins Mittelalter hinein. Gegen die Annahme, daß die Formen auf -σαν ein Böotismus sind, wurde von mehreren Seiten geltend gemacht, daß solche Formen auf höotischen Inschriften erst im 2. Jhd. v. Chr. erscheinen. Griechische Heimat der Neubildungen auf -σαν nimmt auch Thumb an (Gr. Spr. S. 198 f).

Nordwestgriechische Elemente sind nach Kr.: 1. Dat. Pl. der konsonantischen Stämme auf -οις, 2. Akk. Pl. auf -ες (τοὺς λέγοντες), 3. mediale Flexion von εἰμί (ἤμην usw.), 4. die Vermischung der Verba auf -άω mit denen auf -έω, und vielleicht 5. στ für σθ.

Es folgen, um unsichere äolische Spuren zu übergehen, verschiedene unattische Elemente. Hieher rechnet Kr.: 1. σσ (= att. ττ) und das Wort σήμερον, 2. ρσ (= att. ρρ), das in der Koine nur teilweise zur Herrschaft gelangte, 3. Übergang von μπ in mb, ντ in nd (Einfluß griechischer Dialekte Kleinasiens),*) 4. Akk. auf -ᾰν (wie θυγατέραν). Attisch war an der Koine nach Kr. eigentlich nur die Vertretung von altem ᾱ durch η. Attischem Einflusse ist ferner die attische Weise der Kontraktion zuzuschreiben.

Die von Kretschmer in seiner Schrift „Die Entstehung der Koine" niedergelegten Ansichten waren von ihm in den Hauptpunkten schon früher in der W. f. k. Ph. 1898, Sp 738 ausgesprochen, so daß Thumb in seinem Buche bereits auf sie Rücksicht nehmen konnte. Th. verhält sich ihnen gegenüber ablehnend. Überhaupt ist in der Frage nach der Mischungsfähigkeit des Laut- und Formensystems der Standpunkt beider Gelehrter ein verschiedener. Während Thumb von der Anschauung ausgeht, daß „der Wortschatz in viel höherem Grade mischungsfähig ist als etwa Laut- und Formensystem" (S. 234), hält Kretschmer das Laut- und Formensystem in hohem Grade für mischungsfähig. Kretschmer meint (Entst. S. 6), daß wir, hier wie in allen Dialektfragen, das Hauptgewicht auf die Lautverhältnisse zu legen haben; erst „in zweiter Linie kommen die Übereinstimmungen der Flexion in Betracht; am wenigsten lassen sich die lexikalischen Verhältnisse berücksichtigen, teils aus Mangel an Material, teils weil sich im Wortschatz die Dialektgrenzen leicht und früh verschieben. Syntaktische Unterschiede der griechischen Dialekte kennen wir nur wenige." Wo nun Kr. äußeren Einfluß sieht, nimmt Th. „innere Entwickelung innerhalb der Koine" an; sowohl im Laut- als im Formensystem haben sich nach Th. nur die attischen Keime weiterentwickelt, sie entwickelten sich rascher in den neu hellenisierten Gebieten als in dem Mutterlande. So

*) Über μπ — π im Neugriechischen (πάγκος — μπάγκος) vgl. Kretschmer, K. Z. 35, Zur gr. Lautlehre. Wechsel von β u. μ S. 604 f.

lasse sich die Monophthongierung auch im Rahmen des attischen Lautsystems verstehen. Die itazistische Aussprache des ει habe ihre Keime im Attischen. Es ist nach Thumb undenkbar, daß der böotische Stamm in Ägypten allen übrigen Griechen seine Aussprache aufgezwungen haben sollte. Besonders bedenklich scheint es ihm, Umgestaltungen des Flexionssystems aus einzelnen Dialekten abzuleiten. Diese Umgestaltungen erklärt er durch das die Koine charakterisierende Streben nach **Vereinfachung und Ausgleichung**.*) Nur die Schaffung ganz neuer Typen, die nicht bloß Vereinfachung des älteren Flexionssystems sind, lasse uns das Maß der Einwirkung einzelner Dialekte erkennen, so die Neubildung der Nomina auf -ᾶς -ᾶδος und -οῦς -οῦδος, die ionisch ist.

Kretschmers Schrift rief gleich nach ihrem Erscheinen einen heftigen Widerspruch hervor. Nur Rich. Meister billigte im Prinzip die Theorie von der Beteiligung aller Dialekte an der Koine, erklärte sich jedoch für den attischen Charakter der letzteren (B. ph. W. 1901 Sp. 1431); auch Ed. Schwyzer machte Kr. gewisse Zugeständnisse (Die Weltsprachen des Altertums, 1902, S. 18 Fußn.: „Auch wer dem Hauptergebnis nicht zustimmen kann, wird zugeben müssen, daß die alten Dialekte stärker bei der Bildung der κοινή beteiligt waren, als man bisher annahm"), zum Teile auch P. Wendland, der sonst auf Thumbs Standpunkt steht (B. Z. 11, 1902, S 186: „Es wird ein Verdienst Kr.s bleiben, die Negierung aller Dialektbestandteile in der κοινή mit Erfolg bestritten zu haben."). Kretschmer hat den Wunsch geäußert, daß in dieser Frage nicht solche das Wort ergreifen mögen, welche nicht die nötige Kenntnis des Neugriechischen dazu mitbringen. Meine neugriechischen Kenntnisse sind sehr bescheiden, und so muß ich um Nachsicht bitten, wenn ich mir erlaube, hier meine Meinung zu äußern. Ich glaube, daß der Gedanke Kr.s von der stärkeren Beteiligung der Dialekte an der Herausbildung der Koine eine freundlichere Aufnahme verdiente, als sie ihm zuteil geworden ist. Der Widerspruch gegen Kretschmer hat meines Erachtens seine Quelle hauptsächlich darin, daß er seinem Gedanken eine Form gegeben hat, die zum Widerspruch reizen mußte. Zwar glaube auch ich mit Thumb, daß der attische Dialekt die Grundlage der Koine bildet und daß der ionische an ihr

*) Akkusative wie τοὺς πάντας, die W. Schmid (G. g. A. 1895 S. 39 und Attiz. IV 683) durch Schwächung des α erklärt, sind für Kretschmer (W. f. k. Ph. 1898 Sp. 739), Schwyzer (Perg. Iss. § 24) und Thumb vielmehr akkusativisch gebrauchte Nominative. Für diese letztere Erklärung sprechen Formen wie τοὺς βασιλεῖς u. dgl. sowie spätgr. τὰς τιμὲς (zu αἱ τιμαί), wo α unter dem Akzent steht und nicht durch Schwächung zu ε werden konnte; vgl. auch τοὺς καλοί (Hatzidakis Einl. S. 29 u. 379), ferner Κέλερ καὶ οἱ αὐτοῦ πάντες P. Berol. 615, 15. 14 (2. Jhd. n. Chr.).

stärker beteiligt ist als die übrigen. Die Verteilung von ᾱ und η und die Gesetze der Kontraktion sind nicht die einzigen attischen Elemente der Koine. Die Aspiration, die doch in der Periode vor Chr. Geb. der Koine nicht fremd ist, die Lautbehandlung in Formen wie κόρη, ὅλος, ξένος, das ganze äußere Bild der Deklination und Konjugation — alles dies und manches andere ist in der Koine attisch. Auch wird Thumb recht haben, wenn er annimmt, daß die Keime des Itazismus bereits in der Behandlung des ει im Attischen lagen, und dies kann auch bei anderen Lautprozessen der Fall gewesen sein; ferner werden sich viele Flexionsformen durch innere Entwickelung erklären lassen. Trotzdem ist der Gedanke nicht abzuweisen, daß die Entwickelung der neuen Laut- und Flexionsformen in Ägypten, Syrien, Kleinasien dadurch befördert wurde, daß die Ionier und Attiker aus dem Munde der Böoter, der Nordwestgriechen usw. in täglichem Verkehr die Formen hörten, die in der Richtung ihrer eigenen Sprachentwickelung lagen. Die Tendenz war da, sie wohnte dem Attischen inne, und die in ihrer Richtung liegenden Formen fremder Dialekte haben die Entwickelung der Keime in der neuen Heimat beschleunigt. Wenn der in Ägypten wohnhafte Attiker das ει in dem Wort γείτων stark geschlossen aussprach und dasselbe Wort im Munde des Böoters γίτων klingen hörte, so war die ihm selber naheliegende Lautentwickelung dadurch befördert. Der Attiker konnte den Akk. Pl. τοὺς λέγοντες selber schaffen, hörte er aber tagtäglich diese Form aus dem Munde des Nordwestgriechen, so war die ihm eigene Lauttendenz dadurch begünstigt. Dies dürfte erklären, warum in so vielen Fällen die neuen Erscheinungen zuerst in den neu kolonisierten Ländern zum Vorschein kommen. Hier war der Verkehr von Leuten verschiedener Mundarten ein viel regerer als in der alten Heimat. Gerade auf diesem Gebiete der Lautlehre, auf welchem die vorige Periode am kräftigsten vorgearbeitet hatte, ich meine die Monophthongierung der Diphthonge im Böotischen, finden sich neue Formen frühe, und sie finden sich besonders frühe in Ägypten, wo die Böoter im Heere der Ptolemäer in großer Zahl dienten. (Dieser Beobachtung möchte ich jedoch kein besonderes Gewicht beilegen.) Von diesem Gesichtspunkte aus ließe sich wohl bei näherer Untersuchung das frühe, resp. späte Auftreten mancher Laut- und Flexionserscheinung erklären. — Und daß dieselbe Tendenz mehreren Dialekten innewohnen konnte, wird man wohl zugeben; solche Erscheinungen wie die Überhandnahme des exspiratorischen Elementes in dem Akzente und die Ausgleichung der Quantität, die Monophthongierung und der Itazismus, hatten ihre Keime in verschiedenen Mundarten. Ähnliches läßt sich von der Tendenz zu Analogiebildungen in manchen Fällen der Flexion sagen (vgl. die Endung -σαν).

Hätte Kretschmer seine These von dem Einflusse verschiedener Dialekte in ähnlichem Sinne formuliert, so wäre wohl die Opposition gegen sie nicht so stark gewesen. Seine Behauptung, die Koine sei eine bunte Mischung verschiedener Dialekte, mußte Widerspruch hervorrufen, um so mehr als diese Formulierung den Gedanken an einen mechanischen Prozeß nahelegt. Seine These wäre also nach meiner Ansicht so zu modifizieren, daß wir statt eines direkten einen indirekten Einfluß anderer Dialekte zu statuieren haben. Ich will nicht behaupten, daß alle Erscheinungen auf diesem Wege zu erklären seien: manche von ihnen kann durch direkte Beeinflussung in Kretschmerschem Sinne, andere wieder ausschließlich durch innere Entwickelung entstanden sein. Einzeluntersuchungen werden uns wohl in den Stand setzen, viele dieser Fragen ziemlich sicher beantworten zu können. Es müssen bei jeder Erscheinung die Verhältnisse untersucht werden, unter denen sie zum erstenmal erscheint, also, wann und wo und unter welchen historischen Verhältnissen sie zum Vorschein kommt, ob z. B. Vertreter des vermutlich einwirkenden Dialektes in der Tat auf jenem Gebiete sich denken oder nachweisen lassen, wo sich der Prozeß vollzogen zu haben scheint, usw. Zurzeit ist uns die Chronologie und die Geographie der Erscheinungen zu wenig bekannt. Wenn wir z. B. auf ägyptischen Papyri die Schreibung θησαυρῦ (= -οῦ) finden, welche Aussprache des υ als u voraussetzt, so möchten wir gern etwas Näheres über die Herkunft des Schreibenden wissen. Ich glaube, man wird in Zukunft in unseren Koinetexten mehr Dialektismen, sei es direkte, sei es indirekte, nachweisen, als man heute annimmt. Ist ja selbst Thumb, der sich gegen die Annahme der Dialektmischung in der ägyptischen Koine sträubt (S. 66), gezwungen, manche Erscheinung durch solche Mischung zu erklären. S. 194 schreibt er: „Wenn daher in Ägypten und im hellenisierten Kleinasien bisweilen ου statt υ (i) begegnen, so erklärt sich das aus der Mischung der verschiedenen griechischen Elemente, welche daselbst zusammengekommen sind." (Auch bei der Infinitivendung -εν statt -ειν der herkulanensischen Papyri knüpft er an die Tafeln von Herakleia an, s. unten.). — Thumb (S. 206) präzisiert den Grundsatz, das Attische sei die Grundlage der gesprochenen Koine, dahin, daß er das gesprochene Attisch als diese Grundlage ansieht. Dieses Attisch kennen wir einigermaßen aus Fluchtafeln und Vaseninschriften. Thumb stellt 7 Erscheinungen zusammen, die sich sowohl in dem Vulgärattischen als in der Koine finden. Hierher gehören: Vokalentfaltung, Silbendissimilation, γίνομαι, ει : ε (πλέον), θροφός st. τροφός u. dgl., Imperative wie ἀνάβα st. ἀνάβηθι, die Betonung ἰδέ und λαβέ, die attisch und gemeingriechisch ist (vgl. das Neugr.). Gegen Thumb wendet sich mit Recht Kretschmer (D. L. Z.

1901 Sp. 1051 f). Er führt aus, daß diese 7 Erscheinungen nicht ausschließlich attisch, sondern vielen Dialekten gemeinsam, überhaupt keine Dialektmerkmale sind. So kommt z. B. die Silbendissimilation in jedem Dialekt und in jeder Sprache vor. — Skeptisch urteilt darüber auch Ed. Schwyzer (N. Jb. 1901 S. 246). Von den 7 Übereinstimmungen Thumbs läßt er nur ein paar Einzelheiten gelten, so die Betonung ἰδέ; zu dieser will ich aber bemerken, daß sie nicht vulgärattisch, sondern allgemeinattisch ist und demnach mit dieser Liste nichts gemein hat.

Die schriftliche Koine.

Die oben dargelegte Meinungsverschiedenheit in bezug auf den Charakter der Koine betrifft die gesprochene Koine. Was die schriftliche Koine anbelangt, stimmen die Ansichten ziemlich überein.

Die hellenistische Literatur- und Schriftsprache ist kein selbständiges und in sich festes Idiom (Kretschmer, Entst. S. 36 f.). Die Schriftsteller der hellenistischen Zeit schwankten zwischen der lebendigen Gemeinsprache, die sie um sich hörten und selbst sprachen, und der toten Sprache der attischen Prosaliteratur, die sie als klassisch ansahen und die schon im 4. Jhd. zu einer allgemeinen griechischen Literatur- und Schriftsprache erhoben worden war. Jeder Schriftsteller mischte nach seiner Bildung, nach der literarischen Tendenz seines Werkes usw. in das Attische mehr oder weniger Elemente aus der mündlichen Koine. Die schriftliche Koine ist also eine Kompromißsprache, die vom reinen Attisch bis zur reinen Umgangssprache alle möglichen Zwischenstufen durchlief.

Den attischen Charakter der schriftlichen Koine gibt auch Kretschmer ausdrücklich zu. Nach ihm (D. L. Z. 1901, Sp. 1049) ist sie „im wesentlichen nichts Selbständiges, sondern ein mit mehr oder weniger Elementen aus der Umgangssprache versetztes Attisch". „Allerdings enthält sie auch Bestandteile, die weder aus der Umgangssprache noch aus dem Attischen stammen, lexikalische und syntaktische Neuerungen, die sie selbständig entwickelt hat, aber diese haben mehr stilgeschichtliche und literarische als sprachgeschichtliche Bedeutung." Und D. L. Z. 1901 Sp. 1050 nennt er die hellenistische Schriftsprache „ein modifiziertes Attisch".

b) Entstehung der Koine.

Diese Frage ist am ausführlichsten von Thumb und von Kretschmer behandelt worden. Der betreffende Abschnitt bei Thumb scheint mir nicht zu den besten Partien seines Werkes zu gehören, so wie überhaupt die Darlegung der geschichtlichen Verhältnisse in seinem

Buche ziemlich flüchtig und deshalb wenig befriedigend ist. Besser sind die Darlegungen Kretschmers. Doch scheinen mir die ausschlaggebenden Gesichtspunkte bisher überhaupt nicht mit der nötigen Schärfe zur Geltung gebracht worden zu sein.

Um die Entstehung der Koine zu begreifen, muß man den ganzen Gang der griechischen Staaten- und Kulturgeschichte im Auge haben (W. Schmid, W. f. k. Ph. 1901, Sp. 398). Die geschichtlichen Bedingungen, unter denen die Koine entstand, werden von Thumb und Kretschmer im ganzen übereinstimmend geschildert. Den Keim zur Entstehung der Koine hat nach Thumb der erste attische Seebund gelegt. Das Attische nahm seit dieser Zeit manches fremde, besonders ionische Element auf und umgekehrt wirkte es auf andere Dialekte ein. In den großen Städten Griechenlands, namentlich Athen, und in den Hafenorten waren die Verhältnisse der Entwickelung einer Mischsprache günstig. Für Athen ist diese Mischsprache durch Ps.-Xenophon bezeugt: seine Angabe bezieht sich nur auf die athenische Umgangssprache, nicht auf die Literatursprache. Auch in anderen Handelsstädten waren die Verhältnisse ähnlich. Dieselbe Dialektmischung wie auf den attischen beobachten wir auch auf den sog. chalkidischen und manchen unteritalischen Vasen. Besonders in den sizilischen und unteritalischen Kolonien, wo vielfach Vertreter verschiedener Stämme zusammenlebten (vgl. Himera), lagen die Verhältnisse ähnlich.

Die Entwickelung der Koine im eigentlichen Sinne beginnt mit der Weltpolitik Alexanders. Als Sprache der neuen Reiche bot sich dasjenige Attisch dar, welches im Gebiet des ägäischen Meeres gesprochen wurde und durch das Ionische hindurchgegangen war (Thumb S. 238). Das Heer und die Kolonisten bedienten sich dieser einheitlichen Sprache. Ihre Träger sind auch die Juden, besonders in Ägypten, wo die jüdische Bevölkerung von Philon auf etwa eine Million geschätzt wird. Wie hat man sich nun die Umgangssprache unter der mannigfaltig zusammengesetzten Bevölkerung der neuen Reiche vorzustellen? Nach Kretschmer (S. 33) mag zuerst wohl jeder seinen heimischen Dialekt beibehalten und höchstens nach und nach die auffallendsten Eigentümlichkeiten aufgegeben haben. Aber schon in der zweiten Generation wird diese Abschleifung beträchtlich zugenommen haben und vollends die späteren Generationen mußten den Zusammenhang mit den Mutterdialekten der ersten Generation verlieren. Ihre Dialekte flossen hier in einer einzigen Gemeinsprache zusammen. Kleinasien und Ägypten sind also der Boden, auf welchem die Koine ausgebildet worden ist. Hier entwickelte sich die Sprache ungehemmt und daher rascher als im Mutterland, wo die alten Dialekte eine starke Hemmung bildeten (Thumb S. 246).

Es ist nicht zu bezweifeln, daß von diesen Ländern Griechenland später eine Rückwirkung erfahren hat (Thumb S. 246). Hatzidakis (G. g. A. 1899, S. 509) sucht dies zu leugnen, aber mit Unrecht. Nicht nur die Kaufleute, die aus Ägypten und Rhodos nach dem Mutterlande kamen, nicht nur die römische Kolonisation von Patrai und Korinth, die auch hellenistische Kolonisten zugeführt haben wird, nicht nur attische Besitzungen im ägäischen Meere, olympische und ähnliche Feste, sowie anderes, was Thumb anführt, sondern vor allem war es die politische Macht Ägyptens, die diese Rückwirkung vermittelte, und das Streben der Ptolemäer, sowie anderer hellenistischer Fürsten, Griechenland in ihre Einflußsphäre hineinzuziehen. Unter der Oberherrschaft der Ptolemäer standen die Kykladen, Samothrake, Samos; Itanos auf Kreta, Thera und Arsinoe im Peloponnes waren Stützpunkte ihrer Macht. An der Spitze dieser Inseln und Städte standen Beamten der Ptolemäer. Es wäre interessant, die Sprache dieser ptolemäischen Städte auf die Spuren ägyptischen Einflusses hin zu untersuchen.

Die verschiedenen dialektischen Formen rangen anfangs in der Koine miteinander um die Herrschaft. Die Ausgleichung hat sich dann in der Weise vollzogen, daß die eine den Sieg davontrug (Thumb S. 242, Kretschmer S. 36). Die Grundsätze, die den Sieg bestimmten, faßt Thumb in 5 Thesen zusammen:

1. Was gemeinsamer Besitz des Attischen und Ionischen war, ist nicht angetastet worden (η; -ουσι, -ασι). 2., 3. Formen, in denen das Attische mit den übrigen nichtionischen Dialekten übereinstimmte, trugen den Sieg davon (ᾱ nach ι ε ρ), ebenso Formen, in denen das Ionische mit den übrigen Dialekten übereinstimmte (σσ statt ττ). 4. Wo die attische und ionische Form verschieden waren und die übrigen Dialekte bald mit dem einen, bald mit dem anderen dieser Dialekte übereinstimmten, sind beide Formen erhalten (ἄρσην neben θαρρῶ), oder 5. es ist in diesem Falle eine Kompromißform entstanden (μυελός u. a.), oder endlich trägt den Sieg eine dorische usw. Form (gen. Παυσανία, ναός) davon.

Prüft man Th.s Sätze, so zeigt sich, daß die These von dem Obsiegen der weit verbreiteten Formen nicht immer zutrifft. So siegte 1. die Deklination πόλεως usw., nicht πόλιος, 2. kontrahierte Nomina finden sich in der Koine neben den unkontrahierten und siegen schließlich in der Mehrzahl der Fälle über die offenen Formen, wie das Neugriechische lehrt (Kretschmer S. 24), 3. der ionische Akk. sg. der Feminina auf -ώ auf -οῦν (att. -ώ) ist gemeingriechisch geworden (Ναννοῦν usw.) (Kretschmer S. 25), 4. der attische finalkonsekutive Gen. des substantivierten Infinitivs ist gemeingriechisch (W. Schmid, W. f.

k. Ph. 1901, Sp. 599 f.). Eine Prüfung der Thumbschen Thesen am Wortschatz wäre sehr erwünscht.

Bei den Darstellungen der Anfänge der Koine werden die Griechen zu sehr in den Vordergrund gerückt. Der Ausgangspunkt der Koine ist in erster Reihe bei den Makedoniern zu suchen. Das makedonische Schwert trägt die griechische Sprache und Kultur in die neuen Gebiete. Griechische Stämme nehmen Anteil an diesem Werke, aber die Hauptträger sind die Makedonier. Das Griechische wird in den neuen Reichen zur Staatssprache deshalb, weil es die Sprache der Eroberer, der Makedonier, ist. Die griechische offizielle Sprache der neuen Länder hat im Anfang diejenige Form, die ihr die Makedonier gegeben haben, d. h. diejenige Form, welche sie im Munde der Makedonier hatte. Das Griechische im Reiche Alexanders und der Diadochen ist in erster Reihe das Griechisch der Makedonier. Die Griechen sind dabei mitbeteiligt, aber die ausschlaggebende Rolle spielen nicht sie, sondern die Makedonier. Wollen wir wissen, wie die Koine in ihren Anfängen aussah, so müssen wir fragen: weiche Form hatte sie in Makedonien? Seit König Archelaos nimmt Makedonien Anteil an der griechischen Kultur. In Makedonien sind der König, der Hof, der Adel hellenisiert. Für die Zeit Philipps und Alexanders steht das fest. Das Volk sprach damals wohl noch vorwiegend makedonisch, aber Griechisch wurde allgemein verstanden. Alexander spricht zum Heere griechisch. Dies beweist auch der Prozeß des Philotas. Philotas verteidigt sich vor dem aus Makedoniern und Griechen bestehenden Heere in griechischer Sprache; sie wurde also auch von Makedoniern verstanden. Aber nicht nur verstanden, sondern auch gesprochen; dies muß man daraus schließen, daß im 2. Jhd. v. Chr. die Makedonier bereits hellenisiert sind, wie dies aus Polybios, Strabon und Livius folgt. Seit Philipp und Alexander schreibt die makedonische Kanzlei attisch (Wilamowitz, Z. f. G. W. 38, 1884, S. 106 f.). Es wird aber kein reines Attisch gewesen sein, denn Philipps Vorgänger haben ohne Zweifel Ionisch geschrieben (Wilamowitz a. a. O.). Auch das Attisch des Hofes und des Adels in Makedonien kann kein reines Attisch gewesen sein; es wird in der neuen Heimat manchen Zug eingebüßt, manchen neuen gewonnen haben. Es war stark ionisch gefärbt; die ionischen Städte an der makedonischen Küste spielten in dem Werke der Vermittlung des Griechischen an die Makedonier eine wichtige Rolle. Ein in Olynth gefundener Vertrag zwischen König Amyntas von Makedonien und den Chalkidiern (zwischen 389 und 383 nach Dittenberger 2, 77) zeigt μιᾶ[ς neben φιλίην, Μακεδονίης συμμ[αχί]ης, ἔτεα, τέλεα, τελέοντας, τελέουσι und anderen ionischen Formen (Thumb S. 236). Die

ionische Färbung des makedonischen Attisch beweisen viele Inschriften. In zwei Briefen des Königs Antigonos an die Teier v. J. 304 oder 303 v. Chr. kommen Formen wie τέσσαρσιν und τεσσεράκοντα, συντάσσω, Χερσόνησον vor, also Ionismen, ferner χρᾶσθαι. In einer Inschrift des Kassandros aus gleicher Zeit, die im makedonischen Küstenlande gefunden worden ist, erscheint ebenfalls σσ (ἀλλάσσεσθαι) (Thumb S. 238). Richtig sagt also Thumb: „Die Sprache, welche . . . Alexander in das Perserreich und nach Ägypten trug, war bereits eine κοινὴ διάλεκτος; sein Heer, in welchem Makedonen und Hellenen vereinigt waren, bediente sich . . . der griechischen Sprache, und diese kann nichts anderes als die Κοινή gewesen sein.“ Nur hätte er daraus Konsequenzen ziehen sollen. Das ionisch gefärbte Attisch Alexanders, seines Hofes, seiner Generale und Offiziere, seiner Kanzlei ist die Grundlage, auf welcher sich die Koine im Orient entwickelt. Die Griechen verschiedener Stämme, die teils als Söldner, teils als Kolonisten in Asien und Ägypten sich ansiedeln, helfen dann an dem weiteren Ausbau der neuen Sprache. Wenn wir in dem Eide, den die Athener 336 Alexander dem Großen leisten, ionische Formen finden (σσ statt ττ), so ist das nicht aus den Verhältnissen des Attischen zu erklären, sondern es liegt darin eine Akkommodation an die Sprache des neuen Herrschers. Nur dieser Gesichtspunkt erklärt uns, warum das Ionische in der Koine eine so wichtige Rolle spielt.

Nicht Griechenland, sondern Makedonien ist also der Ausgangspunkt der Koine. Kein anderer Dialekt als das Attische konnte die Grundlage der neuen Gemeinsprache werden und das Ionische mußte in der neuen Sprache stärker hervortreten als die übrigen Dialekte. Die Entwicklung des Attischen im 5. und 4. Jhd., also das attische Reich des 5. Jhd. und die sprachlichen Verhältnisse der Handelsstädte, spielen in der Entstehung der Koine eine untergeordnete Rolle. Dagegen darf man die Höfe der persischen Satrapen nicht vergessen. Hier finden wir in ältester Zeit das Ionische; als im 5. Jhd. Athen eine politische Macht wird, gewinnt sein Dialekt Bedeutung für diese Höfe; nach dem peloponnesischen Kriege macht sich dann das Dorische geltend. Diese Verhältnisse haben die Entstehung einer Gemeinsprache im Osten begünstigt (vgl. Schwyzer, Die Weltsprachen des Altertums S. 17). — Ich habe diese geschichtliche Grundlage, die mir in den bisherigen Forschungen nicht gebührend zur Geltung gekommen zu sein scheint,*) hier nur kurz skizzieren können. Es wird mir wohl möglich sein, meine Ansicht in kurzer Zeit des Näheren zu begründen.

---

*) Einige richtige Gedanken enthält der III. Band der Griechischen Geschichte von Beloch.

Will man die Entstehung der Koine begreifen, so muß man vor allem unsere Denkmäler der zweiten Hälfte des IV. und die des III. Jhdts. einer eingehenden Prüfung unterziehen: nicht nur die Inschriften und Papyri, sondern auch die literarische Überlieferung: die Fragmente der Historiker usw. Man wird dann sehen, wo die neuen Züge der Koine zum Vorschein kommen und wie sie sich allmählich ausbreiten. Man hört immer, daß Ägypten und Kleinasien in besonders hohem Grade an der Entstehung der Koine beteiligt sind. Ich glaube, Syrien spielt eine gleiche Rolle wie diese Länder. Ja, wer weiß, ob Syrien nicht wichtiger gewesen ist als Ägypten, denn die Ptolemäer wollten nicht hellenisieren, aber die Seleukiden haben dies versucht. Daß uns die Koine bei Syrien nicht so stark in die Augen fällt, liegt daran, daß man in Syrien so wenig schrieb. Hätten wir mehr Inschriften aus diesem Reiche, so würde uns die Beteiligung Syriens an der Herausbildung der Koine handgreiflicher werden. Aber auch aus dem, was wir haben, ließe sich das Bild voller gestalten.

Über die Ausbreitung der griechischen Sprache in unserer Periode handelt auch Ed. Schwyzers akademische Antrittsvorlesung „Die Weltsprachen des Altertums in ihrer geschichtlichen Stellung“ (Berlin 1902). Schw.s Absicht war, nur einen gemeinverständlich orientierenden Überblick über das weite Gebiet zu geben und diesen Zweck hat er vollkommen erreicht. Unter einer Weltsprache des Altertums versteht er nicht etwa ein antikes Volapük, eine künstliche Sprache — diesen Begriff einer Universalsprache suchen wir im Altertum vergebens —, sondern solche geschichtlichen Sprachen, die sich über andere Sprachen erhoben, die nationalen Schranken durchbrochen und auch außerhalb ihres Vaterlandes in weiteren Kreisen gesprochen oder doch verstanden wurden, also etwas, was sich dem heutigen Worte „Kultursprache“ nähert. Aber, obwohl die Grenzen der antiken Kulturwelt recht eng gewesen sind, da sie sich auf den Kreis der ums Mittelmeer gelegenen Länder im wesentlichen beschränken, gab es nicht einmal in diesem kleinen Kreise eine Weltsprache, sondern deren zwei, die gleichtberechtigt nebeneinander standen, Griechisch und Lateinisch. Noch vor dem Griechischen spielte eine Zeitlang die Rolle einer Weltsprache in gewissem Sinne das Babylonische. Es war die Diplomatensprache der damaligen orientalischen Welt.

Mit Alexander d. Gr. wird das Griechische zur Weltsprache des Ostens. Diese Gebietserweiterung des Griechischen im Orient war schon früher vorbereitet: schon um 400 v. Chr. hatten wenigstens in Kleinasien manche persische Satrapen an ihren Höfen griechisches Wesen

gepflegt. Vf. bespricht hierauf die Ausbreitung des Griechischen im Osten. Das Weitere, wie inzwischen im Westen allmählich das Latein zur Weltsprache wird, wie mit der Zeit an manchen Punkten ein Kampf zwischen den beiden Weltsprachen beginnt, gehört nicht in den Bereich dieses Berichtes.

Mit einem Worte will ich noch hier die über die Koine geäußerten Werturteile berühren. Es war bis in die jüngste Zeit allgemein üblich, die Koine als 'Entartung' und 'Verfall' zu kennzeichnen. Gegen solche Urteile wird von Neueren (wie Thumb S. 250 ff., Wunderer, Polybios-Forschungen I, S. 91) mit Recht Protest erhoben. Man betont, daß der Verlust an Formen und die Beseitigung älterer syntaktischer Nuancierung noch lange nicht Minderung an Ausdrucksfähigkeit bedeutet; sonst müßte z. B. das Englische recht abschätzig beurteilt werden. In ihrem Wortschatz ist die Koine nicht verarmt, vielmehr hat sich dieser wesentlich bereichert.

4. Der Einfluss nichtgriechischer Völker auf die Koine.

Die Frage nach dem Einflusse fremder Sprachen auf die Koine ist ein noch wenig bearbeitetes Gebiet. In der Beurteilung dieses Einflusses herrscht unter den Forschern eine ziemlich weitgehende Übereinstimmung. Man ist darin einig, daß dieser Einfluß kein sehr großer war.

Thumb widmet dieser Frage das IV. Kapitel seines Buches. Ich will dessen Inhalt hier skizzieren. Von allen griechischen Landen ist am gründlichsten Kleinasien hellenisiert worden. Mindestens in der Kaiserzeit war es ein ganz griechisches Land mit griechischer Kultur. Die Sprachen der einheimischen Völker: der Lyder, Phryger, Lykier, Kappadokier usw., sind zwar in dieser Zeit nicht ganz verschwunden, spielen aber eine höchst bescheidene Rolle. Hieronymus bezeugt noch für das 4. Jhd. das Bestehen des Keltischen unter den Galatern; wie gering aber derartige Reste gewesen sein müssen, erhellt aus der Tatsache, daß sich durch die türkische Invasion hindurch keine Spur der alten Sprachen Kleinasiens bis zum heutigen Tag gerettet hat, während in Ägypten trotz der arabischen Überflutung das Koptische, in Syrien Reste syrischer Dialekte sich behauptet haben. Wenn nun andererseits das Griechische in Syrien und Ägypten völlig ausgerottet worden ist, so ist das ein Maßstab für deren geringe Hellenisierung. Das Griechische war hier wohl die Sprache der städtischen Kreise,

während auf dem Lande sich die einheimischen Mundarten behaupteten. In Syrien war das griechische Element nach Osten zu immer spärlicher; in Mesopotamien gibt es griechische Inschriften nur in geringer Anzahl. In Palästina kann von einer eigentlichen Hellenisierung kaum die Rede sein. Griechische Gemeinden hat es im jüdischen Palästina nicht gegeben. Die Juden lernten das Griechische als Verkehrs- und Handelssprache, die Gebildeten machten sich mit der griechischen Literatur bekannt, behaupteten aber ihre Muttersprache. Daß sich jedoch die Juden dem Kultureinfluß des Griechentums nicht völlig entziehen konnten, beweisen zahlreiche griechische Lehnwörter der rabbinischen Schriften. Sie sind durchaus nicht vorwiegend gelehrter Natur, sondern gehören großenteils der Umgangssprache an. Der griechische Einfluß erstreckt sich auf alle Gebiete, mit Ausnahme der Sphäre des Seelenlebens. Diese Lehnwörter sind eine nicht zu unterschätzende Quelle der Koine, denn sie geben uns Aufschluß über Lautform und Wortschatz des gleichzeitigen gesprochenen Griechisch. Die Schwierigkeit für ihre Benützung besteht darin, daß wir bei der Lautform nicht immer imstande sind zu sagen, was auf die Rechnung der Griechen und was auf die Rechnung der Semiten zu setzen ist. Über diese Lehnwörter handelt

*S. Krauß, Griechische und lateinische Lehnwörter im Talmud, Midrasch und Targum. Mit Bemerkungen von J. Löw. 2 Bde. Berlin 1898—99.

(Ich verweise auf die Besprechung des 1. Bandes durch A. Thumb I. F. 11 (1901) Anz. S. 96—99 und auf die kurze Charakteristik beider Bände aus der Feder desselben Gelehrten Archiv f. Pap. 2, 1903, S. 406 f; an letzterem Orte werden auch Besprechungen des Werkes von semitistischer Seite genannt.) Der 1. Band bringt die Resultate für die Grammatik und den Wortschatz; die Einleitung handelt über die jüdisch-hellenistische Literatur und den griechischen Einfluß in Palästina. Der 2. Band ist ein Lexikon der Lehn- und Fremdwörter, wozu J. Löw ein kulturhistorisches Sachregister gefügt hat. Nach Thumb, dessen Besprechung auch die vorstehende Inhaltsangabe entnommen ist, ist es Krauß nicht gelungen, die Grenze zwischen dem griechischen und dem semitischen Anteil richtig zu ziehen, so nützlich und anerkennenswert die geleistete Arbeit auch ist. Von semitistischer Seite wird gegenüber den Etymologien des Vf. zur Vorsicht gemahnt und die Transskription besonders der Vokale für unzuverlässig gehalten. Berichtigungen und Nachträge bringen die genannten Rezensionen. Krauß glaubt in den griechischen Elementen der rabbinischen Sprache spezielle (lautliche und formale) Züge einer palästinischen oder rabbinischen Gräzität zu erkennen, diese Züge sind jedoch nichts anderes als die bekannten Züge der Koine, wie sie uns aus Ägypten und Asien bekannt ist. Höchstens könnte man nach

Thumb (a. a. O.) in semasiologischer Hinsicht etwas wie Judengriechisch vermuten.

Eine wichtige kritische Ergänzung zu Krauß bildet

*A. Schlatter, Verkanntes Griechisch. Beiträge zur Förderung christlicher Theologie, 4 (1900). S. 49—84. Eine Reihe von Krauß' Lesungen werden hier verworfen und meistens durch bessere ersetzt, die sich enger an den überlieferten Text anschließen. Doch verfährt Schlatter nicht immer ohne eine gewisse Gewaltsamkeit. (Thumb Arch. 2. S. 407. Vgl. Deißmann, Th. Rundsch. 5, 1902, S. 63.)

Eine viel reinere Quelle bieten die in den semitischen Inschriften erhaltenen griechischen Lehnwörter, denn sie sind nicht wie die Lehnwörter der gedruckten Texte durch eine lange handschriftliche Überlieferung hindurchgegangen. Bei

M. Lidzbarski, Handbuch der nordsemitischen Epigraphik. 2 Teile. Weimar 1898

findet man in der Zusammenstellung des Wortschatzes der Inschriften auch diese Lehnwörter.

Ich kehre zur Besprechung des fremden Einflusses auf die Koine zurück. Ägypten wird zu einem Mittelpunkt der gesamten hellenistischen Kulturwelt.*) Die Ptolemäer streben jedoch nicht danach, das Land zu hellenisieren. Dies versuchen in Syrien die Seleukiden, aber auch Syrien ist nur an der Oberfläche hellenisiert worden. Hellenisiert sind nur Kleinasien, Thrakien und Makedonien.

Was nun den Einfluß dieser fremden Völker auf das Griechische anbelangt, so erlangt man am raschesten Klarheit über die Fremd- und Lehnwörter, also über den Wortschatz. Es fehlen hier noch monographische Behandlungen. Die im J. 1895 erschienene Arbeit von H. Lewy, Die semitischen Fremdwörter im Griechischen, läßt nach Thumbs Urteil an Methode und Kritik viel zu wünschen übrig.**) Im

*) Von dem Werke: Apostolidès B., Essai sur l'hellénisme égyptien et ses rapports avec l'hellénisme classique et l'hellénisme moderne, ist bisher Tome I. L'hellénisme sous l'ancien et le moyen empire. Fasc. 1—3 (Paris 1898—9) erschienen. Vf., ein abwechselnd in Ägypten und Paris lebender Arzt, will in diesem Werke eine ausführliche Geschichte der Beziehung Ägyptens zu den Hellenen von der frühesten Vorzeit an entwerfen und den großen Einfluß der Griechen zeigen. Fasc. 3 schließt mit dem Ende der 8. Dynastie. (Vgl. Rezens. von A. Wiedemann W. f. k. Ph. 1900 Sp. 369 ff.).

**) J. Lévy, Sur quelques noms sémitiques de plantes en Grèce et en Egypte (Revue archéol. 36, 1900, S. 334—344) handelt über: 1. σίλφιον (= assyr. sallapanu), 2. μαγύδαρις (syrisch), 3. μάσπετον (semit.), 4. σίσων (= aram. sisana).

allgemeinen läßt sich sagen, daß die Zahl der Fremdwörter im Griechischen, die vor Alexander nicht groß war, in dieser Periode größer, aber doch im wesentlichen eine mäßige geblieben ist; von einer Überflutung durch semitische oder ägyptische Wörter kann nicht die Rede sein. Die Namen der staatlichen und militärischen Ordnung, des Kultus, der Münzen, Maße und Gewichte, der Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens sind griechisch wie zuvor. Nur solche Waren, Produkte und Einrichtungen, welche Handel und Verkehr als Fremdes ins Land brachten, tragen fremde Namen. Stets sind es aber rein materielle Dinge. Diese Verhältnisse lassen sich am besten an der Hand der Papyri abschätzen, denn diese bieten mit ihren Rechnungen, Quittungen, Briefen usw. Gegenstände und Wörter des täglichen Lebens. Nur die Datierung nach ägyptischen Monatsnamen und die Eigennamen erinnern uns an Ägypten; ein ägyptisches nomen appellativum ist sehr selten. Die von Glossatoren ganz im allgemeinen bezeugten Fremdwörter dürfen nicht, wie Thumb (S. 110) mit Recht mahnt, auf das Konto der Koine gesetzt werden, einmal weil ihr Alter nicht bestimmt ist, dann weil sie als „Glossen“ gar keine griechischen Lehnwörter zu sein brauchen, besonders wenn sie aus ursprünglich nichtgriechischen Gegenden belegt werden. Wenn andererseits manche Wörter erst z. B. in naturhistorischen Schriften jüngerer Zeit vorkommen, so dürfen wir daraus nicht schließen, daß jene Worte erst in jüngerer Zeit aufgekommen seien: in älterer Zeit war einfach keine Gelegenheit zu ihrer Mitteilung geboten. Die Koine-Schriftsteller, welche aus Ägypten stammen, verhalten sich den fremden Elementen gegenüber ungefähr wie die Verfasser der Papyri (Thumb S. 117). Auch in Kleinasien scheinen die einheimischen Sprachen den Wortschatz der griechischen Inschriften nur unmerklich beeinflußt zu haben.

Was die Syntax betrifft, so ist eine Einwirkung fremder Sprachen auf die Koine in unseren Texten bis jetzt kaum nachweisbar (über die Semitismen der biblischen Gräzität rede ich in einem besonderen Kapitel), zum Teil wohl deshalb, weil sich spontane Entwickelung und fremder Einfluß schwer trennen lassen. Thumb (S. 132) nimmt jedoch an, daß fremde syntaktische Färbung der vulgären Koine in Ägypten und Kleinasien sicher bestanden hat. Färbung der vulgären Koine im Munde der Einheimischen, möchte ich hinzufügen; denn im Munde der Griechen hat die Koine schwerlich diese Färbung gehabt.

Ziemlich weit gehen dagegen manche Forscher in der Annahme fremden Einflusses auf das Lautsystem der Koine und demnach auf ihren grammatischen Bau. Ein solcher Einfluß ist meines Erachtens von vornherein nicht auszuschließen, doch muß man in seiner Annahme sehr vorsichtig sein, da es sich hier um Sprachen von grundverschiedenem

Bau handelt. Das Ruthenische übt auf die polnische Sprache unterer Schichten in Ostgalizien in lautlicher, ja sogar morphologischer Hinsicht einen Einfluß, aber in diesem Falle handelt es sich um einander nahestehende Sprachen. Dagegen läßt sich ein ähnlicher Einfluß des Deutschen auf das Polnische nicht beobachten. Daß die griechischen Laute im Munde eines Ägypters, Syrers oder Kleinasiaten einen anderen Charakter hatten als im Munde eines geborenen Griechen, ist zuzugeben. Handelt es sich dagegen um die Aussprache geborener Griechen, so ist ein solcher Einfluß fremden Idioms denkbar in Ländern, wo die Einheimischen völlig hellenisiert sind. Hier erfolgt mit der Zeit Ausgleichung der Aussprache. Wo dagegen die Einheimischen fortfahren ihre Sprache zu sprechen, wie es in Ägypten oder Syrien der Fall ist, dort kann von einem Einflusse der fremden Sprache auf das Lautsystem geborener Griechen nur ausnahmsweise die Rede sein. Und auch bei dieser Beschränkung kann es sich nur um einen Einfluß auf die Sprache der unteren griechischen Schichten handeln; die Aussprache der gebildeten Griechen und Makedonier unterlag diesem Einflusse nicht. Richtig ist der methodische Grundsatz Thumbs (S. 26), wonach die Verbreitung des Vorkommens von Sprachvorgängen am sichersten entscheidet, ob es sich um echtgriechische Vorgänge handelt.

Eine ziemlich weitgehende Beeinflussung der Koine Ägyptens und Kleinasiens nimmt Thumb an. Ähnlicher Ansicht ist Kretschmer (W. f. k. Ph. 1899 Sp. 2, vgl. auch Sp. 4).

Am nächsten liegt es, fremden Einfluß bei der besonders in Ägypten häufigen Verwechslung von Media, Tennis und Aspirata anzunehmen. (Es fragt sich, ob sich nachweisen läßt, daß unter den Schreibern, bei denen diese Verwechslung vorkommt, sich auch Griechen befinden?). Nun wissen wir, daß das Koptische kein d besitzt. Auch g kommt im Koptischen nur in griechischen Wörtern vor. Tenues und Mediae wurden also von dem Ägypter nicht oder nur schwer auseinandergehalten. Die Verwechslung von Tenuis und Media ließe sich somit erklären. Es werden aber in der ägyptischen Koine Tenues auch mit Aspiraten verwechselt. Hier ist die Erklärung schwieriger, weil das Demotische Aspiraten besitzt. Thumb nimmt Zuflucht zu der Annahme, daß die griechischen und die ägyptischen Aspiraten sich nicht vollständig deckten. Die Schwierigkeit liegt darin, daß diese Verwechslungen nicht allein in Ägypten, sondern auch in Kleinasien belegt sind. Um die Erklärung aus dem fremden Einflusse zu retten, wird angenommen, daß das kleinasiatische Lautsystem diese Laute ebensowenig schied wie das ägyptische. Dieses kleinasiatische System ist uns unbekannt, und deshalb läßt sich sein Einfluß auf das Griechische nicht nachweisen.

Viel hypothetischer ist der fremde Einfluß bei zwei anderen Erscheinungen des Konsonantismus: bei dem Schwunde des intervokalischen γ und bei der Nasalentwickelung vor Explosivlaut (z. B. Σαμβάτις st. Σαββάτις, Ἄνδραμυς st. Ἄδραμυς). Beide Erscheinungen sind noch nicht genügend erklärt. (Vgl. Hatzidakis G. g. A. 1899 S. 514.). Einen beachtenswerten Versuch, die Nasalentwickelung zu erklären, findet man bei Thumb (Griech. Spr. S. 135 ff.). Hatzidakis hält Formen mit μβ für Barbarismen (G. g. A. 1899, S. 510).

Über den Einfluß des ägyptischen Lautsystems auf die Koine handelt Thumb in dem Aufsatz:

Zur Aussprache des Griechischen (I. F. 8, 1898, S. 188—197).*)

Auf dem Gebiete des Vokalismus vermutet man bei einigen Erscheinungen ebenfalls fremden Einfluß. So denkt man beim Wandel eines betonten α in ε (z. B. μέλιστα = μάλιστα) an ägyptischen Einfluß. Die Verwechslung von ι und ε (z. B. γίγονις = γέγονες) erklären Kretschmer und Thumb aus kleinasiatischer autochthoner Aussprache, wobei Kretschmer richtig bemerkt, daß es sich in diesen Fällen lediglich um barbarische Sprachfehler handelt. Ähnliche Erscheinungen in Ägypten erklärt Thumb aus der einheimischen Aussprache, die ein langes i, aber kein kurzes i kannte. Da jedoch nach den Papyri der Unterschied zwischen ĭ und ī in Ägypten bereits in der ersten Hälfte des 3. Jhd. v. Chr. verwischt erscheint, so brauchten sich die Autochthonen um diesen Unterschied nicht zu kümmern — sprachen sie griechisches ῑ wie ῑ aus, so konnten sie auch griechisches ῐ ebenso aussprechen, da beide Laute im Griechischen ähnlich klangen — und demnach halte ich diese Erklärung für hinfällig. υ wird in Kleinasien und Ägypten mit ι verwechselt. Hierin will man einen Einfluß des Kleinasiatischen (Phrygischen) sehen. Thumbs Ausführungen scheinen mir auf sehr unsichere Grundlagen aufgebaut zu sein. Auch für die Ausgleichung der Vokalquantität sucht man den Ausgangspunkt in Kleinasien. Noch unsicherer als dies ist die Annahme, daß die Vereinfachung der Langdiphthonge ᾳ, ῳ mit dem Phrygischen zusammenhängt. — Viel behandelt wurde die Prothese eines ι vor σ impurum: ἰστήλη usw. Gegen Thumbs Annahme, der hierin den Einfluß des Phrygischen sieht, erheben Einspruch:

*) Außer dem bereits Erwähnten führe ich aus diesem Aufsatze folgendes an: Im 2. Jhd. n. Chr. besaß das Koptische echte Aspiraten (ph, kh), im Griech. war der Hauch schwächer (p̔ k̔). θ und δ sind vor i durch ts (nts) transskribiert, also spirantisch. (Klang es nicht = ts, resp. dz?). η ist noch nicht = i, ει mit sonstigem i noch nicht vollständig zusammengefallen. υ ist = ü oder iu.

Schweizer, W. Schmid (W. f. k. Ph. 1901, Sp. 602) und John Schmitt (I. F. 12, 1901 Anz. S. 73 ff.). Letzterer hält die Möglichkeit einer spontanen Entwickelung nicht für ausgeschlossen. Daneben denkt er an analogische und lautliche Ursachen. Das häufige Vorkommen des i auf phrygischen Inschriften ist nach ihm noch kein zwingender Grund, um die Prothese auf fremde Einflüsse zurückzuführen.

Thumb (S. 147 ff.) untersucht auch das Fortleben dieser „fremden Einflüsse“ im Neugriechischen. Er findet, daß der ägyptische Einfluß vorübergehend war. Die Verwechslung von Tenuis, Media und Aspirata hat im Neugriechischen keine Spuren hinterlassen, noch weniger andere Erscheinungen. Einen Zusammenhang zwischen der Nasalentwickelung vor Konsonans in der Koine und im Neugriechischen hält auch Thumb für ganz unsicher. Ähnliches ist zu sagen von dem Wechsel zwischen e und i. Den Einfluß Kleinasiens sieht Thumb in dem Wandel von Nasal + Tenuis in Nasal + Media und möglicherweise auch in anderen Erscheinungen (υ : ι, Quantitätsverschiebung). Kleinasien spielt nach ihm in bezug auf die Beeinflussung der Koine eine wichtige Rolle, was er damit erklärt, daß hier das griechische und einheimische Element verschmolz. Bezüglich dieser Einflüsse sieht er eine Parallele in dem Verhalten des Lateins zu den Sprachen romanisierter Länder.

Was das Latein betrifft, so kann von einer eingreifenden grammatischen Beeinflussung des Griechischen durch das Latein keine Rede sein.*) Eine tiefergehende Einwirkung des Lateinischen sieht Thumb nach dem Vorgange von Hatzidakis in den Eigennamen und Nomina agentis auf -ις, -ιν statt -ιος, -ιον, welche etwa seit Beginn unserer Zeitrechnung auftreten. Die Herleitung dieser Erscheinung aus dem Latein scheint mir bedenklich zu sein. Wenn Ἰούλις, Αὐρήλις aus den Vokativformen Iuli, Aureli entstanden sind, wenn es sich also zunächst nur um Eigennamen handelt, wie erklärt sich dann die Tatsache, daß die Formen auf -ις auf Kosten derer auf -ιος zu einer so außerordentlich weiten Verbreitung gelangen? (John Schmitt a. a. O. S. 77). Die Neutra auf -ιν (= -ιον) weiß ja auch Thumb nicht zu erklären. In der Aufnahme lateinischer Lehnwörter unterscheidet Thumb drei Perioden: die Zeit der Republik, die Kaiserzeit bis Konstantin, die frühbyzantinische Epoche bis Justinian, wo der Höhepunkt erreicht ist. Die völlige Einbürgerung lateinischer Elemente wird durch die überaus stattliche Zahl von lateinischen Lehnwörtern des Neugriechischen erwiesen. Es sind dies außer Begriffen des Heerwesens und der Bureau-

*) Von der Zurückhaltung, mit der die Griechen allzeit der römischen Sprache und Literatur gegenüberstanden, spricht Norden Antike Kunstprosa I. S. 60 und O. Crusius Philol. 62 (1903) S. 133 ff.

kratie namentlich Begriffe des täglichen Lebens. Lateinische Lehnwörter des Griechischen sind noch wenig untersucht. Auf dem Gebiete der Papyri ist der lateinische Einfluß untersucht durch

K. Wessely, Die lateinischen Elemente in der Gräzität der ägyptischen Papyrusurkunden. (Wien. Stud. 24, 1902, S. 99—151.)

Der lateinische Einfluß zeigt sich hier erst in den nachchristlichen Jahrhunderten. Vor Chr. Geb. kommen lateinische Eigennamen in den Papyri nur ganz vereinzelt vor.

5. Dialektische Differenzierung der Koine.

Daß die Koine in lexikalischer Beziehung lokal differenziert war, wird ziemlich allgemein zugegeben.*) Eine Differenzierung des Laut- und Formenbestandes, von W. Schmid (W. f. k. Ph. 1899, Sp. 549) so gut wie bestritten**), wurde als denkbar bezeichnet von Deißmann (Realenc. f. prot. Theol. VII [1899] S. 633 f.), von Hatzidakis (*Περὶ τῆς ποικίλης παραδόσεως τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης. Ἀθηνᾶ 11, 1899, S. 389—393) und von Kretschmer (W. f. k. Ph. 1898, Sp. 738); der zuletzt genannte Gelehrte gibt sie in seiner späteren Schrift „Die Entstehung der Koine“ S. 35 f. ausdrücklich zu,***) indem er manche dialektischen Unterschiede bis in die Anfänge der Koin zurückreichen läßt (z. B. offene Aussprache des η neben geschlossener, Aspiration neben Psilosis, ὅλος : οὖλος usw.). Eingehend haben diese Frage behandelt Thumb im 5. Kapitel seines Buches, nachdem er sie schon früher kurz gestreift hatte (Zur Aussprache des Griechischen, I. F. 8, 1898, S. 195 f.), und K. Dieterich in den ‘Untersuchungen’, über die später berichtet werden soll.

Daß eine Sprache, die über ein so weites Gebiet verbreitet war und von so mannigfachen Elementen gesprochen wurde, kaum einheitlich sein konnte, ist von vornherein anzunehmen. Es fragt sich nun, in welcher Periode der Koine an eine solche Dialektspaltung gedacht werden kann. Thumb meint (S. 163): „Solange die alten Dialekte noch neben der Κοινή bestanden haben, ist diese überhaupt noch nicht

*) Einen Versuch, die Erscheinungen der Koine geographisch zu fixieren, besonders das ägyptische und kleinasiatische Griechisch auseinanderzuhalten, unternahm schon im J. 1892 K. Buresch Philol. 51 S. 84—112.

**) Er redet von der erstaunlichen Einheitlichkeit der κοινή, welche sich in allen Gebieten des weiten hellenistischen Kulturbereiches offenbare (W. f. k. Ph. 1899, Sp. 549).

***) Ähnlich urteilen andere, z. B. Hirt I. F. 8, 1898 Anz. S. 58.

fertig, und es hat keinen Sinn, nach 'Dialekten' jener Sprachform zu fragen, die als werdende Gemeinsprache neben den alten Mundarten stand . . ." „erst nach dem Abschluß dieses Amalgamierungsprozesses und nach dem Absterben der alten Dialekte . . . kann es sich um einen Zustand der Κοινή handeln, welcher der Frage nach mundartlicher Differenzierung Berechtigung verleiht. Nach unseren Ausführungen über das Schwinden der alten Dialekte ist der postulierte Zustand im wesentlichen in den ersten christlichen Jahrhunderten, für einzelne hellenisierte Länder (wie Ägypten) schon zwei bis drei Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung eingetreten." S. 24 sagt er, daß die Koine sicher schon gegen Ende des Altertums differenziert war. In ähnlichem Sinne äußerte sich schon früher K. Dieterich (Untersuch. S. XVI): „Denn wie konnten zu einer Zeit, wo die alten Dialekte sich anflösten, schon wieder neue da sein?" So, wie Dieterich und Thumb, möchte ich die Frage nicht stellen. Thumb nimmt ja selbst nach dem Vorgang Kretschmers an, daß es in der Koine von Anfang an ein doppeltes e gab. Es ist von vornherein keineswegs ausgeschlossen, daß die Koine schon in ihren Anfängen dialektische Unterschiede aufwies. Um die Frage zu beantworten, beginnt man am besten vom Ende, vom Neugriechischen. Das Neugriechische zeigt eine starke Dialektspaltung. Wann ist sie entstanden? Die Antwort ist schwierig, weil es Dialekttexte erst aus der zweiten Hälfte des Mittelalters und dazu nur in spärlicher Zahl gibt. Nun haben sich die neugriechischen Dialekte Unteritaliens, die mit südgriechischen Dialekten verwandt sind, vor dem 11. Jhd. von dem Mutterstamme abgetrennt. Die neugriechischen Dialekte haben also vor dem 11. Jhd. existiert. Auch der kappadokische Dialekt hat sich vor dem Jahre 1000 losgelöst. Da nun die um das Jahr 1000 vorhandene Dialektspaltung nach Thumb kaum erst in 2—3 Jahrhunderten entstanden sein kann, so müssen Keime der Dialektspaltung schon im Verlauf des 1. bis 5. Jhd. existiert haben. Eine Bemerkung des Strabon, daß man von Stadt zu Stadt verschieden spreche, bezieht Th. auf die Koine. Letzteres glaube ich nicht. Die Differenzen der Koine konnten in den einzelnen Städten nicht so stark sein. Strabons Worte beziehen sich auf die alten Dialekte. Thumb nimmt in den ersten Jahrhunderten nach Chr. fünf Sprachkreise an: einen ägyptischen, einen kleinasiatischen, und im Mutterlande eine ionisierende Koine (im Machtbereich der Ionier), eine dorisierende (im Gebiet der dorischen Inseln, des Peloponnes sowie des ätolischen und achäischen Bundes), endlich einen attischen Sprachkreis. Wohl mit Recht nennt W. Schmid (W. f. k. Ph. 1901, Sp. 600) diese Annahme problematisch. Skeptisch urteilt darüber auch Ed. Schwyzer N. Jb. 1901, S. 244. Und vollends die Vermutung Thumbs, die fünf Dialekte, die der Triumvir

Crassus nach Quintilian (11, 2, 50) beherrscht haben soll, seien jene Dialekte der Koine, ist völlig unhaltbar und deshalb einstimmig verworfen worden (vgl. W. Schmid W. f. k. Ph. 1901, Sp. 601, Ed. Schwyzer N. Jb. 1901, S. 244, P. Kretschmer D. L. Z. 1901, Sp. 1049). Daß es sich um alte Dialekte handelt — füge ich hinzu —, geht hervor aus Quint. 12, 10, 34: illis [sc. Graecis] non verborum modo, sed linguarum etiam inter se differentium copia est. (Daß es sich bei Crassus um die alten Dialekte handelt, hebt richtig Kretschmer hervor, Entst d. Koi. S. 35).

Im allgemeinen lassen sich dialektische Verschiedenheiten nur schwer feststellen. Dies liegt nicht nur in der Ungleichheit unserer Quellen, sondern auch darin, daß z. B. lautliche Nuancen feinerer Art in der schriftlichen Darstellung überhaupt nur selten zur Geltung kommen; und doch dürfen wir gerade in solchen lautlichen Dingen wichtige Nuancen vermuten.

Der angebliche alexandrinische Dialekt.

Schon die alexandrinischen Grammatiker und dann die Neueren seit Sturz reden vielfach von 'alexandrinischem Dialekt'. Nach Thumb sind wir heute nicht berechtigt, einen solchen Dialekt anzunehmen, und man stimmt ihm darin zu (z. B. W. Schmid, W. f. k. Ph. 1901, Sp. 600, Kroll Herm. 30, S. 462). Was für Kennzeichen der Mundart von Alexandria ausgegeben wird, sind einfach Merkmale der Koine*) Eine

*) Ob man freilich so leichten Herzens über die Angaben der alten Grammatiker hinweggehen darf, ist mir nicht ausgemacht. Ich habe auf unsere Frage hin einen sprachlichen Vorgang untersucht und will hier das Resultat mitteilen. Es handelt sich um die Perfekta mit der Endung 3. Pl. -αν. Darüber liest man bei Thumb (S. 170): „Wenn Sextus Empiricus uns z. B. belehrt λέξις ὡς ἡ παρὰ τοῖς Ἀλεξανδρεῦσιν ἐλήλυθαν καὶ ἀπελήλυθαν, so wissen wir jetzt besser, daß die Übertragung der Aoristendung -αν auf das Perfektum räumlich sehr viel weiter verbreitet war; der Ausweg Bureschs, daß die Neuerung ‚besonders auf alexandrinischem Gebiet vollzogen wurde', läßt sich angesichts der Belege aus Kleinasien, Kreta, Lakonien usw. nicht offen halten." Sehen wir uns die Belege näher an. Zu den bei Dieterich S. 235 f. angeführten Beispielen aus den Papyri sind hinzuzufügen: εἴληφαν P. Par. 25, Z. 17, P. Leid. B Subskr. 3 (aus der königlichen Kanzlei!) = P. Brit. 17, 23 (163 v. Chr.), ἐπιδέδωκαν P. Brit. 17, 49 (162 v Chr.). Ich erwähne ferner, daß P. Par. 31, 23 (a. 162) der Schreiber zuerst statt ἠξιώκαμεν ἠξίωκαν μέν schrieb. Wenn wir von dem zuletzt genannten und dem in der Londoner Kopie 17, 23 vorkommenden Belege absehen, gewinnen wir aus den ptolemäischen Papyri 3 weitere Belege. Zu den inschriftlichen Belegen bei Dieterich ist aus Schweizer hinzuzufügen: δέδωκαν Greek Inscr. Brit. M. 3, 1, Nr. 420, 57 (Priene, Mitte d. 2. Jhd. v. Chr.).

Scheidung von alexandrinischem und sonstigem ägyptischen Griechisch läßt sich mit unseren Hilfsmitteln nicht durchführen. Daß das ägyptische Griechisch seine besonderen Kennzeichen hatte, ist glaublich; Thumb führt unter Modifizierung der Annahme von Buresch (Philol. 51, S. 84 ff.) drei solche einigermaßen charakteristische Erscheinungen an: die Vertauschung von Tenuis Media und Aspirata, die Verwechselung von η αι ε ι und die Ausstoßung des intervokalischen γ; vielleicht ist dazu der Abfall des auslautenden Nasals hinzuzufügen.*) Mit Recht bemerkt dabei Thumb (S. 174), daß von der ägyptischen Koine das Griechisch der nichthellenisierten Ägypter wohl zu scheiden ist.

Daß es kein Judengriechisch, das eine Abart des Dialekts von Alexandria sein soll, und keine besondere biblische Gräzität gab, davon rede ich in dem Kapitel über die biblische Gräzität.

Dialektische Differenzierung der Koine läßt sich aber nicht nur aus den urkundlichen Quellen, sondern auch durch vergleichende Untersuchung neugriechischer Dialektformen und der alten Überlieferung erschließen. Was die Methode betrifft, so muß man nach Thumb folgenderweise verfahren: wenn es uns gelingt, eine dialektisch gebliebene Neuerung ins Altertum hinaufzurücken und daneben das Weiterleben des Alten festzustellen, dürfen wir von den Anfängen dialektischer

Mit Rücksicht auf die Herkunft stammen nun 9 Beispiele aus Ägypten, 5 aus Griechenland, 4 aus Kleinasien, 1 aus Rom. (Von den literarischen Beispielen: 10 aus dem Neuen Testament [so Winer-Schmiedel S. 113, 15; Dieterich führt nur 5 Belege an] und 3 aus den falschen Sibyllinen, sehe ich ab.). Wenn wir daher die Inschriften und Papyri reden lassen, so nimmt Ägypten doch die erste Stelle ein. Ich will auf diese Tatsache kein Gewicht legen, denn sie hängt vielleicht mit der Beschaffenheit unseres Materials zusammen, aber man könnte Buresch in einem gewissen Sinne recht geben: zwar nicht in dem Sinne, daß die Neuerung „besonders auf alexandrinischem Gebiet vollzogen wurde“, aber daß sie in Ägypten besonders verbreitet war; dann würde auch Sextus' Behauptung berechtigt erscheinen (mit der genannten Modifikation, daß man nicht an Alexandrien, sondern an Ägypten denkt). Ich bemerke, daß ich nur die ptolemäischen Papyri und nur deren Publikationen bis 1894 berücksichtigt habe; sonst würde man ohne Zweifel mehr als 9 Belege finden. Was die Chronologie betrifft, stammt das älteste Beispiel (3. Jhd.) allerdings aus Kleinasien, im 2. Jhd. finden wir 2 Belege aus Kleinasien und 7 aus Ägypten, im 1 Jhd. 4 aus Griechenland. (Vier Belege kann ich chronologisch nicht bestimmen.) Also ist die Erscheinung in Ägypten früh und häufig zu belegen.

*) In der Vertauschung von Tenuis Media und Aspirata, ferner in dem Abfall des auslautenden ν sieht Hatzidakis Barbarismen (G. g. A. 1899 S. 510).

Differenzierung der Koine reden. Darin kann man Thumb wohl recht geben. Solche alten Dialektmerkmale sind für Thumb:

1. Die Entwickelung des „irrationalen“ oder parasitischen γ (ἀκούγω, κλαίγω). 2. Palatalisierung des κ vor e, i in tš, tś oder ts. Die Beispiele, auf welche sich Th. hierbei stützt, sind jedoch ganz unsicher und deshalb schwebt das hohe Alter dieser Erscheinung völlig in der Luft. 3. Vereinfachung der Doppelkonsonans. 4. Übergang von λ + Konsonans in ρ + Konsonans; für das Neugriechische stützt sich Th. auf die Form ἀδελφός (= allg. gr. ἀδερφός), die er in der Gegend von Samsun notiert hat, und auf δελφό, das er von einem Kappadokier hörte. Th. dürfte aber übersehen, daß die neugriechischen Formen (ἀδελφός) auch auf dem Einflusse der Schule oder der Kirchensprache beruhen können; auch sonst ist manche Dialektform auf den Einfluß der Schriftsprache zurückzuführen; solche gelehrten Formen gebrauchen Bauern im Gespräch mit Gebildeten, besonders aber mit Ausländern, überall. 5. Die pontische Aussprache des η als e. 6. Verschiedene Aussprache des υ: nebeneinander existierte die Aussprache als ü und i und wahrscheinlich auch u und iu. — Lediglich für möglich hält dagegen Th., daß unbetontes α neben Liquiden zu ε wurde (neugriechisch κρεββάτι = altgriechisch κραββάτιον).

Auf dem Gebiete der **Flexion** schreibt Th. der Koine folgende Erscheinungen zu:

1. In der 3. Pl. Act. standen nebeneinander die Endungen ν und σι (φέρουσι : φέρουν, ἔλαβαν : ἐλάβασι). 2. Die Neubildungen auf -σαν in der 3. Pl. des Impf. und des starken Aor. waren in der Koine lokal beschränkt (das östliche Mittelgriechenland war wohl ihre Heimat). (In diesem Punkte trifft Thumb mit Kretschmer im wesentlichen zusammen; über den Grund der üppigen Wucherung dieser Endung — beabsichtigte Herstellung von Gleichsilbigkeit — vgl. Kretschmer, Entstehung S. 9 f.). 3. Th. fragt, ob nicht auch die Ausbildung des neugriechischen κ-Aoristes in einigen neugriechischen Dialekten (ἄκουκα = ἄκουσα) in die Koine zu verlegen sei.

6. Die Sprache der griechischen Bibel.

Bis in jüngste Zeit hörte man über die Stellung der biblischen Gräzität ganz schiefe Urteile. Es wurde vom „Judengriechisch“, von Hebraismen (Semitismen) der biblischen Sprache usw. gesprochen. Es ist ein Verdienst A. **Deißmanns**, mit den Vorurteilen, die auf diesem Gebiete herrschten, aufgeräumt zu haben. Die philologische mit der theologischen Schulung verbindend, erkannte er den Zusammenhang der biblischen Gräzität mit der gleichzeitigen Koine und wies sie sowohl prinzipiell

als auch in zahlreichen Einzelfällen nach. Dies tat er vor allem in seinen Büchern: Bibelstudien (Marburg 1895) und: Neue Bibelstudien (Marburg 1897).*) Die Resultate seiner Forschungen sind kurz zusammengefaßt in seinem Schriftchen:

Die sprachliche Erforschung der griechischen Bibel, ihr gegenwärtiger Stand und ihre Aufgaben. (Vorträge der theologischen Konferenz zu Gießen. XII.) (Gießen 1898),

sowie in dem Artikel:

Hellenistisches Griechisch (mit besonderer Berücksichtigung der griechischen Bibel), in der: Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. 3. Aufl., Bd. VII. (Leipzig 1899), S. 627—639.

Die letztere Arbeit stellt die wichtigere Literatur über die Koine zusammen und handelt über Definitionen des Begriffes Κοινή, über ihren Namen, Charakter und ihre Entstehung, über Differenzierungen der Koine und über die griechische Bibel als Denkmal des hellenistischen Griechisch. Auf die in dem ersten Teile dieser Arbeit niedergelegten Ansichten D.s ist bereits im Vorstehenden Bezug genommen worden; auf den Inhalt des zweiten Teiles sowie denjenigen seines Schriftchens „Die sprachliche Erforschung der griechischen Bibel“ will ich jetzt genauer eingehen. Es sei vorher erwähnt, daß D. die wichtigere Koine-Literatur der letzten Jahre mit besonderer Berücksichtigung der biblischen Sprache in zwei Berichten in der Theologischen Rundschau besprochen hat u. T.: Die Sprache der griechischen Bibel. (Septuaginta, Neues Testament und Verwandtes), Bd. I. 1898, S. 463—472 und Bd. V, 1902, S 58—69.

Auf Deißmanns Arbeiten fußt A. Thumb. In seinem Buche „Die griechische Sprache“ handelt er über die biblische Gräzität an zwei Stellen: in Kap. IV (über Semitismen der biblischen Gräzität) und in Kap. V (über die Stellung der biblischen Gräzität). Derselbe Gelehrte suchte in seinem vor der 46. Versammlung deutscher Philologen gehaltenen Vortrage:

Die sprachgeschichtliche Stellung des Biblischen Griechisch (Theol. Rundschau, V, 1902, S. 85—99)

die Stellung zu fixieren, welche die Sprache des N. T. im Zusammenhang der gesamten sprachlichen Entwickelung einnimmt, wobei er auf

*) G. A. Deißmann, Bible Studies. Contributions, chiefly from papyri and inscriptions, to the history of the language, literature and religion of hellenistic Judaism and primitive Christianity. Authorised translation . . . by A. Grieve. Edinburgh 1901 ist eine Übersetzung dieser beiden Werke D.s. Sie enthält Zusätze und Korrekturen. (Vgl. Thumb, Arch. f. Pap. 2 S. 415.)

das Wesen der Koine und andere die Gemeinsprache betreffende Fragen einging.

Ich will hier versuchen, die Ansichten Deißmanns und Thumbs wiederzugeben. Wie bereits in der Vorrede bemerkt worden ist, werde ich mich hauptsächlich auf die Septuaginta beschränken, die Sprache des Neuen Testamentes nur kurz berühren.

Daß die biblische Gräzität so lange als etwas Isoliertes, Einzigartiges betrachtet worden ist, hat seinen Grund darin, daß noch vor kurzem die Septuaginta und das Neue Testament im wesentlichen die einzigen Zeugen der hellenistischen Umgangssprache waren. Man merkte leicht den Abstand des Griechischen dieser Texte von dem „klassischen“ Attisch. Man merkte aber auch den Unterschied zwischen der Septuaginta und z. B. Polybios; namentlich in der Syntax war dieser Unterschied auffallend. So schuf man den Begriff „Judengriechisch“. Erst das Studium der Papyri und Inschriften ermöglichte eine richtige Beurteilung der Bibelsprache. Viele wollten früher einen Einfluß des Semitischen auch in dem grammatischen Bau des Griechischen finden. Was die Flexionsformen betrifft, so meinte Schmiedel, daß das in der Apokalypse vorkommende Wort κατήγωρ eine „aramäische Zustutzung“ von κατήγορος sei. Doch haben W. Schmid (W. f. k. Ph. 1899, Sp. 541 und 1901, Sp. 602) und Thumb (S. 126) nachgewiesen, daß κατήγωρ eine echtgriechische Bildung ist. Es stellt sich immer deutlicher heraus, daß die Laut- und Formenlehre der biblischen Sprache die charakteristischen Züge der Umgangskoine zeigt. Selbst das Wort ἐραυνάω (statt ἐρευνάω), das als ein spezifisches Kennzeichen des Bibelgriechisch galt, ist jetzt außerhalb des biblischen Griechisch nachgewiesen.*) Der Wortschatz der Bibelsprache ist noch nicht allseitig durchforscht, aber es ist schon gelungen, mehrere vermeintliche Hebraismen auf diesem Gebiete als Schöpfungen griechischen Geistes zu erweisen, und diese wenigen Fälle sind von prinzipieller Bedeutung: man ist berechtigt, in der Zulassung von Semitismen sich sehr skeptisch zu verhalten. Nach dem Urteile Thumbs (S. 120 f.) wird von Winer-Schmiedel (Gramm. d. neutestam. Griechisch) der semitische Einfluß immer noch überschätzt. Das griechische Judentum und das Christentum haben ohne Zweifel neue Wörter und neue Wortbedeutungen geschaffen, aber das ist eine Tatsache der Religionsgeschichte, nicht der Sprachgeschichte. Deißmann (Realenz. S. 636 f.). sagt mit Recht: „Wer spricht von einer Mundart der Stoa oder einer Gräzität der Gnosis? Wer schreibt eine Grammatik des Neuplatonismus? Und doch haben alle diese Bewegungen den griechischen Wortschatz bereichert und verändert.“ Die Syntax

*) Kretschmer erinnert auch an theräische Formen οὐεργέτας, οὐνοίας.

der griechischen Bibel scheint noch am ersten die Annahme eines „biblischen“ Griechisch zuzulassen. Konstruktionen, Wortstellungen und Satzbau, wie wir sie z. B. in den Psalmen oder in den Evangelien lesen, finden sich nicht einmal in den vulgärsten Papyri (Deißmann). Dies erklärt sich aus der Eigenart der biblischen Schriften. Sie zerfallen sprachlich in zwei große Gruppen: in originalgriechische Schriften und Übersetzungen semitischer Vorlagen. Die Septuaginta ist vorwiegend Übersetzergriechisch; ursprünglichgriechisch sind einige Apokryphen des Alten Testamentes (z. B. das vierte Makkabäerbuch). Beim Neuen Testament sind nach der Annahme der Theologen die meisten Teile der synoptischen Evangelien und vielleicht einiges aus der Apokalypse des Johannes Übersetzungen aramäischer (hebräischer) Vorlagen (so Deißmann, Sprachl. Erforschung S. 9). — Die originalgriechischen Schriften der Bibel sind Denkmäler eines wirklich gesprochenen Griechisch. Die Übersetzungen ahmen die Eigentümlichkeit der fremden Vorlage nach. Halten wir da, wo das semitische Original noch vorhanden ist, den Urtext neben die Übersetzung, so sehen wir, wie Semitismus für Semitismus eben sklavische Nachahmung des Originals ist (Deißmann). Auf die Frage: deckt sich dieses Übersetzergriechisch mit der griechischen Umgangssprache der Übersetzer oder ist es ein ad hoc zurechtgemachtes, von der Vorlage abhängiges Griechisch? — ist zu antworten: es ist ein künstliches, papiernes, kein gesprochenes Griechisch.*) Mitunter finden wir in einer und derselben biblischen Schrift das Nebeneinander dieser beiden Arten von Griechisch: so sind die Prologe des Buches Sirach und des Lukasevangeliums originalgriechisch, die Schriften selber aber sind von semitischer Vorlage abhängig (Deißmann, Realenz. S. 638). Das angebliche Judengriechisch ist also nicht lebendige Sprache gewesen, sondern ist durch die Methode der Übersetzung veranlaßt. Die Semitismen sind hier okkasionell; daneben gibt es nach Deißmann auch usuell gewordene.

In bezug auf syntaktische Semitismen sind die Meinungen nicht ganz einig. Viteau, der die Syntax der Septuaginta und des Neuen Testamentes auf diese Frage hin am gründlichsten untersucht hat, geht in der Annahme von syntaktischen Semitismen weit. Von den Schriften des Neuen Testamentes sagt er: „on remarque dans la langue du N. T. un grand nombre d'expressions et de constructions hébraïsantes ou purement hébraïques“ (Étude sur le grec du Nouveau Testament. Le verbe, Paris 1893, S. 233). Auch Swete ist geneigt, viele Semitismen in der LXX anzunehmen (Introduction to the Old

*) [Hier und sonst bietet die sog. Africitas ganz analoge Erscheinungen; so sei für Übersetzerlatein auf Rhein. Mus. 52 S. 580 verwiesen. W. K.]

Testament in Greek, passim), vgl. S. 9: „Into this hybrid speech (sc. the patois of the Alexandrian streets) the Jewish colony would infuse . . . a strong colouring of Semitic thought, and not a few reminiscences of Hebrew or Aramaic lexicography and grammar. Such at any rate is the monument of Jewish-Egyptian Greek which survives in the earlier books of the so-called Septuagint.“ Zurückhaltender urteilt Deißmann (a. a. O.). Andere sind noch weniger als Deißmann geneigt, syntaktische Semitismen zuzugeben. Schmiedel sagt von den Übersetzern der Septuaginta: „geradezu ungriechische Konstruktionen haben sie in der Regel nicht“ (Winer-Schmiedel, Gramm. d. neutestam. Griechisch S. 29). Mit Mißtrauen steht der Annahme von Semitismen auch Thumb entgegen (Die griech. Spr. S. 129 ff.). Er sieht von der Septuaginta ab, weil „für syntaktische Fragen eine Übersetzung überhaupt nur von sehr bedingtem Werte ist“; der spezielle Wert der Septuaginta sei nach den einzelnen Stücken sehr verschieden, da die Verfasser bald ziemlich frei, bald wörtlich übersetzen. Die Frage nach Hebraismen gewinnt nach Thumb nur da eine gewisse Berechtigung, wo der Gebrauch der Septuaginta mit der Syntax des hebräischen Originals einerseits und des Neuen Testaments andererseits übereinstimmt. Solange die Sprache der Papyri nicht untersucht sei, müsse eine Antwort darauf, ob ein Hebraismus vorliege, in den meisten Fällen unbefriedigend bleiben. Thumb will nicht behaupten, daß die biblische Gräzität von hebräischer Ausdrucksform gänzlich frei sei, aber der fremde Einfluß äußert sich nach ihm mehr im Stil und in der Denk- und Anschauungsweise als in der Sprache im engern Sinn: unhellenisch sei der Satzparallelismus der Septuaginta, die Verwendung der Parabel im Neuen Testament (hierin folgt er Norden, Antike Kunstprosa S. 509). Er leugnet einen Einfluß des Hebräischen beim Gebrauch von Aktivum und Medium, den Viteau angenommen hatte. Auch sei gegenüber dem häufigen Gebrauch der Präpositionen Zurückhaltung des Urteils nötig (S. 128), weil die reiche Gestaltung des präpositionalen Ausdrucks ein Kennzeichen der spätgriechischen Sprache sei. Auch andere Erscheinungen wie δύο δύο 'je zwei', εἶ (εἰ) μήν, ὅπου = 'auf welchem' oder Verbindung des deklinierten Relativums und des im entsprechenden Kasus hinzugefügten αὐτός sollen auf zufälligem Zusammentreffen griechischer Sprachentwickelung und hebräischen Gebrauches beruhen.

Ist die griechische Bibel Denkmal der Umgangs- oder der Literatursprache? Diese Frage ist noch nicht eingehend untersucht. Heute kann man nur soviel sagen, daß das Bibelgriechisch wesentlich der Umgangssprache zuzurechnen ist: dies gilt für die Sprache der meisten Bücher der LXX und der Evangelien (Deißmann S. 639). Innerhalb

der beiden Hauptgruppen: der übersetzten und der Originalschriften, finden sich aber Verschiedenheiten. Die Übersetzungen sind nicht von einer und derselben Hand gemacht. Es liegen hier sprachlich disparate Elemente nebeneinander. Nach Deißmann (S. 638) ist es zweifellos, daß sich einzelne Schriften der Literatursprache bedienen oder bedienen wollen. Die Hebräerepistel z. B. meidet den Hiatus und zeigt nach Blaß (Gramm. d. neutest. Griech. S. 290) im Satzbau und Stil die Sorgfalt und das Geschick eines Kunstschriftstellers. Nach Deißmann sind die Paulusbriefe Denkmäler der Umgangssprache, obwohl auch Paulus rhetorisch angehaucht ist.*) Ähnlich urteilt Thumb. Die Septuaginta, das Neue Testament und die altchristliche Literatur richten sich an ein größeres Publikum, sie erheben sich über eine lokale Färbung und bedienen sich einer „Durchschnittssprache" (Gr.Spr.S. 169). Das N. T. zeigt den Versuch, die lebende Sprache der Zeit literaturfähig zu machen (Theol. Rundsch. 5, 1902, S. 93). Auch Th. gibt zu, daß die Unterschiede des A. und N. T. sowie die Unterschiede der verschiedenen Autoren des N. T. darin bestehen, daß die Wortwahl, das Verhältnis zwischen der Umgangssprache und der klassischen (attischen) Korrektheit oder die stilistische Form in den einzelnen Schriften, ja selbst innerhalb dieser, verschieden ist (Gr. Spr. S. 183 f.). Das individuelle Gepräge einzelner Autoren zeigt ihren Anteil an den literarischen Vorgängen der Zeit. „Lukas und Paulus z. B. stehen diesen nicht fremd gegenüber, und so liefert auch das Studium des Neuen Testamentes einen interessanten Beleg für den Kampf zwischen Literatur- und Volkssprache" (S. 184). Norden (Ant. Kunstpr. II 485 ff.) hat durch eine Gegenüberstellung einer Reihe gleicher Sätze der Synoptiker gezeigt, „daß Lukas an einer überaus großen Anzahl von Stellen das vom klassizistischen (attischen) Standpunkt aus Bessere hat"; er vermeidet nicht nur aramäische und lateinische Wörter, sondern auch solche hellenistische Ausdrücke, welche von den Attizisten verworfen werden, und verwendet Formen der attischen Grammatik statt der hellenistischen (Thumb, Gr. Spr. S. 184).

So wenig es ein spezifisches „Bibelgriechisch" gibt,**) so wenig gibt es ein Judengriechisch überhaupt. Das hat ebenfalls Deißmann nachgewiesen. Ihm folgen Thumb, W. Schmid (W. f. k. Ph. 1901, Sp. 600) u. a. Die Septuaginta ist kein Zeugnis für dieses Griechisch; die Sprache, die nach Abzug von Eigenheiten der Über-

*) Gegen die Annahme Nordens (Ant. Kunstprosa), daß der Stil des Paulus unhellenisch ist, haben die Theologen Widerspruch erhoben (vgl. Thumb Arch. f. Pap. 2 S. 420).

**) Dies wird allgemein anerkannt, vgl. z. B. W. Schmid, W. f. k. Ph. 1901, Sp. 600.

setzung übrigbleibt, ist die gewöhnliche Koine (Thumb, Gr. Spr. S. 175). Die Juden in Alexandria und überhaupt in Ägypten waren in der Sprache völlig hellenisiert, so daß sie das Hebräisch erst nachträglich lernten. Hochgebildete jüdische Schriftsteller wie Philon oder Josephus Flavius schreiben ein völlig reines Griechisch (S. 125). Ebensowenig ist die Sprache des Neuen Testamentes eine judengriechische Mundart. Die biblische Gräzität ist also kein Dialekt der Koine. Eine gewisse Eigenart zeigt vielleicht die Sprache der palästinischen, nichthellenisierten Juden. Griechische Lehnwörter der rabbinischen Schriften zeigen vielfach eine andere Bedeutung als dieselben Wörter im Alten und Neuen Testament.

Auf den Bericht über die Stellung der biblischen Gräzität lasse ich eine Übersicht über die übrigen, die Septuaginta betreffenden Schriften folgen. Sie würde passender ihren Platz in dem besonderen Teile dieses Berichtes finden, aber es scheint mir wenig geboten, den Bericht über die Septuagintaforschung auf diese Weise in zwei Stücke zu zerreißen.

Die Reihe dieser Arbeiten eröffnet

H. B. Swete, An introduction to the Old Testament in Greek. With an appendix containing the Letter of Aristeas edited by J. Thackeray. Cambridge 1900.*)

Eine Einführung in die Septuaginta war seit langem Bedürfnis, sowohl in Deutschland als in England, diesem „klassischen Lande der Septuagintaforschung" (H. Lietzmann, G. g. A. 1902, S. 329). Swetes Introduktion ist die erste ihrer Art, und sie muß als ein ausgezeichnetes Werk bezeichnet werden. Auf jeder Seite hat man beim Lesen den Eindruck, daß der Vf. mit den zahlreichen und schwierigen Problemen der Septuagintaforschung wie wenige vertraut ist. Alle Fragen, die sich an die Septuaginta knüpfen, finden in dem Buche eine eingehende Erörterung.

Die Mehrzahl der Fragen, die in dem Sweteschen Buche berührt werden, liegt außerhalb der Rahmen dieses Berichtes, deshalb kann ich den Inhalt mancher Kapitel nur ganz kurz skizzieren. Das Buch zerfällt in 3 Teile: 1. The history of the Greek Old Testament and of its transmission. 2. The contents of the Alexandrian Old Testament. 3. Literary use, value and textual condition of the Greek Old Testament.

Kap. I. „The Alexandrian Greek version" bringt eine knappe Entstehungsgeschichte der jüdischen Gemeinde in Alexandria und er-

*) Inzwischen ist das Buch in 2. Auflage erschienen (London 1903).

zählt, unter welchen Umständen und wann in den jüdischen Kreisen dieser Stadt die Septuaginta entstand. Es ist möglich, daß das Pentateuch schon unter Philadelphos übersetzt worden ist, unrichtig dagegen die Nachricht, die Demetrios von Phaleron damit verknüpft oder die Übersetzung auf Wunsch des Königs unternommen sein läßt. Der König hat aber vielleicht „encouraged the work of translation“ und zwar aus politischen Gründen. Die Propheten sind übersetzt vor 132 v. Chr. Vor Beginn unserer Zeitrechnung besaß Alexandrien sämtliche oder fast sämtliche Schriften des A. T. in griechischer Übersetzung. Kap. II. „Later Greek versions“ handelt über die Entstehung der übrigen griechischen Übersetzungen des Alten Testamentes, vor allem der von Aquila, Theodotion und Symmachos (alle drei im 2. Jhd. n. Chr.). Kap. III. „The Hexapla and the Hexaplaric and other recensions of the Septuagint“ gibt die Geschichte dieses großen Werkes des Origenes (3. Jhd.). Kap. IV handelt über die „Ancient versions based upon the Septuagint“. Kap. V bringt ein dankenswertes Verzeichnis der LXX-Handschriften; die Unzialen werden genau beschrieben, die Minuskelhandschriften nach Holmes-Parsons aufgezählt. Beim Oktateuch stellt Sw. alle für die neue Cambridger LXX kollationierten Handschriften zusammen. Kap. VI bespricht die Ausgaben der LXX und gibt Geschichte und Charakteristik der wichtigeren.

Der II. Teil des Werkes beginnt mit der Geschichte des Kanons; die erhaltenen Verzeichnisse der LXX-Schriften werden abgedruckt. Kap. II handelt über das Verhältnis der LXX (maso-zum hebräischen rethischen) Texte. Kap. III bespricht die nur griechisch erhaltenen Schriften. Kap. IV. „The Greek of the Septuagint“. Wir finden hier die erfreuliche Mitteilung, daß eine Grammatik der Septuaginta von einem „kompetenten Gelehrten“ vorbereitet wird. Vf. spricht über den Wortschatz, Konstruktionen und „Orthographie“ dieses Griechisch. Es folgt ein Abschnitt über die Wortbildung, Deklination und Konjugation, sowie über die Syntax. In philologischer Hinsicht ist in diesem Kapitel manches anfechtbar; so wird z. B. unter „Orthographie“ manche Erscheinung genannt, die in das Kapitel der Lautlehre gehört u. dgl., aber die Zusammenstellung der wichtigsten Erscheinungen, z. B. auf dem Gebiete des Wortschatzes, ist dankenswert. Das Verhältnis der Sprache der LXX zur Koine ist nicht ganz richtig dargestellt; Sw. spricht zu viel von dem Judengriechisch und Alexandrinisch. Kap. V handelt von dem Übersetzungscharakter der LXX. Swete nimmt ziemlich viele Semitismen an. Die Darlegungen über die Schwierigkeiten, die die Übersetzer zu überwinden hatten, und über die Art und Weise, wie sie sie überwunden haben, enthalten interessante Einzelheiten. Kap. VI behandelt Vers- und Kapitelteilung, Lektionen und Katenen.

Im III. Teile des Buches spricht Sw. über die Benutzung der LXX durch Nichtchristen, durch die Autoren des Neuen Testamentes und Christen, über die griechischen Übersetzungen as aids to Biblical study, über den Einfluß der LXX auf die christliche Literatur, über die textual condition der LXX und die damit verbundenen kritischen Probleme.

Der reiche Inhalt des Werkes ist von mir nur skizziert. Die Swetesche Arbeit ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden Septuaginta- und Koineforscher. Die klare Sprache des Buches verdient besonders hervorgehoben zu werden.

Eine Einführung in die Septuaginta gab gleichzeitig mit Swete ein deutscher Gelehrter

*W. Baudissin, Einleitung in die Bücher des Alten Testamentes. Leipzig 1901. (Rez. Riedel, Theol. Literaturblatt 23.)

Über die Bedeutung der LXX für die Geschichte der griechischen Sprache handelt

*J. Korsunskij, Perevod LXX . . . (Die Übersetzung der LXX, deren Bedeutung in der Geschichte der griech. Sprache und Literatur.) (Russisch.) Petersburg 1898.

Die sprachliche Seite der Septuagintaforschung ist ein gänzlich vernachlässigtes Gebiet. Im Jahre 1898 klagte Deißmann: „Eigentlich grammatische Untersuchungen zu den LXX fehlen ganz" (Sprachl. Erforsch. d. gr. Bibel, S. 18). Seit dieser Zeit ist es nicht besser geworden; nicht eine einzige Arbeit ist auf diesem fruchtbaren Gebiete zu verzeichnen. Eine Grammatik der LXX ist erfreulicherweise in Aussicht gestellt, ein Wörterbuch leider noch nicht. Cremers Biblisch-theologisches Wörterbuch der Neutestamentlichen Gräzität dient zurzeit für die meisten Wörter zugleich als Wörterbuch der LXX. Über die Schwierigkeiten eines LXX-Wörterbuches spricht Deißmann, Sprachl. Erforschung, S. 15, wobei er seine Ausführungen an Beispielen demonstriert. Derselbe Gelehrte betont die Notwendigkeit exegetischer Bearbeitungen einzelner Bücher der LXX.

Zu verzeichnen sind hier nur ein paar kleine Artikel von Eb. Nestle, die Einzelheiten des Sprachgebrauchs behandeln.

*Eb. Nestle, Septuaginta und Bibelvulgata. (Ein merkwürdiger Sprachgebrauch.). Blätter f. bayr. Gymn.-Schulwesen 1898, S. 737.

Derselbe, Ein moabitischer Stadtname in den griechischen Wörterbüchern (Philol. 59, 1900, S. 312)

beseitigt aus griechischen Wörterbüchern das Appellativum κειράς, ἀδος 'geschoren' Ierem. 48, 31, indem er es durch den Eigennamen Κειράδας oder besser Κειρ Ἀδας ersetzt, welcher Transkription des von den LXX als kir hădăš gelesenen moabitischen Ortsnamen ist und V. 37 noch einmal in derselben Transkription vorkommt. (In der neuesten Ausgabe von Swete und in der Konkordanz von Hatch-Redpath steht der Name noch als Appellativum.)

Derselbe, Die Geschichte eines Druckfehlers (παντόβροχος in 3. Macc. 6, 4). B. ph. W. 1901, Sp. 28—30.

Das falsche παντοβρόχου für ποντοβρόχου steht bereits in der Sixtina (1586/7).

Derselbe, ἄρτος. Bienenbett. [Hohesl. 5, 1.] Korrespondenzbl. f. d. Gelehrten- u. Realschulen Württ. 9, 1902, S. 95—98.)

*W. Dittmar, Vetus Testamentum in Novo. Die alttestamentlichen Parallelen des N. T. im Wortlaut der Urtexte und der Septuaginta zusammengestellt. 1. Hälfte: Evangelien u. Apostelgeschichte. Göttingen 1899.

mir bekannt aus der Rezension von Eb. Nestle in der D. L. Z. 1899, Sp. 1697—9, enthält ein nach der Reihenfolge der alttestamentlichen Bücher geordnetes Stellenverzeichnis (S. 170—175), das reicher ist als dasjenige von Theile in dessen Ausgabe des N. T.

Der Aristeasbrief.

Die Ausgabe des Aristeasbriefes

Aristeae ad Philocratem epistula. Cum ceteris de origine versionis LXX interpretum testimoniis Ludovici Mendelssohn schedis usus ed. P. Wendland. Lipsiae 1900

enthält einen trefflichen Index verborum (S. 170—220), in welchem bei den einzelnen Wörtern angegeben wird, ob sie in der LXX, bei Polybios, in den Papyri, Inschriften usw. vorkommen. Wichtigere Wendungen und Redensarten des Aristeas werden aufgezählt. In den Observationes grammaticae sind die wichtigsten grammatischen Erscheinungen zusammengestellt. — Von der Entstehungszeit des Briefes urteilt W. (p. XXVII): „libellus noster posteriori Maccabaeorum aetati tribuendus est. Eum ante Romanorum a. 63 in Palaestinam invasionem scriptum esse patet. (Dies folge aus der Schilderung der Verhältnisse und aus den in dem Briefe vorkommenden Namen.)

*) E. Nestle, Septuagintastudien III. (Beilage z. Progr. d. theol. Seminars Maulbronn.) Stuttgart 1899 enthält Textkritisches zum apokryphen Gebet Manasses und zum Buche Tobit.

L. Radermacher, Βασιλεὺς Ἀντίοχος Φανίᾳ (Rh. M. 56, 202 ff.) behandelt den bei Athen. 12, 547a mitgeteilten Brief eines Königs Antiochos und kommt auf Grund der Vergleichung der Sprache dieses Briefes mit der Sprache des Ps. Aristeas und der LXX zu dem Resultat, daß dieser Brief in der Volkssprache geschrieben und daher gefälscht ist. Der Fälscher ist in den jüdischen Kreisen Ägyptens zu suchen.

7. Die achäisch dorische und die nordwestgriechische Koine.

In den Staaten des achäischen Bundes bildete sich in unserer Epoche eine achäisch-dorische Gemeinsprache. Wir können ihr Wirken besonders auf dem Boden Arkadiens erkennen. Literatur hat sie nicht hervorgebracht; der Arkadier Polybios bedient sich nicht ihrer, sondern der attischen Koine. Sie dauerte ungefähr 200 Jahre; mit Beginn der Kaiserzeit ist sie der attischen Koine unterlegen.

Auch in den Staaten des ätolischen Bundes begegnen wir einer Gemeinsprache. Diese Gemeinsprache hält man für eine von der achäisch-dorischen verschiedene und nennt sie 'nordwestgriechische Koine' (R. Meister, B. ph. W. 1901, Sp. 1527; ihm folgt Ed. Schwyzer, Weltspr. d. Alt. S. 12 Anm. 18). Andere reden statt von zweien von einer einzigen Gemeinsprache, die sie „achäisch-dorisch" nennen (so Buck, s. unt.). Diese Gemeinsprachen (ev. Gemeinsprache) bilden parallele Strömungen zu der attischen Koine, doch sind sie ihr nicht ebenbürtig, einmal, da sie keine Literatur hervorgebracht haben, zweitens, weil ihre Verbreitung weit engere Grenzen aufweist.

Dieser Gemeinsprache ist nur ein einziger Aufsatz gewidmet:

C. D. Buck, The source of the so-called Achaean-Doric κοινή. (The American Journal of Philol. 21, 1900, S. 193—196.)

B. zeigt, daß die achäisch-dorische Koine (der Name stammt von Meister, Gr. Dial. II, S. 81 ff.), welche in der Hauptsache auf nordwestgriechische Dialekte zurückgeht, manches attische Element enthält und demnach ein neues Zeugnis für den Einfluß der „attischen" κοινή ist. Die achäisch-dorische Koine ist nach B. identisch mit dem Dialekt, welcher in Epirus, Akarnanien, Ätolien, Phokis und Phthiotis gesprochen wurde. Buck bemerkt nun, daß derjenige dieser Dialekte, welcher uns am besten bekannt ist, der alt-phokische, etwas ganz anderes ist als diese κοινή. Etwas anderes ist auch das Lokrische. Das Alt-Ätolische ist mit dieser κοινή ebenfalls schwerlich identisch. Es ist nicht glaublich, daß einige Elemente dieser Koine im Alt-Ätolischen existiert hätten, so z. B. die Konjunktion εἰ. Es sind vielmehr Spuren des attischen Dialektes, welcher gleichzeitig z. B.

auch das Delphische beeinflußt. Attische Einflüsse sind im Delphischen zu konstatieren, noch ehe die Ätoler in Delphi den Fuß setzten. Auch der Dialekt einiger dorischer Inseln zeigt attischen Einfluß. In der achäisch-dorischen Koine finden sich folgende attische Formen: 1. εἰ (statt αἰ), 2. πρῶτος (statt πρᾶτος), 3. οἱ häufiger als τοί, 4. ἱερός häufiger als ἱαρός, 5. εἰς neben ἐν c. acc., 6. sporadisch εἶναι und πρός (neben εἶμεν und ποτί). 7. sporadische Attizismen wie gen. βασιλέως, πόλεως; θάλαττα, τέτταρες: ἐάν, ἕως ἄν; imperat. ὄντων, ptc. ὤν; imperat. -τωσαν; εἴκοσι usw. —

Die achäisch-dorische Koine ist durchaus nicht einheitlich. Nicht nur sind die Mischungsverhältnisse in ihr verschieden, sondern auch ist die Grundlage derjenigen Dialekte, welche dem achäischen Einflusse unterliegen, und die Grundlage jener, welche ätolischen Einfluß zeigen, keineswegs identisch. Nur der ätolische Kreis zeigt ἐν c. acc. und Dative konsonantischer Stämme auf -οις. Auch Buck ist geneigt, ätolische Koine von der achäischen zu unterscheiden. Der attische Einfluß läßt sich übrigens in nahezu sämtlichen dorischen Dialekten vom 4. Jhd. an nachweisen und — abgesehen von den oben genannten ätolischen Spuren — das Ergebnis ist nicht wesentlich verschieden.

Eine Untersuchung dieser achäischen und nordwestgriechischen Sprachverhältnisse ist ein dringendes Bedürfnis der Koineforschung. Dabei wäre auch zu ermitteln, wie tief der Einfluß dieser Koine reicht, denn es hat den Anschein, daß sie nur auf bestimmte Schichten von Gebildeten beschränkt und dem Volke als solchem fremd war.

8. Der Attizismus.

Einen Abriß der Geschichte der attizistischen Bewegung in der Literatur gibt W. Schmid in seiner gehaltvollen akademischen Antrittsrede:

Über den kulturgeschichtlichen Zusammenhang und die Bedeutung der griechischen Renaissance in der Römerzeit. (Leipzig 1898.)

Die ersten Proteste gegen den unter orientalischem Einfluß entstandenen Asianismus lassen sich im 2. Jhd. v. Chr. hören. Ihren Ausgangspunkt suchte man in Pergamon. Sch. bestreitet dies mit Rücksicht darauf, daß wir von einer pergamenischen Rednerschule nicht hören und daß die pathetische Richtung der pergamenischen Kunst nicht für eine klassizistische Strömung in dieser Stadt spricht. Er glaubt vielmehr, daß die Insel Rhodos der Sitz dieser Reaktion gewesen ist. Zur Begründung dieser Vermutung führt er eine Reihe von

Argumenten an. Der in Rhodos gemachte Versuch ist ein zaghafter: es ist kein offener Gegensatz gegen den Asianismus — man wünscht nur eine Abdämpfung asianischer Übertreibung. Der eigentliche Kampf beginnt auf römischem Boden zur Zeit des Augustus. Man verlangt hier energisch eine Rückkehr zum Attischen und beginnt mit einer literarischen Polemik gegen den Asianismus und mit grammatischen, lexikalischen, philologisch-kritischen und ästhetischen Arbeiten über die attische Prosaliteratur. Anfangs wünscht man keine pedantische Nachahmung der Klassiker, mit der Zeit verlangt man eine vollständige Wiederaufnahme der altattischen Literatursprache. Die weitere Entwickelung dieser Bewegung seit Dion gehört nicht in unseren Bericht.*)

Über die Entwickelung des Stils in unserer Periode handelt

Ed. Norden, Die antike Kunstprosa vom VI. Jhd. v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance. Bd. I. (Leipzig 1898.)

Kap. 5: 'Die Entartung der griech. Prosa. Demetrios von Phaleron und die asianische Beredsamkeit' (S. 126—155). Vgl. auch S. 258 ff. N. spricht hier von zwei Stilarten des Asianismus, den er in dem Charakter der Asiaten wurzeln läßt: der zierlichen Stilart des Hegesias und der anderen, bombastischen. Der Asianismus ist nach N. eine fast unbewußte Fortsetzung der sophistischen Kunstprosa. Den Ausgangspunkt des Attizismus ist N. geneigt eher in Alexandria zu suchen. Sodann spricht er von der literarischen κοινή des Polybios, die frei von jeder Rhetorik ist; große Sätze mit Anakoluthen sind für sie bezeichnend. Nur kann man sie nicht mit N. „die in schriftstellerische Sphäre gehobene Sprache der Kanzleien“ nennen. Gegen diese Benennung erheben Einspruch auch Wilamowitz und Wunderer, Polybios Forschungen I. S. 118.

U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Asianismus und Attizismus (Hermes 35, 1900, S. 1—52).

Von der reichen Fülle der Gedanken hebe ich nur die uns hier näher angehenden hervor. W. will den Begriff des Asianismus klären, das Verhältnis dieser Strömung zur alten und neuen Sophistik bestimmen und den Ursprung des Attizismus beleuchten. Wie Norden, nimmt auch W. an, daß wir in der Entwickelungsgeschichte der Kunstprosa eine direkte Verbindungslinie zwischen dem 5. Jhd. v. Chr. und dem 2. n. Chr. ziehen dürfen, ferner daß der Asianismus der alten Zeit eine

*) Besondere Anerkennung verdient bei Schmid der Umstand, daß er die Bedeutung der Sophistik, deren Erforschung er so viel Arbeit gewidmet hat, nicht überschätzt.

naturgemäße Weiterentwickelung der sophistischen Kunstprosa der platonischen Zeit ist (S. 21). Dagegen erhebt er Widerspruch gegen die weitere Annahme Nordens, daß derjenige Stil, den Seneca am vollendetsten repräsentiert und den Quintilian die corrupta eloquentia nennt, die Fortsetzung des Asianismus sei, weiterhin gegen die Annahme, daß sich zwei Richtungen gegenüberstehen, die Archaisten und die Neoteriker des Stiles, jene anknüpfend an die attischen Klassiker, diese an die Sophisten der platonischen Zeit und die mit diesen ihrerseits verwandte asianische Rhetorik, daß bei den Archaisten Erstarrung, bei den Neoterikern Fortbildung sei. W. hebt hervor, daß die neoterische Richtung nichts erreicht hat; auf die lebendige Sprache hat sie nicht eingewirkt, ebensowenig auf die christliche Literatur, die mit der Zeit klassizistisch wird. Asianismus bezeichnet nicht die gesamte neoterische Rhetorik. Es ist ein Schlagwort, ausgegeben in Rom um die Mitte des 1. Jhd. v. Chr., das kaum zwei Menschenalter vorgehalten hat. Zur Zeit Quintilians existiert diese Stilrichtung nicht mehr. Der Name richtete sich gegen die Redner, die zur Zeit Ciceros in der Provinz Asia herrschten, und deren Vorbilder (wie Timaios). Vorgeworfen wurde den Asianern: die durchgängige Rhythmisierung und die kommatische Rede; zweitens Übermaß an Schmuck in der λέξις und Mangel der κύρια ὀνόματα. Da mit der Zeit des Tiberius die Polemik gegen den Asianismus verschwindet, so ist diese Richtung später nicht mehr lebendig. Demnach kann die Ansicht von Rohde nicht zutreffend sein, daß die zweite Sophistik die Fortsetzung des Asianismus wäre. Die Anknüpfung der zweiten Sophistik an die alte ist nur ein Coup der Sophisten der Kaiserzeit, bestimmt, die Würde der Kunst zu erhöhen. Mit den Flaviern fängt keine neue Periode an; das 1. Jhd. n. Chr. war gewiß reich an Rednern, ebenso das 1. Jhd. v. Chr. und wohl auch die zweite Hälfte des 2.; vor der Mitte des 2. Jhd. klafft eine Lücke bis empor zu den letzten Attikern wie Demochares, aber das liegt nur an unserer Überlieferung. Es gibt eine Kontinuität von der alten Sophistik bis in die neue und über sie hinaus; der Asianismus ist die fortlebende attische Sophistik. Die Kontinuität besteht in dem Abstoßen der hellenistischen Literatur; ein direktes Anknüpfen an die alte Sophistik ist nicht vorhanden. Die silberne Latinität entspricht dem hellenistischen Griechisch, nicht dem gleichzeitigen.

Der Attizismus hebt keineswegs um 200 v. Chr. an; weder Neanthes noch Agatharchides sind Attizisten (S. 25, 28 Anm. 2). Sie haben die μίμησις nicht gefordert. Der Attizismus ist nicht in Rhodos entstanden (gegen W. Schmid); die griechischen Grammatiker in Rom haben die Reaktion inauguriert. Ein einzelner Mann ist nicht imstande, eine solche fundamentale Umkehr des Geschmackes zu bewirken. Wie

diese Wandlung in der Volksseele gekommen ist, vermag die Geschichte nicht zu sagen. Ein wichtiger Faktor ist die Schule. Die Römer mußten Griechisch lernen. Die Frage, was ist als Griechisch zu betrachten, was ist als musterhaft zu interpretieren, drängte sich auf. In Rom haben sich die Griechen auf ihre Klassiker besonnen.

Stilistisches berührt auch die Erörterung eines Volksbeschlusses von Mantinela-Antigonela durch Wilamowitz Hermes 35 (1900), S. 536—542. Der Beschluß ist in peloponnesischer Koine verfaßt und asianisch gefärbt.

II. Abschnitt.

Spezialarbeiten.

Im vorstehenden habe ich diejenigen Arbeiten besprochen, die allgemeine Fragen behandeln. Der Besprechung der übrigen, zu welcher ich jetzt übergehe, könnte ich nun entweder die übliche Einteilung in die Laut-, Formenlehre, Syntax usw. oder eine Einteilung nach den verschiedenen Quellenklassen: Papyri, Inschriften usw. zugrunde legen. Die Koine, wie sie uns vorliegt, ist nicht einheitlich: der Unterschied zwischen der Umgangs- und der Schriftsprache ist in ihr sehr bedeutend. Würde man die Einteilung in Laut-, Formenlehre usw. wählen, so wäre man gezwungen, innerhalb der Lautlehre die verschiedenen sprachlichen Schichten (Papyri, Inschriften usw.) auseinanderzuhalten, ebenso bei der Flexionslehre usw. Ich ziehe die Einteilung nach den Quellenklassen vor, schon aus dem Grunde, weil viele Arbeiten sich über mehrere Gebiete der Grammatik erstrecken und deshalb wiederholt genannt werden müßten. Ich behandle der Reihe nach die Papyri, Inschriften und Schriftsteller. Bei jeder dieser Klassen bespreche ich zuerst die Arbeiten über die Laut-, dann solche über die Formenlehre usw. Nur bei den Schriftstellern behalte ich aus praktischen Rücksichten die Reihenfolge nach den einzelnen Schriftstellern. Die verschiedenen Quellenklassen fasse ich zu zwei Hauptgruppen zusammen: die Papyri (und Ostraka) und die Inschriften sind für uns eine Quelle der Umgangs-, die Schriftsteller eine solche der Schriftsprache. Natürlich läßt sich hier keine feste Grenze ziehen; es ist nur eine annähernde Scheidung möglich; die Sprache vieler Papyri und Inschriften nähert sich sehr der Schriftsprache. Meine Einteilung in die Umgangs- und die Schriftsprache soll hauptsächlich dem Zweck allgemeiner Ori-

entierung dienen. Den Arbeiten über die einzelnen Quellenklassen schicke ich diejenigen Arbeiten voraus, welche sich über zwei oder mehr Klassen erstrecken.

Arbeiten, welche sich auf mehrere Quellenklassen erstrecken.

a) Laut- und Formenlehre.

Die wichtigsten Erscheinungen der Laut- und Formenlehre, die uns in den Papyri, Inschriften und zum Teile auch bei den Schriftstellern entgegentreten, behandelt das Buch:

K. Dieterich, Untersuchungen zur Geschichte der griechischen Sprache von der hellenistischen Zeit bis zum 10. Jahrh. n. Chr. (Byzantinisches Archiv. Heft 1.) Leipzig 1898.

Das von Krumbacher angeregte Buch stellt sich die Aufgabe, die sprachlichen Keime des Neugriechischen auf Grund der Papyri und Inschriften festzustellen. Die literarischen Quellen werden erst in zweiter Linie und nur aus zweiter Hand herangezogen; Vollständigkeit ist bei ihnen nicht erstrebt. Es ist also eine retrospektive Betrachtung der gemeingriechischen Spracherscheinungen, vom Neugriechischen aus unternommen. Das gewonnene Material sucht D. nach sprachlichen Gesichtspunkten zu gruppieren und sowohl chronologisch als vor allem nach seinem lokalen Ursprung zu ordnen. Was die zeitlichen Grenzen betrifft, welche D. seiner Untersuchung gezogen, so erstrecken sie sich von 300 v. Chr. bis 1000 n. Chr. D. ist zwar überzeugt, daß der Koinisierungsprozeß bereits um 600 n. Chr. abgeschlossen ist, trotzdem verlegt er die untere Grenze bis 1000 n. Chr. aus zwei Gründen: weil erst im 11/12. Jhd. umfangreichere vulgäre Texte einsetzen, so daß die zwischen dem 7. und 11. Jhd. klaffende Lücke unausgefüllt bliebe, andererseits, um die Unhaltbarkeit der Theorie von der Ausbildung des Neugriechischen nach dem 10. Jhd. zu erweisen. Es muß hinzugefügt werden, daß D. mit dem Neugriechischen völlig vertraut ist.

Vf. geht nun die einzelnen Erscheinungen der Laut- und Formenlehre durch; am Schluß jedes dieser beiden Hauptteile gibt er eine Zusammenfassung der Ergebnisse. Ich kann ihm in der Erörterung der einzelnen Erscheinungen nicht folgen; nur die Ergebnisse kann ich mitteilen. Beim Vokalismus zeigt Ägypten besonders viele neue Erscheinungen (wenn man die ganze Epoche ins Auge faßt); beim Konsonantismus kommt ihm Griechenland nahe (S. 139). Von den Flexionserscheinungen kommt die größte Anzahl ebenfalls auf Ägypten, eine geringere auf Kleinasien, die wenigsten auf Griechenland. W. Schmid

(W. f. k. Ph. 1899. Sp. 511) dürfte aber recht haben, wenn er behauptet, daß die relativ größte Anzahl von Erscheinungen bei Ägypten sich daraus erkläre, daß wir nur aus Ägypten Papyrustexte besitzen. Was die chronologische Verteilung betrifft, so weist in den drei Jahrhunderten v. Chr. Ägypten die meisten neuen Spracherscheinungen auf, dann folgt Griechenland, die letzte Stelle nimmt Kleinasien ein; in den vier ersten Jahrhunderten n. Chr. steht Ägypten wieder an der Spitze, Kleinasien zwischen ihm und Griechenland. Vor Chr. ist das griechische Mutterland an konsonantischen und nominalen Neuerungen wesentlich stärker beteiligt als Ägypten, welches in den Vokalveränderungen und in der Verbalflexion den Sieg davonträgt. Faßt man das ganze Gebiet der Koine ins Auge, so entfallen bei der Flexion die meisten nominalen Neubildungen auf die zweite Periode (1.—4. Jhd. n. Chr.), die meisten Verbalerscheinungen auf die erste Periode (300—1 v. Chr.).

D.s Buch ist nicht frei von Mängeln. Für Einzelheiten verweise ich auf die gehaltvollen Rezensionen von **Hatzidakis** G. g. A. 1899, S. 505—523, von **W. Schmid** W. f. k. Ph. 1899 Nr. 19 und 20, der auch zahlreiche Nachträge gibt, und von **Thumb** B. Z. 9, 1900, S. 232 ff. Thumb hat hervorgehoben, daß einzelne wichtige Erscheinungen bei D. fehlen, so z. B. der Itazismus, die Gemination der Konsonanten, ferner daß andere Erscheinungen in einer unvollständigen Weise herangezogen sind, so die Verwechslung von Tenuis, Media und Aspirata.*) Aber auch sonst ist das Material aus Inschriften und Papyri nicht erschöpft, was allerdings D. selber gesteht (S. XVIII). Es werden ferner vom Vf. Lautgesetze konstruiert, wo das Material unzureichend ist, oder wo es sich nur um gewisse Regelmäßigkeiten handelt. Er nimmt häufig einen Zusammenhang zwischen Erscheinungen des Neugriechischen und der Koine an, wo ein solcher nicht besteht (vgl. Hatzidakis a. O. und Thumb Gr. Spr.). Altdialektische und gemeinsprachliche Erscheinungen werden häufig zusammengeworfen (Kretschmer Entst. d. Koi. S. 14). Dann gibt es in dem Buch zu viel Statistik! Für jede einzelne Spracherscheinung werden statistische Berechnungen angestellt, was oft zwecklos ist, zumal das Material selten vollständig herangezogen ist. Zahlen bedeuten ja hier weniger als die Wichtigkeit der Erscheinungen. Die verschiedenen Arten von Urkunden (öffentliche, private), ferner der Bildungsgrad des Schreibers werden nicht genügend berücksichtigt. Die Lesarten der Pariser Papyri sind an der Hand des Facsimilia nicht

---

*) S. 136 liest man z. B., daß in Ägypten Tenuis statt Aspirata gar nicht vorkommt, während die Papyri zahlreiche Beispiele dieser Verwechselung bieten.

nachgeprüft worden und deshalb nicht selten falsch. Um auch mehr Äußerliches zu berühren, wird bei den Urkunden ihre Entstehungszeit oft nicht angegeben. Die Zusammenfassungen des Vf. sind wenig übersichtlich, weil neben wichtigen Erscheinungen unbedeutende stehen; so hätte z. B. beim Konsonantismus die Zusammenfassung an Übersichtlichkeit gewonnen, wenn der Vf. um wichtige Erscheinungen wie die Vertauschung von Tenues, Mediae und Aspiratae und um den Schwund von ν vor Konsonant die verschiedenen weniger wichtigen Erscheinungen gruppiert hätte.

Trotz dieser Mängel ist das Buch sehr wertvoll. Ein reiches Material ist in ihm gesammelt und bearbeitet. Der Vf. hat sich nicht darauf beschränkt, das Material zu sammeln und geschichtlich zu verwerten; er hat sich bemüht, es auch wissenschaftlich zu erklären, und dies ist ihm in sehr vielen Fällen gelungen. Er versteht zu beobachten, besonders aber zu kombinieren, ferner das Material nach allen Seiten auszunutzen. Seine chronologische und noch mehr seine geographische Statistik ist wertvoll, mag sie im einzelnen noch so viel Unsicheres enthalten. Auch die klare und richtige Stellung von Problemen ist ein Verdienst des Buches. Es gehört zu den wichtigsten Arbeiten, welche in den letzten Jahren über die Koine veröffentlicht worden sind.

Den Schluß bildet ein Exkurs, betitelt: „Die κοινή und die kleinasiatischen Mundarten". Sein Inhalt ist folgender: Zwischen der Sprache der Stein- und Papyrusurkunden und derjenigen gewisser heutiger kleinasiatischer Mundarten (besonders der pontischen und kappadokischen, ferner der Sprache einiger Inseln) gibt es starke Übereinstimmungen. Vf. untersucht diese Übereinstimmungen und kommt zu dem Ergebnis, daß zwischen diesen Mundarten und der κοινή ein innerer Zusammenhang besteht, indem fast alle phonetischen Eigentümlichkeiten der heutigen Dialekte auf der Stufe der ägyptisch-kleinasiatischen Koine, die meisten der morphologischen auf der Stufe der attischen Koine stehen. Die Zahl der der ersteren angehörenden Erscheinungen ist fast doppelt so groß als die der attischen Koine. Die ägyptisch-kleinasiatische Koine behauptet auf den Inseln den Vorrang. — Mir steht in diesen Dingen kein Urteil zu; ich verweise hierfür auf Thumb, B. Z. 9, 1900, S. 239 f.*)

*Χατζιδάκις, Περὶ τοῦ χρόνου τῆς ἐξισώσεως τῆς προσῳδίας ἐν τῇ ἑλληνικῇ γλώσσῃ. Ἀθηνᾶ 13 (1901), S. 247—261.

H. nimmt an, daß der Unterschied von Länge und Kürze we-

*) **John Schmitt**, Über phonetische und graphische Erscheinungen im Vulgärgriechischen. Leipziger Habilitationsschrift (Teubner 1898) bezieht sich auf Mittel- und Neugriechisches.

nigstens in der „offiziellen" Sprache sich bis ins 3. Jhd. behauptet habe. Die Änderung des alten Zustandes begann zuerst außerhalb der griechischen Heimat (darin stimmt er mit Thumb, Griech Spr. S. 143 und 150 überein). Vgl. Thumb, Arch. f. Pap. 2, S. 424.

Über die Formen des Wortes κροκόδιλος mit Metathesis (κορκόδιλος) handelt W. Crönert, W. St. 20, 1898, S. 61 Anm., vgl. Nachtrag S. 79; Belege des Wortes aus der LXX bringt Ad. Deißmann, Theol. Rundsch. I, S. 470.

*Γ. Ν. Χατζιδάκις, Περὶ τοῦ σχηματισμοῦ τῶν ὀνομάτων εἰς -ις -ιν ἀντὶ -ιος -ιον ἐν τῇ μεταγενεστέρᾳ Ἑλληνικῇ. Ἀθηνᾶ 12 (1900), 285—303.

'Gegenüber neueren Erklärungsversuchen hält H. daran fest, daß die Bildung -ις statt -ιος (Δημήτρις, κοιμητήριν usw.) auf analogischem Wege entstanden sei; seine frühere Erklärung modifiziert der Vf. dahin, daß sowohl die zahlreichen älteren Kurznamen auf -ις (Ἆγις usw.) wie der lateinische Einfluß das Wachstum der spätgriechischen Bildung befördert haben.' I. F. 13 (1902), Anz. 178.

Über Akk. konsonantischer Stämme auf -αν (μητέραν, πατέραν) handelt B. Keil (Nachrichten d. Gött. Ges. Wiss. 1899, S. 151 f.). Den Ausgangspunkt des Prozesses sieht er in Femininen wie μητέραν, θυγατέραν usw.

J. La Roche, Die Formen von εἰπεῖν und ἐνεγκεῖν (W. St. 23, 1901, S. 300—311)

gibt eine statistische Zusammenstellung der Formen auf -ον und -α,*) wobei auch Schriftsteller unserer Periode, wenn auch nicht erschöpfend, berücksichtigt werden. Hellenistische Schriftsteller gebrauchen vorwiegend Formen auf -α. Eine Medialform εἰπάμην, jedoch nur in der Zusammensetzung mit ἀπό, ist in dieser Epoche häufig, ähnliches gilt von der Form ἠνεγκάμην.

b) Wortbildung.

A. Hamilton, The negative compounds in greek. A dissertation presented to the board of University studies of the Johns Hopkins University. Baltimore 1899.

Die Abhandlung, welcher leider kein Index vocabulorum beigegeben ist, behandelt den Stoff in folgenden Kapiteln: The form of the prefix. The form and classification of the compounds. The limitations on the

*) Bei den attischen Schriftstellern sind die Formen ἤνεγκα, -ας, -αμεν, -ατε, -αν, also der ganze Indikativ, viel häufiger als die entsprechenden Formen auf -ον.

use of the prefix in composition. The favorite types of negative compounds. Expressions which may replace the negative componnds. The semaslology of the negative componnds. The negative componnds as an element of style. History of the formation of the negative componnds in greek. — Vor Alexander vermeidet das Griechische Komposita mit ἀ- priv. von solchen Wörtern, welche mit ἀν- beginnen (so gibt es z. B. kein *ἀν-αναγκαιος). Späteres Griechisch verfährt in dieser Beziehung nicht so streng: wir finden in Ciceros Briefen ἀναντίλεκτος, ἀναντιφώνητος usw. (S. 26). Komposita, die anfangs nur in poetischer und technischer Sprache vorkommen, werden in späterer Periode allgemein (S. 43). Vf. veranschaulicht seine Resultate mit Hilfe von drei Tafeln. Er beschränkt sich dabei auf die in dem Lexikon von Liddell und Scott befindlichen Wörter. Die Inschriften sind nicht berücksichtigt. Die Zahl der negativen Komposita beläuft sich im Griechischen nach H. auf 3058 (im Sanskrit 1475, im Latein 846). Eine große Anzahl erscheint zum erstenmal in der nachklassischen Periode. Vor 500 v. Chr. gibt es 15 %, in der attischen Literatur 26,8 %, in der hellenistischen Periode 7 % (zusammen in der vorrömischen Zeit 48,8 %), in der römischen Periode (mit Ausschluß der christlichen und technischen Literatur) 12,9 %, in der byzantinischen, christlichen und technischen Literatur 37,8 %. Viele neue Komposita weisen auf: die Anthologie, Cicero, Diodor, Dionysios von Halikarnaß, Lukian und Kyrillos von Alexandrien.

*A. W. Stratton, History of greek noun-formation. I. Stems with -μ-. (Studies in classical phil. 2, 1899, S. 115—223.) (berücksichtigt auch das spätere Griechisch). Vgl. die Rez. v. A. Thumb, I. F. 12, 1901, Anz 65 f.

c) Syntax.

Hier haben wir keine das ganze Gebiet umfassende Arbeit zu verzeichnen; es sind nur monographische Arbeiten zu einzelnen Autoren erschienen, welche diese oder jene syntaktische Erscheinung zum Gegenstande haben.

Einige Bemerkungen allgemeinerer Natur (absol. Genet. ptcp., finalkonsek. Genet. des substantiv. Infin.) findet man bei W. Schmid W. f. k. Ph. 1901, Sp. 599 f.

Im Mittelpunkte der Forschung über die Syntax der Koine steht die Frage nach der Aktionsart des Aoristes in dieser Periode. Der Untersuchung dieser Frage sind zwei Arbeiten gewidmet:

E. Purdie, The Perfective 'Aktionsart' in Polybius. I. F. 9 (1898), S. 63—153, und

H. Meltzer, Vermeintliche Perfektivierung durch präpositionale Zusammensetzung im Griechischen. I. F. 12 (1901), S. 319—372.

Beide Arbeiten beschäftigen sich zwar vornehmlich mit Polybios, aber die Bedeutung der in ihnen erörterten Frage geht weit über den Kreis dieses Schriftstellers hinaus, und so möge es erlaubt sein, auf diese Arbeiten an dieser Stelle einzugehen.

Der Kernpunkt von Purdies Untersuchungen besteht in dem Satze, daß sich in dem Zeitraume zwischen Homer und Polybios eine erhebliche Änderung in der Bedeutung des griechischen Aoristes vollzogen habe: während er bei Homer überwiegend perfektiv (punktuell) gewesen sei, habe er hier immer mehr „konstativen" Sinn erhalten, dagegen habe man, um Perfektivität auszudrücken, immer mehr zum Ersatze der Simplicia durch Komposita, besonders mit διά, σύν, κατά, gegriffen, wobei diese Präfixe ihre sinnliche oder materielle Grundbedeutung („the material meaning") hätten aufgeben müssen.

Die Verfasserin erörtert zunächst die Begriffe: die durative oder imperfektive und die perfektive Aktionsart. Die Perfektiva werden in: α) durative Perfektiva und β) momentanaktige Perfektiva, die letzteren in a) einfache momentanaktige, b) ingressive und c) effektive Perfektiva eingeteilt. Hierauf spricht die Vf. von den Iterativa und von der „konstativen" Aktionsart. Während sie den perfektiven Aorist mit einem Punkte vergleicht, sagt sie von dem „konstativen" Aoriste, er gleiche weder einer Linie noch einem Punkte, sondern dem Umfang einer Kreisfigur, er sei „zirkular". Das „konstative" στῆναι z. B. heiße 'to stand' und halte die Mitte zwischen der durativen und perfektiven Bedeutung. Es stelle die reine Bedeutung der Wurzel dar ('the bare root meaning under its simplest and most indefinite aspect'). Der „konstative" Aorist P.s umfaßt ein erheblich weiteres Gebiet als der „konstatierende" Aorist in dem bisher üblichen Sprachgebrauch, wie dies Meltzer S. 327 auseinandersetzt. Denn der konstatierende Aorist begreift nur den Indikativ und seine Stellvertreter (Partic., Inf., Opt. obliqu.), der „konstative" Aorist der Vf. dagegen auch den Imperat., Konjunktiv, Opt. potent., den nichthistorischen Inf. und das nichthistorische Partic., kurzum er fällt mit dem zusammen, was man sonst unter dem linearperfektiven oder wohl auch dem punktualisierenden Aorist versteht.

In bezug auf die Grundbedeutung des Aoristes erklärt sich die Vf. gegen die Theorie von Mahlow und Mutzbauer (auch den Hultsch zählt die Vf. den Vertretern dieser Theorie bei), wonach der „konstative" Aorist älter sei als der perfektive; sie stellt sich auf den Standpunkt von Herbig, Delbrück und Streitberg, welche die perfektive

Funktion für älter erklären. Mutzbauer hatte behauptet, der Aorist bei Homer drücke die Perfektivität aus; die Vf. nimmt dagegen an, der Aorist habe zwa. bei Homer überwiegend die perfektive, aber daneben oft auch die „konstative“ Funktion. Dies sucht sie an 13 Verben, die bei Homer vorkommen, zu erweisen. Hierauf wendet sie sich zu Polybios. Nicht alle Komposita dienen bei diesem zum Ausdrucke der Perfektivität; diese Funktion haben nur diejenigen, in denen die materielle Bedeutung der Präposition verwischt sei. Die Anfänge dieser Veränderung der ursprünglichen Funktion des Aoristes sieht P. schon bei Thukydides und Xenophon, aus deren Werken sie zahlreiche Sätze auf diesen Punkt hin untersucht hat. Ihre These sucht die Vf. durch Prüfung von 26 Polybianischen Verba zu erweisen. Ausnahmen von der allgemeinen Regel bilden 1. einige Komposita, die imperfektiv (durativ) sind. Zu ihnen gehören: κάθημαι, καθεύδω und κατάκειμαι, 2. einige Simplicia, die im Aorist perfektive Bedeutung zeigen; es sind dies: ἔστην, ἔγνων, ἔσχον, κρατέω, κυριεύω.

Das Ergebnis der Untersuchungen Purdies, welches von Brugmann Gr. Gr.[3] 1900, 482—4 im wesentlichen anerkannt worden ist, wurde in Frage gestellt durch die oben genannte Arbeit **Meltzers**. M. beginnt ebenfalls mit der Prüfung des Begriffes „perfektiv“. Den Namen „perfektiv“ schränkt er nicht mit Delbrück und Brugmann auf den Fall ein, daß ein Simplex durch Präfigierung einer Präposition perfektiv wird. Vielmehr gebraucht er ihn mit Purdie und Streitberg auch von reinen Simplicia, wie dies in der slawischen Grammatik geschieht, ja, eigentlich nur von diesen, denn nach M. besitzt die Präfigierung nicht die Kraft, wirklich zu perfektivieren. Perfektive Aktion liegt nach ihm noch nicht vor, wenn der Endpunkt nur ins Auge gefaßt wird oder seine Erreichung aus dem Zusammenhang erhellt, sondern erst dann, wenn sie vom Redenden bezeichnet und ausgedrückt ist. Hierauf unterzieht M. die Methode P.s einer in den Hauptpunkten berechtigten Kritik. Er betont die Stilunterschiede der Poesie und Prosa; bei Homer mußte der konstatierende Aorist von selbst zurücktreten, weil er als Epiker das malende Imperfekt vorzieht, wo später die Prosa den nüchternen Aorist gebraucht. Er wirft der Vf. vor, daß sie nicht die Ausgabe von Hultsch oder Büttner-Wobst, sondern die nivellierende Dindorfsche ihrer Untersuchung zugrunde gelegt hat. Der wichtigste Einwand, der gegen die Vf. erhoben werden kann und auch von M. erhoben ist, richtet sich dagegen, daß sie das Hiatusgesetz bei Polybios gänzlich außer acht gelassen hat. Schon Mollenhauer (De verbis compositis Polybianis, Halle 1881) hat nachgewiesen, daß ἀναπέμπειν, διαπέμπειν, διαπιστεῖν bei Polybios ohne Unterschied vom Simplex erscheint und Kälker (De elocut. Polyb. 1880) hat den Satz ausgesprochen, daß die Wahl des Simplex

oder Kompositums oft nur durch das Streben nach der Vermeidung des Hiatus bedingt ist. Demnach waren von vornherein sämtliche Beispiele auszuscheiden, in denen ein Kompositum durch die Scheu vor dem Hiatus gebraucht worden ist, also nach einem Vokale alle diejenigen augmentierten Formen, in denen das präpositionelle Präfix mit einem Konsonanten beginnt; ferner alle augmentlosen Formen, in denen das Simplex einen vokalischen Anlaut hat. Leider ist auch Meltzer von dieser Sünde nicht ganz freizusprechen, weil er zwar in solchen Beispielen den Hiatus nicht unbeachtet läßt, sie aber trotzdem verwertet. z. B. Pol. 1, 34, 4 (S. 352), Pol. 2, 46, 3 u. a. (S. 353) usw. — Ich möchte gegen P. noch einen weiteren Einwand erheben. In vielen Fällen, wo P. perfektiven Aorist annimmt, haben wir vielmehr terminative Aktion. So besonders oft beim Worte διώκειν. Die Komposita dieses Wortes mit συν- und κατα- haben nach P. nicht selten „effektive“ Bedeutung, „i. e. they denote the successful carrying out of the pursuit up to a given point.“ Ganz deutlich ist die terminative Funktion z. B. Pol. 11, 14, 7 ὥσπερ οὐχ αὐτὸν τὸν φόβον ἱκανὸν ὄντα τοὺς ἅπαξ ἐγκλίναντας ἄχρι τῶν πυλῶν συνδιώκειν oder 1, 34, 4 τρεψάμενοι δὲ τούτους ἐπέκειντο καὶ κατεδίωκον αὐτοὺς ἕως εἰς τὸν χάρακα. P. nennt die Aktion in diesen Beispielen perfektiv. Hierauf erörtert M. die Frage, welche Wurzeln neben ihrem punktuellen Aoriste auch noch einen „punktualisierenden“ („konstatierenden“, „komplexiven“) bilden können. Seine Antwort lautet: 1. Aoriste von punktuellen Wurzeln (z. B. εἶδον), die mit Präsentien von nichtpunktuellen Wurzeln (ὁρῶ) zu einem System zusammengeschlossen werden, sind stets punktuell. 2. Aoriste von punktuellen Wurzeln (z. B. ἔγνων), deren Präsentia von dieser Wurzel gebildet werden und neben dem inkohativen Sinne auch einen durativen haben, sind höchstwahrscheinlich ebenso punktuell. 3. Aoriste von „zweiseitigen“ Präsentien (z. B. φεύγω) (a) inkohativ: „mache mich an die Flucht“, b) durativ: „bin auf der Flucht“) sind gemischt, d. h. a) ingressiv oder resultativ („bin entflohen“ oder „entkommen“), b) punktualisierend („konstativ“) („bin auf der Flucht gewesen“). Eine Untersuchung von 13 homerischen Verba ergibt dem Vf., daß die perfektive Bedeutung des Aorists bei Homer vor der „konstativen“ noch viel stärker überwiegt, als dies Purdie annimmt.

Was Polybios anlangt, so bestreitet M. mit Recht, daß hier von einem scharfen Gegensatz zwischen materieller und perfektiver Bedeutung des Präfixes in den Komposita die Rede sein könne. Berechtigt ist auch der Einwand, daß man sich nicht auf σύν, διά und κατά beschränken darf; ἀπό muß ebenfalls herangezogen werden, und M. möchte auch ἀνά, εἰς und ἐκ heranziehen, ja nicht einmal μετά beiseite lassen. Er weist ferner darauf hin, daß gerade auf dem Gebiete der Aktions-

art das Sprachgefühl seit Aubeginn der griechischen Überlieferung bis auf den heutigen Tag sich nicht geändert hat. Weiterhin könne man nicht bei Thukydides und Xenophon von einer stufenmäßigen Abnahme der perfektiven Kraft reden. Purdie hatte für Polybios folgendes Ergebnis erhalten: Der Aorist des verbum simplex ist „konstativ“, derjenige des verbum compositum momentan-perfektiv (punktuell) und zwar entweder ingressiv oder effektiv. Das Imperfektum des simplex ist durativ, des compositum durativ-perfektiv (linear-perfektiv). Meltzer erhält folgendes Ergebnis: Beim Simplex ist der Aorist nicht nur „konstativ“, sondern auch perfektiv, beim Kompositum nicht nur punktuell-perfektiv, sondern auch linear-perfektiv („konstativ“); das Imperfekt ist beim Simplex durativ (auch inkohativ usw.), beim Kompositum imperfektiv und zwar gern terminativ. Die Präfigierung läßt also nach M. die Aktion durchaus unverändert, sie kann jedoch innerhalb derselben gewisse Schattierungen bewirken, im Präsens besonders die „finitive“ (d. h. derartige terminative, bei welcher der Endpunkt ins Auge gefaßt wird). M.s Ergebnis stimmt also in der Hauptsache mit der alten Ansicht von Miklosich (vgl. Gr. d. slaw. Spr. 4, 291), wonach die Präfixe im Griechischen auf die Aktionsart der Verba keinen Einfluß haben, sowie mit derjenigen Herbigs, nach welchem (I. F. 6, 230) in späterem Griechisch eine Annäherung an die Perfektivierung im Keime vorliege, aber von einem wirklich entwickelten perfektiven Gebrauch der verbalen Komposita nicht die Rede sein könne.

M. besitzt eine umfassende Belesenheit auf dem Gebiete der verbalen Aktionsarten sowie des Polybianischen Sprachgebrauches.

Man wird billigerweise ein endgültiges Urteil in der äußerst schwierigen Frage nach der Aktionsart des späteren griechischen Aoristes von mir nicht erwarten. Dazu müßten sämtliche von beiden Verfassern ihren Arbeiten zugrunde gelegten Belege zuvor einer gründlichen Prüfung unterzogen werden. Aber auch dies würde schwerlich zur Lösung der Frage genügen. Das Beobachtungsmaterial ist in beiden Arbeiten doch wohl zu beschränkt. Die Verfasser haben ja nicht einmal bei den von ihnen berücksichtigten Autoren (Homer, Thukydides, Xenophon, Polybios) sämtliche Verba in allen Aoristformen herangezogen. Eine klare Einsicht in diese Dinge wird sich nur gewinnen lassen, wenn das Material mit statistischer Vollständigkeit gesammelt und verarbeitet vorliegen wird. Ferner wird sich die Frage ohne Heranziehung des Slawischen kaum lösen lassen. Im Slawischen sind ja diese Verhältnisse besonders scharf und deutlich. Man wird jedoch sowohl beim Griechischen als beim Slawischen neben der Syntax auch die Wortbildung ins Auge fassen müssen, denn diese beiden Seiten des Verbums bedingen sich hier gegenseitig in ganz besonderem Grade. Die perfektive und die itera-

tive Aktion krenzen sich nngemein oft. Die ganze Frage ist für das Griechische von hervorragender Bedeutung nnd fordert dringend eine Lösung.

Die von Delbrück angeregten Fragen über die Aktionsarten werden gegenwärtig lebhaft erörtert. Ich nenne hier zwei Arbeiten: Pedersen, Znr Lehre von den Aktionsarten. K. Z. 37, S. 219—250 und Chr. Saranw, Syntaktisches. I. Kritik des Begriffes pnnktuell etc. K. Z. 1902 S. 145—194, ohne anf sie näher einzngehen, weil sie außerhalb der Rahmen dieses Berichtes liegen.

Die Arbeiten von Pnrdie und Meltzer betreffen direkt die literarische Koine. Die Syntax der Inschriften ist noch gar nicht in Angriff genommen. Für die Syntax der Papyri haben wir den einzigen Beitrag in der nnten zn besprechenden Arbeit von Völker.

*Allinson, On causes contribntory to the loss of the Optative etc. in later Greek, in: Stndies in honour of Basil Gildersleeve, Baltimore 1902.

'Ganz dürftig'. W. Kroll B. ph. W. 1903 Sp. 462.

*E. L. Green, μή for οὐ before Lncian, in: Stndies in honour of Basil Gildersleeve, Baltimore 1902.

W. Crönert, Die adverbialen Komparativformen auf -ω (Philol. 61, 1902, S. 161—192)

bespricht eine interessante Spracherscheinnng: Formen wie πλείω, ἐλάττω, μείζω nsw., die adverbial gebraucht werden, z. B. Diod. 13, 91 τῶν δὲ νεῶν συνηθροισμένων εἰς ἕνα τόπον οὐ πολλαῖς ἐλάττω τῶν τριακοσίων. Sie stehen für den Nom. Sg. aller Geschlechter, für Akk. πλεῖον, aber auch für alle andere Kasus, wie = -ονος, -ονι, -ονες, -ονας, -όνων, -οσι. Die ersten Spnren dieses Gebranchs finden sich schon bei Homer (Zenodot). Vf. stellt Beispiele dieser Erscheinnng von den ältesten Zeiten bis in die byzantinische Periode znsammen. In den Inschriften sind solche Formen selten, sie finden sich jedoch in den ägyptischen Papyri, am zahlreichsten sind sie in der Literatnr. Nach Cr. gehören sie der lebendigen Koine an, vorzüglich der ägyptischen; in die Koine sind sie aus dem Ionischen gewandert. Ich vermnte, daß der Ausgangspnnkt in den Komp. πλείω, ἐλάσσω liegt, die in allen Sprachen besonders gern adverbial gebrancht werden. Nebenbei werden anch Wendnngen: πλέον ἔλαττον, sowie μείζω φρονεῖν, πλείω φρονεῖν (neben μέγα φρονεῖν) besprochen. Crönert hat das Verdienst, anf diese merkwürdige Tatsache aufmerksam gemacht zn haben; von älteren Heransgebern wnrden diese adverbialen Formen gewöhnlich geändert.

A. Deißmann, Der Artikel vor Personennamen in der spätgriechischen Umgangssprache. B. ph. W. 1902, Sp. 1467—8.

Verteidigt seine Schreibung τὴν Πολιτικήν in einem Papyrus über diokletianische Verfolgung, indem er Beispiele beibringt, wo Namen vorher nicht genannter Personen mit dem Artikel versehen werden; eines dieser Beispiele stammt aus ptolemäischer Zeit.

A. Deißmann, Die griechische Titulatur des Triumvirn Marcus Antonius (Hermes 33, 1898, S. 344)

handelt über Konstruktionen wie οἱ ἀπὸ τῆς Ἀσίας Ἕλληνες.

d) Lexikalisches.

H. van Herwerden, Lexicon graecum suppletorium et dialecticum. Lugd. Bat. 1902.

Stellt neue Wörter und neue Bedeutungen bekannter Wörter auf Grund der in der 2. Hälfte des 19. Jhd. entdeckten Schriftstellertexte, Papyri und Inschriften, ferner die bei den Autoren und Grammatikern erhaltenen Dialektformen zusammen. Von den Glossen sind vollständig diejenigen aufgenommen worden, welche vom Grammatiker ausdrücklich einem bestimmten Dialekte zugeschrieben werden, von den übrigen die wichtigeren. Von den Eigennamen wurden nur bestimmte Klassen berücksichtigt. Vf. bekennt selber, daß seine Sammlung sich schwerlich als vollständig erweisen wird, aber schon das Verzeichnis der von ihm herangezogenen Publikationen zeigt, daß ihm keine wichtigere entgangen ist. Die Kritik hat an diesem Werke manches ausgesetzt, und ohne Zweifel ist es nicht frei von Mängeln. Dies ist aber natürlich, schon aus dem Grunde, weil es nicht möglich ist, einen so kolossalen Stoff nach allen Seiten hin gründlich durchzuarbeiten. In dem Werke liegt eine ungeheure Masse Arbeit; schwerlich hat ein zweiter Gelehrter diese Publikationen durchgearbeitet. H.s Lexikon ist eine höchst willkommene und verdienstliche Ergänzung des Thesaurus von Stephanus, und wir müssen dem greisen Gelehrten dankbar sein, daß er uns ein so wichtiges Hilfsmittel geschenkt hat. Beim Gebrauche des Werkes ist nicht zu vergessen, daß manches in dem Hauptteile fehlende Wort in den Addenda nachgetragen ist.

*A. Thumb, Die Namen der Wochentage im Griechischen. Zeitschr. f. deut. Wortforschung 1 (1900), S. 163—173.

Inhaltsangabe I. F. 13 (1902), Anz. 119 . . . . . 'Deutliche Ansätze zu einer festen Benennung einzelner Tage finden sich schon vor dem Aufkommen der Wochentagsnamen in Papyri. Die Woche tritt deutlich erst bei den griechisch redenden Juden hervor. Im christlichen Hellenismus setzt sich die alte, mit der LXX beginnende Übung fest

und behauptet sich.' Th. stellt die ältesten Zeugnisse für die Woche und ihre Tage aus Papyri, Inschriften und Schriftstellern zusammen.

e) Vermischtes.

W. Schulze, Graeca Latina. Gottingae 1901.

Diese Arbeit handelt unter anderem über Ausdrucksweisen wie ἀνὰ δύο δύο (entstanden aus ἀνὰ δύο und δύο δύο; schon bei Aischyl. μυρία μυρία); βιώσαντι ἔτεσι λ';*) πρὸ πολλοῦ τῆς πόλεως 'in großer Entfernung von der Stadt' (z. B. LXX, Diod., Strabo, Dionys., Jos., App., Inschr.); μετὰ δέκα ἔτη τοῦ οἰκῆσαι (LXX, Dion. H.) (die letztere Redensart ist kein Latinismus, sie hat mit: ante diem quartum nonas . . . nichts gemeinsam); über Verblassung von Deminutiven (ὠτίον LXX = οὖς); μένω = pernocto (Pol.); ποιέω τὸν χρόνον = διατρίβω τ. χρ. (LXX); διατρέπομαι = pudore confundor (LXX).

L. Radermacher, Griechischer Sprachbrauch (Philol. 60, 1901, S. 491—501)

bringt kleinere Beiträge zum späteren Griechisch. Pap. Rain. des 6. Jhd. (Wien. Stud. 9, S. 260) wird der angebliche Nom. (Akk.) Pl. σεῖς 'ihr' (in: σεῖς τρίτον) beseitigt (R. liest: σε ἐς τρίτον). Hierauf gibt R. eine dankenswerte Zusammenstellung von neutralen Adverbien in der Koine (z. B. μέτριον = μετρίως), redet von vulgärer Verwechselung von ὡς und ἕως, von den Bildungen ἔξαλλος 'außergewöhnlich' und ἐξάνθρωπος und von den Worten des Kallimachos (in Apoll. 103) ἱὴ ἱὴ παιῆον ἵει βέλος, in denen eine etymologische Spielerei mit ἵει ἵει παῖ ἰόν vermutet und daraus Schluss über die Aussprache von ει und η im 3. Jhd. gezogen wird.

A. Die Umgangssprache.

I. Papyri (und Ostraka).

Bei dieser Quellenklasse will ich von der konsequenten Durchführung meiner Einteilung in einem Punkte abweichen: an die nichtliterarischen Papyri will ich die literarischen anschließen.

---

*) Dat. comparationis statt Abl. comp. (nulli minor etc.) (Schulze S. 14) scheint mir seinen Ausgangspunkt in solchen Ausdrücken zu haben wie der von mir angeführte; nulli minor = nulli cedens. Sagte man einmal: nulli minor, so konnte dann auch gesagt werden: nulli maior. Vielleicht wirkten aber bei diesem letzteren Typus die Verba des Übertreffens: nulli praestans u. ähnl. mit.

Über die Papyrusliteratur von den 70er Jahren bis 1898 handelte in diesem Berichte eingehend P. Viereck Bd. 102 (1899).

U. Wilcken informiert in seinem auf der Straßburger Philologenversammlung 1901 gehaltenen Vortrage „Der heutige Stand der Papyrusforschung" (N Jb. 7, 1901, S. 677—691) unter anderen auch über die sprachlichen Arbeiten auf diesem Gebiete in den Jahren 1897—1901 und die wichtigeren neu entdeckten literarischen Texte. W. betont die Bedeutung der Papyri für die griech. Sprachgeschichte, besonders für die Frage nach der Entstehung der Koine, auch für die Frage nach der Stellung des sog. Bibelgriechisch, sowie die Bereicherung des griechischen Wortschatzes durch die neuen Papyrusurkunden.

1. Die nichtliterarischen Papyri.

a) Laut- und Formenlehre.

Eine Spezialgrammatik der ptolemäischen Papyri gab

E. Mayser, Grammatik der griechischen Papyri aus der Ptolemäerzeit. 1. Teil [Vokalismus]. Programm von Heilbronn. Leipzig, Teubner, 1898. — 2. Teil. Konsonantismus. Programm Stuttgart 1900.

Bisher liegt demnach nur die Bearbeitung der Lautlehre vor. M. behandelt sowohl die literarischen als die nichtliterarischen Papyri. Wollte er die ersteren überhaupt heranziehen, so waren sie von den nichtliterarischen durchweg zu scheiden.*) Dies geschieht indes nicht oder es geschieht in ungenügender Weise (vgl. z. B. S. 1 Anm. 14, S. 4, 2a und öfter). Wichtiger ist, daß innerhalb der nichtliterarischen Urkunden die verschiedenen Sprachschichten nicht auseinander gehalten werden. Bei den Papyri ist diese Scheidung noch notwendiger als bei den Inschriften, weil die Bildungsunterschiede hier bedeutend stärker sind als bei jenen. Man stelle nur eine Urkunde aus der königlichen Kanzlei neben einen von Fehlern wimmelnden Privatbrief oder eine Traumbeschreibung. Vf. ahnte das, aber er setzte sich darüber leichten Herzens hinweg. I, S. XI äußert er sich in dieser Beziehung so: „Dagegen hat sich mir eine Abhandlung des gesamten Stoffes nach den Klassen der Verfasser, in Hinsicht ihrer Zugehörigkeit zu verschiedenen Nationalitäten, Ständen und Berufsarten, nach mehrfachen Versuchen, als nicht durchführbar herausgestellt." — „In bezug auf Stände und politische Stellung machen sich allerdings Unterschiede

*) Am besten waren sie in Anmerkungen, als Parallelen, zu behandeln.

geltend. und man könnte in dieser Beziehung die aus der königlichen Kanzlei stammenden Dokumente, richterliche Entscheidungen und Aktenstücke, Kontrakte und Bankanweisungen, Schriftstücke niederer königlicher Beamten, den Privaturkunden und Briefen gegenüberstellen." Eine Einteilung des Stoffes nach der Zugehörigkeit der Verfasser zu verschiedenen Nationalitäten, oder, was wichtiger wäre, zu verschiedenen Stämmen ist gewiß nicht durchführbar. Aber eine Einteilung nach den Ständen der Verfasser oder, besser gesagt, nach ihrem Bildungsgrade ließ sich durchführen. Gewiß bietet sie Schwierigkeiten, aber es handelt sich ja hier nicht um eine haarscharfe Scheidung. Schweizer stieß bei der Einteilung der pergamenischen Inschriften auch auf Schwierigkeiten — es genügt, an die Briefe nach Pessinunt zu erinnern —, trotzdem ließ er sich durch die Schwierigkeiten von einer Einteilung nicht abschrecken. Ich will von dem Vf. nicht zuviel verlangen: eine Einteilung in sorgfältige und nachlässige Urkunden hätte zur Not genügt, wie sie bei Crönert Quaestt. Herc. völlig genügt. (Vgl. auch K. Dieterich B. Z. 9, 1900, S. 534 f.). Mayser verzichtet auf jede Einteilung und tröstet sich damit, daß die hauptsächlichsten Charakteristika sich über alle Klassen verbreiten. Er verspricht zwar in der Einleitung: „Auf die Klassifizierung der einzelnen Papyri wird in den Einzelausführungen gebührend Rücksicht genommen werden," aber dies geschieht in der Tat sehr selten. Infolgedessen haben seine Zusammenstellungen von Belegen oft einen geringen Wert, wenn er z. B., um die Schreibung ἀπέτεισα, ἔμειξα usw. (I S. 25 f.) als korrekt zu erweisen, neben Urkunden mit korrekter Orthographie auch nachlässig geschriebene zu Zeugen anruft. So hat ferner die Schreibung θροιοπώλιον für die Frage der Orthographie gar keinen Wert, weil sie in einem Papyrus steht, der von Fehlern wimmelt. — Es muß weiter gegen den Vf. der Vorwurf erhoben werden, daß er die erste Hand sehr oft unbeachtet läßt, obwohl sie für die Fragen der Lautlehre höchst wichtig ist, da sie allein uns oft über die wirkliche Aussprache belehrt, während die zweite Hand das Schulmäßige einführt. — Eine große Schwierigkeit lag für den Bearbeiter darin, daß unsere Papyruseditionen sehr oft falsche Angaben über Lesarten der Urkunden enthalten. Dies betrifft vor allem die Pariser Papyri: Vf. hat sich redlich die Mühe gegeben, die Lesungen der Herausgeber nachzuprüfen. Seine Kollationen stimmen in den allermeisten Fällen mit den in meinem Prodromus grammaticae papyrorum (Krakau 1897) veröffentlichten überein. Ich habe in der genannten Arbeit ausdrücklich erklärt, daß ich nur eine Auslese der wichtigeren Lesarten gebe. Mayser bringt I S. VIII Anm. 1 Revision weiterer Stellen. A. a. O. bemerkt er, in zwei wichtigen Fragen stehe er der Papyrussprache gegenüber auf

einem anderen Standpunkte als ich: einmal in bezug auf die Überreste der Dialekte in der Papyrussprache, zweitens im Verhältnis zum Itazismus. Meine Auffassung der ersteren Frage habe ich bereits oben dargelegt. Mayser gibt zu, daß es im mündlichen Verkehr genug Anlaß zur Sprachvermischung gab (I S. IX), „allein die Tragweite dieses Faktors ist" nach ihm „für die geschriebene Sprache nicht zu überschätzen". Für die Sprache der Papyri leugnet er auch die Dialektismen nach Möglichkeit. M. hält also offenbar die Papyri für Zeugen der geschriebenen Sprache. Das ist ein ganz falscher Standpunkt. Was den Itazismus betrifft, so ist mir unverständlich, warum M. den Übergang von ει in ι nicht zum Itazismus rechnet. Daß der Standpunkt M.s in der Frage des Itazismus ein verkehrter ist, hat bereits Karl Dieterich (B. Z. IX, 1900, S. 535) hervorgehoben; derselbe hat auch aus Mayser Stellen angeführt, an denen dieser sich selber widerspricht. — Hiermit habe ich bereits die wissenschaftliche Bearbeitung des Stoffes berührt. In der Anordnung desselben folgte M. dem Beispiel des Meisterhans. Es ist bereits von Dieterich hervorgehoben worden, daß diese Anordnung für die Papyri nicht paßt, weil bei den Papyri der Stoff ein anders gearteter ist. Ebensowenig befriedigt M.s Bearbeitung: Vf. ist mit wissenschaftlicher Phonetik zu wenig vertraut (vgl. auch Dieterich a. a. O.). Wenn α in ε übergeht, redet M. von „Lautverschlechterung" (I S. 8). Erklärung schwieriger Formen wird oft nicht versucht (vgl. z. B. δίωρυφος statt διώρυφος S. 12). — Die beiden veröffentlichten Hefte enthalten leider keinen Index vocabulorum. — Papyri des Brit. M. zitiert M. nach Seiten der Ausgabe: die Nummern der Papyri vermißt man ungern.

Was die Vollständigkeit des Materials betrifft, so wäre es leicht zu zeigen, daß M. gar manches entgangen ist. Einiges hat schon W. Crönert nachgetragen (Arch. f. Pap. I, S. 210 ff).*)

*) Um nur einen Punkt zu berühren, so fehlen unter „ε statt η" folgende Belege: με (wohl = μή) Fl. P. II 4, 9, 7 (a. 255/4), χρεματιζων Fl. P. II 14, 1b, 1 (3. Jhd.) (so in P), Σωτερίδος Fl. P. II 27, 3, 7 (3. Jhd.), μενα (ε korrigiert in η), Brit. 18, 33 (a. 161), καθέκει (ε korr. in η) Brit. 23a (p. 38) 21 (a. 158), προσανενέχθη (= -ηνέχθη) Brit. 23 d 75 (a. 158/7), ἐνεχθη Brit. 23 d 80 (in beiden letzteren Belegen ist es schwer zu entscheiden, ob Vokalvertauschung oder Fehlendes Augmentes vorliegt, weil die Urkunde nachlässig geschrieben ist); συμπεριενενηγμέν[ης (= -ενηνεγμ-) Par. 8, 14 (a. 129) (wohl ohne Redupl., weil die Urkunde sonst fast fehlerfrei ist); ὃ ἂν ἐνεχύρασεν Fl. P. II 22, 13 (3. Jhd.) (wohl ohne Augment, weil die Urkunde sonst korrekt geschrieben ist).

Unter „η statt ε" fehlen: πολημιεῖον (η korr. in ει) Fl. P. II 13, 15, 3

Gegen Spezialgrammatiken wie diejenigen Maysers oder Schweizers wird immer wieder der Einwand erhoben, eine Grammatik der Papyri, der Inschriften usw. hätte keine Berechtigung, da es eine Sprache der Papyri, eine Sprache der Inschriften usw. nicht gebe. Das ist ja selbstverständlich und jeder Verfasser einer Spezialgrammatik weiß es ebensowohl wie seine Rezensenten; es wäre wirklich Zeit, diesem ewigen Herumreden ein Ende zu machen. Der ganze Streit ist ja nichts anderes als eine verbi controversia. Daß eine Spezialgrammatik aus praktischen Gründen berechtigt ist, geben alle zu, und die Verfasser solcher Grammatiken lassen sich doch durch nichts anderes als eben durch diese Gründe bestimmen. Der Name „Grammatik" sagt ja in solchen Fällen nichts anderes als daß die betreffende Arbeit nicht etwa zusammenhanglose Bemerkungen, sondern eine systematische Zusammenstellung sprachlicher Tatsachen enthält. Wie soll man denn eine solche Arbeit überschreiben? „De sermone . . ."? Aber man wird ja in solchem Falle denselben Einwand erheben! Für ähnliche Haarspalterei müssen ja auch Titel wie: „De sermone Polybii" usw. als falsch erscheinen. Es handelt sich hier indes um die Sache, nicht um den Namen. Bezeichnend ist, daß keiner von denjenigen, die die üblichen Namen „Grammatik" oder „sermo" kritisieren, vorgeschlagen hat, wie solche Arbeiten zu überschreiben wären. Wählt man einen Titel: „De sonis et formis in papyris obviis", ist das ebenso deutlich wie „Grammatica"? Die Freunde von Haarspalterei können sich freuen: sie haben erreicht, daß Nachmanson seine Monographie über die Sprache der magnetischen Inschriften nicht mehr „Grammatik", sondern „Laute und Formen" betitelt hat. Das geht noch. Aber denke man sich, daß jemand nicht nur die Laut- und Formen-, sondern auch die Wortbildungslehre, Syntax, Lexikalisches und Stilistisches bearbeitet

---

(a. 253), -είου 13, 15, 4, δή (= δέ) Fl P. II 14, 2, 18 (3. Jhd.); bei ἥως (= ἕως) fehlen Belege aus den Brit. und Leid. Papyri (bis auf einen einzigen), und zwar: Brit. 22 v (p. 8) 31 (a. 164/3), Brit. 25 (p. 163) 9 (ca a. 162—0), Brit. 18 (p. 22) 5 (a. 161), Leid. C 2, 21 (p. 118) (a. 162—0), 2, 25, Leid S 2, 25 (a. 159/8), 3, 33; 3, 37; 4, 20; 4, 24; 6, 31; 7, 10; Leid. T 1, 15 (a. 158); 1, 24; 1, 33; 2, 16; 2, 19; Brit. 30 (p. 165) 11 (2. Jhd. nach Keny.), 15 und 21; ἰπήτε (wohl = εἰπάτε) Par. 51, 45 (a. 160). σφλαγγνιδης steht außer an der von M. angeführten Stelle Leid. C 4, 3 (a. 160) noch in ders. Urkunde Z. 13. (γογγυλιδης steht Leid. C 4, 5 (p. 93), nicht 4, 3).

Wenn M. πληονεξίας unter der Rubrik: „η statt ε" nennt, so war auch πλήω (= πλέω) Leid. C 2, 17 (p. 118) in diese Rubrik aufzunehmen. Zählt er unter dieser Rubrik ἀρχιερῆα und Ἑρμῆος auf, so durften βαφήω (Dat., = βαφεῖ) Par. 53, 9 (a. 163—1), ferner Ἡρακλήους πόλειν Par. 23, 12 (ca. a. 165) und Ἡρακληουπόλειν Par. 54, 79 (a. 163—1) nicht übergangen werden.

hat, dann wird das alles im Titel stehen müssen! Die armen Gelehrten, die einen solchen ellenlangen Titel werden zitieren müssen!

Über die Grenzen, in denen die Heranziehung von Parallelen aus verwandten Sprachgebieten in Spezialgrammatiken erfolgen soll, sind die Meinungen stark geteilt. Deißmann (G. g. A. 1898, S. 122) erhebt gegen die neutestamentliche Grammatik von Blaß den Vorwurf, daß sie dieses verwandte Material zu wenig berücksichtigt. „Aber wie soll der Leser . . . zu der Erkenntnis gelangen, daß die Spracherscheinungen der im Neuen Testament zusammengefaßten Schriften in einem geschichtlichen Zusammenhang stehen, wenn nicht überall, wo es angeht, dieser Zusammenhang von dem Grammatiker nachgewiesen oder doch angedeutet wird?“ Anders dagegen urteilt Crönert (Arch. f. Pap. 1, S. 215). Nach ihm braucht z. B. in einer Grammatik der ptolemäischen Papyri außer den Verweisen auf andere Darstellungen nichts zu stehen, was nicht aus den Ptolemäerpapyri geschöpft ist. — Ich möchte nun glauben, Parallelen werden immer erwünscht sein, solange wir keine Grammatik der Koine haben. Nur darf durch Heranziehung von Parallelen die übersichtliche Vorführung des eigentlichen Stoffes nicht beeinträchtigt werden. Es wird sich demnach empfehlen Parallelen durch anderen, am besten kleineren, Druck von dem eigentlichen Texte zu unterscheiden und durchweg a capite, also getrennt, vorzuführen. — Mit Recht verlangt Deißmann a. a. O., daß in solchen Arbeiten auf die Einzelaufgaben hingewiesen werde, die der Lösung harren.

J. H. Moulton, Grammatical notes from the papyri. Class. Rev. 15 (1901), S. 31—38 u. S. 434—442

gibt Belege für wichtigere Erscheinungen der Laut- und Formenlehre sowie der Syntax des Nomens (und Pronomens) aus den Papyri, welche die Sprache des Neuen Testamentes illustrieren (Vf. ist jüngerer Sohn des Bearbeiters der Winerschen Grammatik). Tatsachen, die für diesen Zweck belanglos waren, notiert er nur ἐν παρέργῳ. Er stützt sich auf die wichtigeren Papyruspublikationen (nur die Pariser Papyri sind wenig berücksichtigt). Die Belege sind nicht vollständig, trotzdem ist die Zusammenstellung verdienstlich, besonders für die Syntax, wo bis auf die Syntax des Akkus. Sammlungen überhaupt fehlen. Dem Bildungsgrad der Schreiber wird nur selten Rechnung getragen. Und doch wäre es interessant, zu wissen, inwieweit etwa die Wahl der Formen λήψομαι — λήμψομαι oder ἐλάσσων — ἐλάττων mit dem Bildungsgrade des Schreibers zusammenhängt. — Manches von dem, was bei M. unter 'Orthography' steht, gehört entweder in die Lautlehre (so σσ : ττ) oder

in die Syntax (ἐάν statt ἄν — schon im 2. Jhd. v. Chr.), mancher Beleg der Flexion in die Syntax (ἐπελεύσασθαι statt Inf. Fut., ἐὰν μὴ ἐνῆν = ἐνῇ und ähnl.). Zu den Belegen aus den Papyri gibt M. Parallelen aus den Inschriften (besonders aus den Inscr. maris Aegaei und Letronne, Recueil des inscriptions) und aus dem Neuen Testament. In den Genetiven auf -ρης und -νίης sieht M. keinen Ionismus, sondern eine Wirkung der Analogie. Bei den Formen auf -ις, -ιν (= -ιος, -ιον) hebt er gegen Hatzidakis (Latinismus) hervor, daß Vokative auf -ι selten sind. Im 3. Jhd. v. Chr. haben wir schon ἡμιόλιν Rev. L. 54, im 1. Jhd. v. Chr. Στρουθείν (= -ίν für -ίον) Letr. Recueil Nr. 90.

Syntax (des Nomens und Pronomens):

Numeri. Plur. d. Verbs mit Neutr. Plur.

Kasus. Nom. ἵλεως ἡμῖν usw. ('omission of the subject in a standing formula'); ὅτι χάρις τοῖς θεοῖς ἐχάμην u. ähn.

Akk.: sg. figura etym., doppelter Akk., Akk. temp.

Gen. a) echter Gen. Mit Verba; Gen. loci, temp. b) Abl. c) Gen. abs ('wide extension').

Dat. a) Dat. b) Loc. (Dat. loci et temporis). c) Instrum.

Adiect. Komparation. Superl. ist im Schwinden begriffen; die meisten Formen sind Elative; Kompar. tritt an Stelle des Superl. nur sporadisch.

Pronomen ἑκάτερος von 3 Personen; ἄλλος statt ἕτερος. ἴδιος in der alten Bedeutung 'own' (gegen Deißmann), nicht = ἑαυτοῦ. — ἑαυτοῦ von der 1. und 2. Pers. — ἑαυτῶν = ἀλλήλων. Relativum. Attraktion sehr häufig. ὅς statt τίς (interr.) und τίς statt ὅστις nur sporadisch. — Πᾶς 'irgend welcher' in negativen Sätzen (ἄνευ πάσης . . .).

*Derselbe, Notes from the Papyri, in The Expositor, 6th series, Nr. XVI, 1901, S. 271—282

teilt (nach Thumb, Arch. f. Pap. 2 (1903) S. 416) besonders Lexikalisches mit, um zu zeigen, daß „biblische" Wörter nichts anderes als Sprachgut der Koine sind. (Vgl. auch Deißmann, Theol. Rundschau 5, 1902, S. 63).

b) Wortbildung.

Erwünscht wäre eine Arbeit über die ägyptischen Eigennamen in den Papyri und Ostraka. W. Crönert stellt ein größeres Werk über die griechischen Doppelnamen in Aussicht (Wesselys Studien z. Paläogr. Heft II S. 37), das in dem ersten Teile eine Erklärung der Erscheinungen und eine geographisch geordnete Darstellung der Eigen-

tümlichkeit der einzelnen Länder, in dem zweiten eine Zusammenstellung aller Beispiele geben soll.

Vorläufig gibt er nur zwei dankenswerte Aufsätze über ägyptische Eigennamen:

Zu den Eigennamen der Papyri und Ostraka (Wesselys Studien z. Paläogr. Heft II 1902 S. 36—38), und

Zur Bildung der in Ägypten vorkommenden Eigennamen (Ibid. S. 39—43).

Der erste Aufsatz handelt über die ägyptischen Eigennamen im allgemeinen und bringt dann Verbesserungen und Ergänzungen zu den Eigennamen der Papyri und Ostraka. P. Amh. II 68, 67 ist βασιλικός kein Eigenname (wie Radermacher wollte), sondern = β. γραμματεύς.

Der an zweiter Stelle genannte Aufsatz bringt interessante Bemerkungen über ägyptisch-griechische Namen („Mischnamen" möchte ich sie nennen), z. B. Σεναρέτα und über hellenische Formen ägyptischer Namen, in denen vor allem die Volksetymologie wirksam war.

c) Syntax.

F. Völker, Papyrorum graecarum syntaxis specimen. Diss. Bonnae, 1900.

Der dankenswerte Beitrag ist die erste Untersuchung über die Syntax der Papyri und demnach über die Syntax der gemeingriechischen Umgangssprache. Vf. handelt über den Akkusativ (S. 5—30) und in einem Exkurse über den Schwund von -ν und -ς (S. 30—37). Beim Akkusativ teilt er den Stoff in folgende Gruppen ein: 1. De accusativo a verbis pendente, 2. De acc. obiecti interni, 3. De acc. relationis, 4. De acc. modi, 5. De duplici acc., 6. De acc. quodam apposito, 7. De acc. absoluto, 8. De acc. rubricarum, 9. De acc. rationum et catalogorum, 10. De acc. temporis, 11. De acc. loco nom. c. inf. posito, 12. De acc. ἀνακολούθῳ, 13. De forma accusativi vices nominativi gerente. — Was die Texte betrifft, die sich heutzutage ein jeder Arbeiter auf dem Gebiete der Papyrussprache vielfach selber konstituieren muß, so hat V. die vorhandenen Beiträge zur Textkritik sorgfältig verwertet. Die Sprache der Papyri vergleicht er in dankenswerter Weise mit der der LXX. Leider wird auch bei V. der Bildungsgrad der Schreiber nicht gebührend berücksichtigt. Dazu steht seine grammatische Bildung nicht immer auf der Höhe der Wissenschaft. Formen wie ἡ ἀρραβῶνα (S. 30) gehören nicht in die Syntax, sondern in die Flexionslehre. Nachlässige Konstruktionen waren nicht in eine Reihe neben korrekten zu stellen, sondern getrennt, etwa in Anmerkungen, zu behandeln. Ich meine Konstruktionen wie: Δημητρίου [τοῦ] ἀρχισωματοφύλακος

καὶ γραμματέα (S. 26) oder: ταύτην τὴν ἐπιστολὴν ἐγράφη (S. 27). Akk. in Rechnungen, Rubriken usw. (z. B. τὸν λόγον τῶν χαλκῶν S. 19) ist anders zu beurteilen als die übrigen Kategorien. Am wenigsten befriedigt der Abschnitt de -ς finali. Viele von den hier zusammengestellten Beispielen sind reine Verschreibungen, andere sind nachlässige Konstruktionen, andere endlich zweifelhaft. -ς klang nicht schwach, denn es ist bis auf den heutigen Tag erhalten, wie Hatzidakis hervorgehoben hat. — Von den Sätzen werden oft zu kleine Stücke zitiert, so daß man den Sinn nicht übersieht. Beim -ν und -ς war immer der unmittelbar darauf folgende Laut ausdrücklich anzugeben. Zu bedauern ist, daß die Arbeit keinen Index besitzt. Interessant sind die Beispiele, in denen der Akk. durch präpositionale Wendungen ersetzt wird, wie πλατὺς ἀπὸ τῶν ὤμων (S. 12), weil sie uns die Richtung zeigen, in welcher sich die Sprache entwickelt.*)

d) Vermischtes.

Sprachliches berühren die gelehrten Besprechungen der Oxyrhynchus-Papyri von Wilamowitz in den G. g. A., so des II. Bandes in den G. g. A. 1900, S. 29—58, u. bes. S. 57 f. (dieser Band bringt einige ptolemäische Urkunden; der I. Band, von Wilamowitz in den G. g. A. 1898 besprochen, enthält keine vorrömischen Stücke), ferner seine Anzeige des Werkes: Grenfell, Hunt, Hogarth, Fayum towns and their Papyri (1900) in den G. g. A. 1901, 30—45, s. bes. S. 40—42. W. erinnert hier unter anderem, daß man bei den Verbindungen καθ' ἔτος, ἐφ' ἴσῃ usw. eigentlich mit dem Inlaute zu tun hat. Auf andere Ausführungen dieser letzten Anzeige nehme ich in einem anderen Kapitel Rücksicht.**)

L. Radermacher, Aus dem zweiten Bande der Amherst Papyri (Rh. M. 57, 1902, S. 137—151)

behandelt auch sprachliche Fragen.

Reiches Material zur sprachlichen Erklärung der Papyri bringen auch die Arbeiten der Juristen. Ich nenne z. B.

---

*) S. 27 Anm. 1 soll heim Vat. C 5 heißen: s. II. a. Ch. (statt: p. Ch.). Übrigens ist die dort zitierte Lesart nicht mein, sondern Lumbrosos Eigentum.

**) Bei Nr 127 berührt Wil. die Lesung der Herausgeber διὰ Κατοίτου. Ich glaube, dies ist nichts anderes als δι' Ἀγαθίδου. Der Pap. stammt aus dem 2/3. Jhd. n. Chr. Z. 15 steht φαγόν wahrscheinlich für φακόν. Vertauschung von Dentalen ist in der Urkunde allerdings nicht belegt, ebensowenig wie diejenige von οι—υ—ι, aber bei dem geringen Umfange der Urkunde hat dies nichts zu sagen.

O. Gradenwitz, Einführung in die Papyrusurkunde. I. Heft. Leipzig 1900.

Hier werden zahlreiche juristische Termini der Papyri erklärt. Wichtig für sprachliche Untersuchungen ist auch der sog. Konträr-Index zu einigen Papyruspublikationen, der diesem Buche beigegeben ist; es ist dies ein Index, in welchem die Wörter nicht nach den Anfangs-, sondern nach den Endbuchstaben geordnet sind, z. B. φόρος, ἄφορος, σημεαφόρος, διάφορος, γραμματηφόρος . . ., πρός. σαπρός, λαμπρός, κόπρος, πυρρός. ἰατρός usw. Ein solcher Index ist nützlich für Untersuchungen über Wortzusammensetzung und Stammbildung, da hier die Wörter nach Suffixen bequem zusammengestellt werden.

In dem Artikel Papyrus und Lexikon (Arch. f. Pap. 1, 1900, S. 92—103 gibt derselbe Gelehrte beachtenswerte Ratschläge für Anfertigung von Indices zu Papyruspublikationen.

*L. Mitteis, Trapezitika. Zsch. d. Sav.-Stift. XIX. Roman. Abt. 1898; auch Sonderabdruck, 1899, 64 S.,

mir bekannt nur aus der Besprechung von Viereck in diesem Jahresberichte 102 (1899). III, 298 f, erläutert u. a. die Ausdrücke διαγράφειν 'Zahlung anweisen, zahlen' und διαγραφή 'Zahlungsbeurkundung'.

H. Erman, Die 'Habe' Quittung bei den Griechen. Arch. f. Pap. 1, 1900, S. 77—84

handelt über ἀπέχω (und ἀποδίδωμι).

Viele juridische Termini der Papyri erklärt auch

J. C. Naber, Observatiunculae ad papyros juridicae. Arch. f. Pap. 1, 1900/1, S. 85—91, 313—327; 2, 1902/(3), S. 32—40.

2. Die literarischen Papyri.

Diese sind für die Zwecke der Lautlehre noch wenig ausgebeutet. Die wichtigste Arbeit betrifft hier die herkulanensischen Rollen.

Über den heutigen Zustand dieser Rollen und ihre Behandlung informiert in lichtvoller Weise der treffliche Kenner dieses Zweiges, Crönert, Über die Erhaltung und die Behandlung der herk. Rollen. N. Jb. 5, 1900, S. 586—591.

Derselbe sammelt wertvollen Stoff zur Lautlehre der Koine in der Arbeit:

W. Crönert, Quaestiones Herculanenses. (Götting. Diss.) Lipsiae 1898.*)

---

*) Die Abhandlung ist Teil einer größeren Arbeit. Die letztere ist inzwischen bei Teubner erschienen u. d. T. „Memoria graeca Herculanensis“.

Herkulanensische Papyri sind für sprachliche Untersuchungen deshalb wichtig, weil sie nicht von solchen groben Fehlern wimmeln wie viele ägyptische Papyri, weil wir also in ihnen ein Spiegelbild der Orthographie und des lautlichen Zustandes der gebildeten Sprache besitzen. Vf. unterscheidet genau sorgfältigere von nachlässiger geschriebenen Handschriften. Seine Untersuchungen sind auch deshalb wichtig, weil er sich nicht auf die herkulanensischen Rollen beschränkt, sondern neben ihnen auch die literarischen und nichtliterarischen Papyri Ägyptens, ältere Handschriften wichtigerer Autoren und Inschriften heranzieht. Seine Arbeit bildet deshalb für die in ihr behandelten Fragen, vor allem für die Fragen der hellenistischen Orthographie und des Vokalismus, neben Kühner-Blaß eine vorzügliche Informationsquelle und es ist auffallend, daß sie bisher verhältnismäßig wenig berücksichtigt wird. Der Grund dürfte darin liegen, daß der Titel „Quaestiones Herculanenses", nicht „Quaestiones Herculanenses grammaticae" lautet. Crönerts Untersuchungen sind gründlich und genau.

Vf. spricht zuerst von den Akzenten- und Spiritus- sowie Worttrennungszeichen, die in den herkulanensischen Papyri ziemlich spärlich sind. Hierauf bespricht er ausführlich die Worttrennung. Er unterscheidet die Trennung von Kompositionsgliedern und durch Elision verbundenen Wörtern von den übrigen Fällen. Auch hier endet im allgemeinen die Silbe auf den Vokal; nur wenn auf den Vokal zwei Konsonanten folgen, von denen der erstere eine Nasalis oder Liquida ist, werden die Konsonanten getrennt. Die Geminaten werden ebenfalls getrennt; erst später setzt man sie in die nächste Zeile. Wenn der erste der beiden Konsonanten ein σ ist, schwankt die Praxis. Beim Kompositum kommt der Endkonsonant elidierter Präposition in die zweite Zeile: ἀ | πέδωκε usw. Auch bei alleinstehenden ἐξ, οὐκ οὐχ kommt der Konsonant in die nächste Zeile. Bei εἰς, πρός, σύν und ἐν bleibt dagegen der Konsonant in der ersten Zeile.

Was den Vokalismus anbelangt, kommt nicht selten in der Endung des Infinitivs (und zwar nur in diesem) merkwürdigerweise die Schreibung -εν für ειν vor (ἔχεν).*) ε und η werden nicht verwechselt, ebensowenig ο et ω. Für das Verhältnis von ι und υ sind die Formen βύβλος und ἥμυσυ bemerkenswert. υ und οι werden nie, ε und αι nur ausnahmsweise (an 2 Stellen) verwechselt. — Ausführlich ist der Abschnitt über den Itazismus. Für ει vor Vokal steht η nicht selten (ἀλήθηα, πλῆον), für ει vor Konsonant nur ganz ausnahmsweise. Das Umgekehrte, ει für η, kommt fast nie vor. Sehr selten wird auch

*) Thumb Arch. f. Pap. 2, S. 400 knüpft an die dorischen Infinitive auf -εν an.

η mit ι vertauscht. Ziemlich oft erscheint ι für ει, sehr oft ει für ῑ. Fälle, wo ει für ῐ steht, sind ganz selten. Natürlich ist man auch hier nicht selten im Zweifel, ob man bei gewissen Nomina -εια oder -ια als normal ansetzen soll. ει wird mitunter kontrahiert; auch statt ιει kommt ει vor. Verwechselt werden auch η und ει. ι adscriptum fehlt sehr oft oder es wird geschrieben da, wo es unnötig ist. Es fehlt erst seit dem 2. Jhd. v. Chr. Vom 3. Jhd. n. Chr. ab wird es durchweg weggelassen.

Den literarischen Papyri aus Agypten ist keine solche Behandlung zuteil geworden. Wünschenswert wäre hier eine Arbeit über Lautliches. In den Papyrusfragmenten des Platonischen Laches findet sich an drei Stellen ου für ο. R. Koellner, Bemerkungen zu den Papyrusfragmenten des platonischen Laches (Philol. 58, 1899, S. 312—4) glaubt, daß der Schreiber des Papyrus einen nach alter attischer Orthographie geschriebenen Text als Vorlage gehabt und bei der Transskription an diesen 3 Stellen Fehler begangen habe, was mir wenig wahrscheinlich ist.*)

Ostraka.

In dem Hauptwerke über dieses Gebiet

U. Wilcken, Griechische Ostraka aus Ägypten und Nubien. 2 Bde. Leipzig und Berlin 1899

ist der Sprache leider kein besonderer Abschnitt gewidmet; da jedoch in dem Werke die Bedeutung zahlreicher Wörter festgestellt wird, so erfährt durch es auch die Sprache wesentliche Förderung. Das Buch enthält ein Wörterverzeichnis.

II. Die Inschriften.

a) Laut- und Formenlehre.

Unter den Inschriften haben die pergamenischen einen Bearbeiter gefunden:

E. Schweizer, Grammatik der pergamenischen Inschriften. Beiträge zur Laut- und Flexionslehre der gemeingriechischen Sprache. Berlin 1898.

Schw.s Grammatik gibt nicht nur statistische Zusammenstellungen, sondern auch wissenschaftliche Erklärung der Tatsachen. Es ist ein vorzügliches Buch. Vf. besitzt eine tüchtige sprachwissenschaftliche Schulung, sein Urteil ist umsichtig und eindringend. Schw.s Buch kann als Muster einer grammatischen Monographie dienen.

*) Arth. Ludwich Über die Papyrus-Kommentare zu den Homerischen Gedichten, Königsberg 1902 (Univ.-Pr.) handelt über Papyri aus römischer Zeit.

Die pergamenischen Inschriften bilden in sprachlicher Hinsicht keine Einheit. Vf. unterscheidet unter ihnen 3 Gruppen. 1. Erlasse und andere Schriften der königlichen Kanzlei (vor 133 v. Chr.), 2. Volksbeschlüsse, 3. Privatinschriften (wenig umfangreich). Eine besondere Gruppe bilden außerpergamenische Inschriften, d. h. Inschriften, welche in Pergamon gefunden, aber nicht in Pergamon entstanden sind. Hierher gehören: a) Erlasse römischer Statthalter und Kaiser, b) andere außerpergamenische Inschriften; in den letzteren erscheint nicht die Koine, sondern ein altgriechischer Dialekt, vor allem der äolische und rhodische. Neben Prosainschriften gibt es auch eine Anzahl metrischer Inschriften. Vf. zieht sämtliche Inschriften heran, doch legt er das Hauptgewicht mit Recht auf die in Κοινή abgefaßten. Die letzteren reichen von ca. 300 v. Chr. bis etwas nach 200 n. Chr. Schon im Anfang des 3. Jhd. v. Chr. ist in Pergamon in öffentlichen Inschriften ausschließlich die Koine verwendet; den nahen äolischen Dialekt zeigt keine einzige Inschrift, nicht einmal die privaten.

Diese sorgfältige Scheidung des wenig einheitlichen Materials ist ein großer Vorzug der Grammatik und sollte in allen Arbeiten auf dem Gebiete der Koine — vor allem bei den Papyri — nachgeahmt werden. Nur hätte ich gewünscht, daß die metrischen Inschriften, deren Sprache einen ganz anderen Charakter trägt, auch nach außen hin getrennt behandelt wären, etwa unter Anwendung kleinerer Typen, wie dies auch in dem Buche mitunter geschieht.

Vf. zieht oft auch andere Koineinschriften, besonders kleinasiatische, heran. Das ist dankenswert, nur hätten auch hier die nichtpergamenischen Inschriften um größerer Übersichtlichkeit willen immer getrennt (z. B. a capite und mit kleineren Typen) vorgeführt werden sollen.

Die praktische Brauchbarkeit des Buches wäre viel höher geworden, wenn bei jedem Belege sein Datum angegeben worden wäre (wie dies bei Mayser geschieht). Ferner hätte ich gewünscht — ebenfalls aus praktischen Gründen — daß bei der Einteilung in Perioden um Christi Geburt ein Einschnitt gemacht worden wäre.

Es ist schade, daß teilweise erhaltene Buchstaben auf dieselbe Weise bezeichnet werden wie gänzlich verlorene, d. h. beide Arten [ ].

Ein besonderer Vorzug des Buches besteht darin, daß neben den Koineformen auch die gewöhnlichen attischen Formen berücksichtigt werden, sofern sie noch in den Inschriften vorkommen.

Nachträge gab W. Crönert in seiner Besprechung des Buches Z. f. G. W. 1898, S. 577—586 und 812 f.

Um eine Einzelheit zu berühren, ist die „Metathese“ S. 130 f. irrtümlich in den Abschnitt über den Konsonantismus statt in den Ab-

schnitt über den Vokalismus geraten (es handelt sich dort fast ausschließlich um Metathese von Vokalen).

Auf den wichtigen Abschnitt „Begriff, Umfang und Entwickelung der κοινή" ist bereits im vorstehenden Rücksicht genommen worden. Aus dem reichen Inhalte der Grammatik kann ich nur die allerwichtigsten Tatsachen hervorheben.

I. Lautlehre.

A. Vokalismus.

Einfache Vokale.

ἕνεκεν ist die gewöhnliche Form. ἱερητεύω sehr häufig neben -α- (Ionismus nach Schw.; anders Thumb). ἰδίη. ἀνάθεμα (ε durch Einfluß der Nomina auf -σις). ει = ī seit der Mitte des 2. Jhd. v. Chr. außer vor Vokalen; es wurde aber auch vor Vokalen zu ī, wenn dem ει ein ι vorausging. Daß ει vor Vokalen erhalten blieb, geht aus der Schreibung ηο, ηα (= ẹo, ẹa) hervor. Neben ειο, ηο findet sich auch εο (ẹ, geschlossen). ειο, εια wurde zu io, ia wahrscheinlich erst im 1. Jhd. n. Chr. ιειο ιεια wird seit der Mitte des 2. Jhd. v. Chr. zu iio, iia und weiter zu īo, īa.

ηι wird auf 3 verschiedene Weisen geschrieben: a) ει im Inlaut (λειτουργία) und im Dativ (Ἑρμεῖ, Analogie der s-Stämme). Dieses ει ist in älterer Zeit = ẹ̄, in jüngerer (seit dem 2. Jhd. v. Chr.) = ī. b) gewöhnlich ηι. c) η. ηι ist in älterer Zeit (3. u. früh. 2. Jhd.) = ẹ̄, in jüngerer im Inlaut und Auslaut der Mask. auf ηις = ī, sonst = ē (Analogie). η (=ηι, ει) ist in älterer Zeit = ẹ̄ (ηι, ει waren also monophthongisch), in jüngerer Zeit = ē (offen).

Für den Wandel von υ zu ι gibt es keine Zeugnisse aus Perg.

Diphthonge.

αι = ε nur auf zwei späten vulgären Steinen (davon ein Beleg nicht ganz sicher). αια neben αα: ἐλάας (att.); immer ἀεί.

οι zu υ kein Beispiel. In der Volkssprache des 2. Jhd. n. Chr. wurde οι vielleicht zu υ; dies schließt Schw. aus anderen kleinasiat. Inschriften. ποιήσασθαι neben ποή-; οι wird immer häufiger.

υἱο- neben ὑο-.

ᾱι wird zu ᾱ in der 1. Hälfte des 2. Jhd. v. Chr.

ωι „ „ ω „ „ 2. „ „ (150—125) (in äol. Inschriften schon im Anfang des 3. Jhd.).

ᾱυ wird zu ᾱ in der 2. Hälfte des 1. Jhd. v. Chr. (ἑατόν).

Kombinatorischer Lautwandel.

Ausgleichung der Quantität (zuerst bei ω). Kontraktion: προειργασμένου, προέστησαν. ιει wird zu ī.

B. Konsonantismus.

1. Einfache Konsonanten.

Tenues und Mediae: keine Beispiele der Verwechselung. β spirantisch seit Christi Geburt. γ in der Volkssprache wahrscheinlich spirantisch (in Pessinunt ὀλίης 2. Jhd. v. Chr.).

Aspiratae: φ wohl bilabialer Spirant. θ spirantisch? (οὐθείς nicht oder nicht die einzige Form der Volkssprache). χ auf dem Wege zum Spiranten begriffen.

Spiranten: Spir. asper h wenigstens in der Umgangssprache wohl aufgegeben.*)

Nasale: Vor Konsonanten reduziert.

2. Konsonantenverbindungen.

Doppelkonsonanten: Vereinfachung beginnt. ρρ (nicht ρσ). Nur σσ (ττ nur in Ἄτταλος).

Verbindung beliebiger Konsonanten: nt zu nd nicht nachweisbar. Nur γίνεσθαι. ζ = z in jüngerer Zeit.

II. Flexionslehre.

Dual kommt weder beim Nomen noch beim Verbum vor.

A. Deklination.

ā-Stämme. χωλέα. Gen. Ἀπέλλεος; -ας -ᾶδος selten. Plur. πρεσβευταί.

o-Stämme. Kontrak. -οῦς -οῦν (χρυσέα einmal in der Kaiserzeit). Att. Dekl. nicht mehr lebendig. -ις, -ιν (= -ιος, -ιον) spät und vulgär. Subst. -αρχος neben -άρχης. ἡ θεός und ἡ θεά. ἐκγόνη. υἱός nie nach 3. Dekl.

i-Stämme. Gen. -εως, einmal -ιος.

u- „ Pl. ἡμίση (att. -εα).**)

s- „ Gen. von Eigennamen auf -ους, volkstümlich auch -ου; Akk. nur -η. -κλῆς Gen. -κλέους. Pl γέρα, γερῶν.

r-Stämme. θυγατέραν (1 Beleg, Kaiserz.).

n- „ Akk. Ἀπόλλω, Ποσειδῶ.

Adiectiva. Nur μείζονα usw. Superl. ὕψιστος.

---

*) Auch mir, wie Thumb, ist es wenig wahrscheinlich, daß Formeln wie: καθ' ἔτος, καθ' ἰδίαν, ἐφ' ἴσῃ dialektische Reste seien. Sie können sehr wohl in der Koine entstanden sein

**) Ob ἡμίση eine altdialektische Kontraktion ist, ist mir zweifelhaft.

Pronom. ἑαυτῶν (nie σφῶν αὐτῶν) und nur für 3. Pers. Nie οὗ (refl.). ἑαυτοῦ neben αὑτοῦ.

Numer. δύο indecl. τέσσαρες (nie -ρ-). πεντα- in Kompos. δεκαδύο. Ord. τεσσαρεσκαιδέκατος usw. (Ion.).

B. Konjugation.

Personalendungen: ἔσχοσαν (einmal). Imperat. nur -τωσαν, -σθωσαν. 2. sg. M. βούλῃ (einmal). 3. Pl. nie -αται, -ατο.

Augm. und Redupl. Plsq. stets augmentiert. ἑώρων. Att. Redupl. erhalten. ἔκτημαι. Augm. ᾠ-, ῑ- (geschr. εἰ-), aber εὐ-, ὄφελον ἡ θεός (mit d. 3. Pers.). Nie Doppelsetzung des Augm. Nie ἤμελλον usw. ἀνάλωμα.

Präsensstamm: ἐπιμελέομαι und -λομαι. οἶμαι. ἁρμόζω (2. Jhd. v. Chr.). ὀμνύω.

Fut.: -ιῶ von -ίζω. καλέσω (1. Jhd. v. Chr.). Futurbildung der verba liquida bewahrt. ἕξω. λήψομαι.

Aor. a) sigm. συμμεῖξαι. ἔφησεν. Keine Aor. auf -ξα von Dentalstämmen. b) asigm. Nie ἐγενήθην. εἶπον und εἶπα. ἤνεγκον. ἔστην und ἔστησα nie verwechselt.

Perf. τέθηκα (3. Jhd.), τέθεικα (2. Jhd.). ἕστηκα und (trans.) ἕστακα; ἑστάναι usw. ἀγήγοχα. — ἦγμαι (ἄγω); εἴσχημαι (neben ἔσχηκα).

Plsq. -ειν, -εις, -ειτε. Fut. 3. nicht zu belegen.

Aor. Ps. ἐπεμελήθην. διελέγην und λεχθῆναι. ἐτάχθην und (2. Jhd. n. Chr.) ἐτάγην.

Modi. Nie ἐάν mit Indic.

Partic. Pf. -υῖα und (1. Jhd. v. Chr.) -εῖα.

Charakteristik der einzelnen Inschriftengruppen: Am korrektesten sind die Inschriften der königlichen Kanzlei. Ihnen stehen die Demosinschriften der Königszeit nicht viel nach, während die der römischen Zeit viel nachlässiger sind. Den letzten Rang nehmen die Privatinschriften ein: auch diese sind in der Königszeit viel sorgfältiger als in der römischen. Nur in ihnen kommt αι = ε vor (spätröm. Z.) und wird der Quantitätsunterschied aufgegeben. Königliche Kanzlei attizisiert bewußt: Gen. Εὐμένους. Akk. -η, Ptc. Pf. -υῖα usw. Unter den königlichen Inschriften sind die Briefe an den Priester von Pessinunt nachlässiger (in Pessinunt hergestellt). Keine der drei Gruppen schreibt die Umgangssprache; alle schreiben eine konventionelle Literatursprache.

Es sei erlaubt, einige Bemerkungen zu einzelnen Stellen anzuschließen.

Διννσίου BCH. 18, 39 f., n. 4, 14 dürfte eine Verschreibung sein.

Die Schreibung Ἀπφίαν 512, 3 (nicht vor Hadrian) = lat. Appiam scheint zu zeigen, daß φ in Pergamon zu dieser Zeit noch nicht spi-

rantisch war (= Apphian, nicht Apfian). Die von Schweizer aus anderen kleinasiatischen Inschriften angeführten Beispiele (S. 111), in denen φ statt π steht (φρεσβυτέρου, Φύρρου, nicht aber ἀδελπφῷ u. a.), dürften darauf hinweisen, daß auch in jenen Gegenden φ noch nicht spirantisch war. Schweizers Skeptizismus scheint mir zu weit zu gehen. Die Slaven und Litauer ersetzen griech. φ und deutsches f in volkstümlichen Wörtern durch p, niemals jedoch setzen sie umgekehrt f für griech. π oder deutsches p; der Franzose ersetzt ein deutsches, der Litauer ein slavisches k durch ch. In Rhodiapolis in Lykien ist φ eher f als ph, vgl. γεγράφφατε u. ähnl. (Schweizer a. a. O.) (schwerlich ist φφ hier eine Affricata = pf).

S. 153. Nom. Pl. συγγενέες Ath. Mitt. 14, 89 Nr. 5 (Myrina am elaitischen Meerbusen) ist neugebildet nach dem Gen. συγγενέων: man wollte gleiche Anzahl von Silben in allen Kasus herstellen. — S. 159. Bei dem Kompar. πρεσβύστερος (südl. Kleinas.) Sterrett, Papers of the American school II. Nr. 333, 1 f. liegt der Verdacht einer Verschreibung nahe. — S. 161. Die Bemerkung: „Wie bei ἔσχατος, empfand man ein Bedürfnis zur Superlativisierung auch bei den adj. auf -αιος: τελευταιότατον . . ., χορυφαιότατον . . .“ ist schwerlich richtig, da hier nicht die Endung, sondern die Bedeutung die Rolle spielt. Doch hat Schw. vielleicht eben dies gemeint. — S. 161. ἑαυτοῦ trägt den Sieg über αὑτοῦ davon nicht nur deshalb, weil αὑτοῦ nach dem Schwund des Spir. asper mit αὐτοῦ zusammenfiel, sondern — und dieser Grund wirkte sicherlich schon früh — weil in der Periode, wo die Deutlichkeit der Form ein so wichtiges Moment ist, in αὑτοῦ die Person nicht deutlich genug ausgedrückt erschien.

J. Valaori, Der delphische Dialekt. Göttingen 1901 enthält eine Laut- und Formenlehre dieses Dialektes von der ältesten Zeit bis zu seinem Untergang, beschränkt sich also nicht auf die Koine; wenn ich trotzdem die Arbeit hier nenne, so geschieht es deshalb, weil unsere Periode in Delphi durch besonders zahlreiche Inschriften vertreten ist. Eine genauere Besprechung dieser Grammatik muß ich mir hier versagen.

b) Lexikalisches.

*H. M. Searles, A lexicographical study of the greek inscriptions. Chicago 1898. (The University of Chicago. Studies in classical philology. Vol. II.)

Hier werden zunächst die neuen Wörter, d. h. diejenigen, welche nur aus Dialektinschriften (und etwa noch aus Glossen) zu belegen sind, dann (S. 82—108) seltene Wörter und Bedeutungen, endlich poetische Wörter in alphabetischer Folge zusammengestellt. S. arbeitet an einem Lexikon zu den griechischen Dialektinschriften. (Vgl. W. Wernberger, B. ph. W. 1899, Nr. 7, Sp. 214 f.)

c) Vermischtes.

Einen sehr ausführlichen und für sprachliche Untersuchungen wichtigen Index besitzen *Die Inschriften von Magnesia am Mäander, hrsgb. v. Otto Kern, Berlin 1900 (besprochen eingehend von Wilamowitz G. g. A. 1900, S. 558—580, der nur die Überladung des Index mißbilligt. Diese Besprechung enthält auch einige Bemerkungen über die Koine; s. bes. S. 566 f.).

Manche Bemerkung über die Sprache der Koine bietet auch

K. Buresch, Aus Lydien, Epigraphisch-geographische Reisefrüchte. Leipzig 1898.

A. Deißmann, Die Rachegebete von Rheneia. (Philol. 61, 1902, S. 252—265)

bespricht zwei wahrscheinlich jüdische Grabsteine; nach D. stammen sie aus dem 2/1. Jhd. v. Chr. und beweisen die Existenz einer jüdischen Gemeinde auf Delos um die Wende des 2. Jhd. Die Sprache ist ein Mosaik aus der LXX. Die beiden Steine sind ein Zeugnis für die frühe Existenz der LXX und ihren frühen Gebrauch im Diasporajudentum.

Wilamowitz, Lesefrüchte, Herm. 34, 1899, S. 203 ff., 601 ff., gibt wichtige sprachliche Bemerkungen zur Inschrift von Ephesos, die von Benndorf in der Festschrift für Kiepert veröffentlicht worden ist.

P. Kretschmer, Lesbische Inschriften. 1. Tempelinschrift von Eresos (Jahreshefte d. österr. arch. Inst. 5, 1902, S. 139 ff.).*)

gibt sprachliche Bemerkungen zu einer Inschrift aus dem 2/1. Jhd. v. Chr.

*Th. Reinach, Un temple élevé par les femmes de Tanagra. Rev. d. études gr. 11 S. 53—115

enthält einen ausführlichen sachlichen und sprachlichen Kommentar einer neugefundenen größeren Inschrift des 3. Jhd. v. Chr.

*R. Meister, Beiträge zur griechischen Epigraphik und Dialektologie. I. (Verhandl. d. k. sächs. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 51, S. 141—160)

*) Derselbe Band enthält einen epigraphischen Wortindex zu den Bänden I—V (von J. Oehler).

gibt Interpretation einer durch Umfang und sprachliche Bedeutung sich auszeichnenden Inschrift von Thespiai aus d. 3. Jhd. v. Chr. (welche Colin Bull. corr. hell. 21, 1898 veröffentlicht hat).

F. Solmsen, Ὄνομα κὴ ἐπιπατρόφιον (Rh. Mus. 56, 1901, S. 475—7)

bespricht die Form ἐπιπατρόφιον (= 'Patronymikon') in einer Inschrift aus Tanagra aus d. 3. Jhd. v. Chr. (Rev. d. ét. gr. XII [irrtümliche Aufschrift: XI] 53 ff.); sie ist gebildet von ἐπὶ πατρόφι(ν) (ablativischen Ursprungs) und entzieht den Boden der Annahme Delbrücks (zuletzt Vgl. Synt. I 677), daß das Suffix -φι(ν) ursprünglich nur im Plur. heimatberechtigt war. Die Formation auf -φι bei Homer ist ein Äolismus.

H. Diels, Ἀρεῖνος (Rev. de phil. 22, 1898, S, 132)

erklärt dieses in einer delischen Inschrift des 3. Jhd. v. Chr. vorkommende Wort (von ἀρία, Name eines Baumes).

Eine wichtige Quelle für die Kenntnis der attischen Volkssprache sind

Die Fluchtafeln.

E. Schwyzer, Die Vulgärsprache der attischen Fluchtafeln (N. Jb. 5, 1900, S. 244—262)

stellt in dankenswerter Weise zusammen, was sich aus den Fluchtafeln für die griechische Sprachgeschichte ergibt. Das Material entnimmt er der Publikation von R. Wünsch: Defixionum tabellae Atticae. CIA Appendix. Berlin 1897, sowie der Publikation von E. Ziebarth, Neue attische Fluchtafeln. Nachr. d. Gött. Ges. d. Wiss. 1899, S. 105—135. Wünsch gibt den Text von 220 Bleitäfelchen, die den Feind der Rache der Todesmächte der Unterwelt überliefern und gewöhnlich in Grabkammern mit einem bronzenen Nagel befestigt werden; Ziebarth fügt weitere 20 Stück hinzu. Die Tafeln gehören in ihrer Hauptmasse ins 3. Jhd. v. Chr., einige mögen ins 2. fallen, kaum eine ins 4., unter den Ziebarthschen sind einige nachchristlich. Die Sprache dieser Tafeln ist vulgär, wir haben also in ihr die nächste Parallele zu der in den ägyptischen Papyri vorliegenden Umgangssprache. Es finden sich hier auch schon mehrere Erscheinungen, die aus den Papyri bekannt sind. So kommen hier Fälle von Ausgleichung der Vokalquantität vor: lange und kurze Vokale werden durchaus verwechselt (ε und η, ο und ω). Wir sehen hier auch den Anfang der Monophthongierung von Diphthongen: das echte und das unechte

ει ist schon fast zu i geworden (ἰς für εἰς) u. ähnl. — daneben bezeichnet ει allerdings immer noch ein geschlossenes kurzes ε (Κλέιανδρος, Δαμέιας). Der Langdiphthong ῃ erscheint schon als ει (ἥττει usw.), war also ebenfalls fast zu i geworden. Die Langdiphthonge ᾳ, ῳ verlieren sporadisch ihren zweiten Komponenten (χηρῶ). Dagegen sind αι, οι unverändert. Es verdient auch ein konservativer Zug der unteren Schichten der Bevölkerung hervorgehoben zu werden: aus dem alten Alphabete wird noch E, O für ει ου und H als Zeichen des Spiritus asper beibehalten. — Auf dem Gebiete des Konsonantismus fällt die Vereinfachung von Doppelkonsonanten auf (γλῶται, Ἱπόνικος usw.). Der Nasal erscheint vor Konsonant reduziert (Πάφιλος für Πάμφιλος). Ὀλίος für ὀλίγος in Ὀλιανθίδης. Vokalassimilation in Ὠφιλίων für Ὠφελίων usw. Metathese: ἐνθαῦτα. Von den Erscheinungen des kombinatorischen Lautwandels verdienen erwähnt zu werden: Entfaltung eines Nasals vor Explosiven: γλώντας für γλώττας. Entfaltung eines Sekundärvokals: Ἑριμῆς für Ἑρμῆς.*) Sandhi: κὰ ἐν (= καὶ ἐν); — μηθέν, μηθαμοῦ. Die Formen οἰκότης neben οἰκέτης, Φρεσοφόνη neben Φερσεφόνη erklärt Schw., indem er ο in ihnen als einen allgemeinen Kompositionsvokal ansieht. Es könnte aber auch in den Formen Assimilation angenommen werden. — Flexion: Der Dual ist im Absterben: παιδία δύο θήλεα. In den Nominativen wie Ἀριστοκλέης für -κλῆς sieht Schw. eine Wirkung der Analogie (Ausgleichung der Silbenzahl nach anderen Kasus) (sind es nicht ionische Formen?). Wirkung der Analogie haben wir in Διοκλεῖν (= Διοκλέα). Sigmatische Eigennamen auf -ης bilden den Akk. oft auf -ην. Die Kontraktion ist unterlassen im Gen. Πειραιέως; auch θήλεα erscheint unkontrahiert. Übergang von der vokalischen Deklination zur konsonantischen ist wohl anzunehmen in Ἀρίστανδρος (Gen.). Wir finden in den Tafeln den frühesten Beleg für das noch heute lebende ἀτός für αὐτός; dagegen erscheint nur σαυτῷ, nicht, wie in späterer Zeit ausschließlich, σεαυτῷ. Von δέω 'binde' findet sich δοῦμεν; das regelrechte καταδῶ kommt viel häufiger vor als das analogische καταδέω; neben diesen Formen erscheint auch καταδίδημι (wohl nicht attisch); in καταδενύω haben wir schon eine mit ν erweiterte Form. Imperat. 3. Pl. hat bereits die jüngere Form mit -σαν (καταδεδέσθωσαν).

Wichtig ist, daß fremde Elemente in dem Attisch dieser Tafeln unbedeutend sind: σσ erscheint einigemal neben dem gewöhnlichen ττ (γλῶσσα). Von den kleinasiatischen Bildungen des Typus -ᾶς -ᾶδος, -εί -εῖδος, -οῦ -οῦδος trifft man hier τὴν γυναῖκα Ἀρτεμείν („mit ι" Schwyzer)

*) ταιχίστην für ταχίστην hält Schw. mit Recht für unsicher. Es könnte einfach eine Verschreibung sein.

(neben dem Gen. 'Αρτεμίδος), Mask. Κοννῦς Gen. Κοννῦ neben Κοννῦδος. Ionisch ist wohl χρυσεοχόος.

R. Wünsch, Nene Flnchtafeln (Rh. M. 55, 1900, S. 62—85, 232—271)

teilt Ergebnisse einer Revision der von Ziebarth (a. a. O.) veröffentlichten Tafeln mit, die anch in sprachlicher Beziehnng manche Berichtigung nnd Ergänznng brachte.

O. Hoffmann, Zwei nene arkadische Inschriften (Philol. 59, S. 201—5).

Unter den von Ziebarth Nachr. d. Gött. Ges. d. Wiss. 1899, 105 ff. herausgegebenen attischen Fluchtafeln befinden sich zwei (Nr. 21. 22) im arkadischen Dialekt: bemerkenswert sind in ihnen die Formen αὔτω = hom. αὔτως 'ebenso' und κεῖοι = κεῖσαι mit οι statt αι wie ark. γίνητοι u. dgl.

B. Die Literatursprache.

I. Prosaiker.

1. Auf mehrere Schriftsteller

erstreckt sich die lexikalische Arbeit in großem Stil:

H. Diels, Elementnm. Eine Vorarbeit zum griechischen und lateinischen Thesanrus. Leipzig 1899.

Diese Monographie handelt über den Gebrauch des Wortes στοιχεῖον anch bei den hellenistischen Schriftstellern, namentlich Philosophen.

Die Geschichte dieses Wortes mit besonderer Beziehnng anf das N. T. hat anch Deißmann im Artikel 'Elements' in der Encyclopaedia Bibl. II (1901) S. 1258—1262 behandelt; er kommt nnabhängig von Diels zu gleichem Ergebnis. Vgl. Thumb Arch. f. Pap. 2 S. 424.

2. Theophrast (Charaktere).

P. Wendland, Zu Theophrasts Charakteren (Philol. 57, 1898)

bringt in dem zweiten Teile dieses Anfsatzes, 'Exegetisches' (S. 112—122), auch sprachliche Bemerkungen. W. bezeichnet als wünschenswert einen vollständigen Index zu den Charakteren, da allein ein solcher die sichere Grundlage für eine sprachgeschichtliche Verwertnng der Schrift geben kann. Über die Art, wie der Bearbeiter mit seiner Vorlage umgegangen ist, wird das Urteil nach W. wahrscheinlich dahin lanten, „daß er, abgesehen von mancher (wohl nicht mechanisch zu erklärender)

Kürzung und Kontamination verschiedener Charaktere . . ., wenigen Änderungen in Wortform, Flexion und Syntax, sehr wenigen im delectus verborum, seine Vorlage treu wiedergegeben hat." Die im Konversationston abgefaßte Schrift wird manche bis dahin der Literatursprache fremde Wörter zuerst in dieselbe eingeführt haben. Die Vorrede, manche längere Zusätze am Schlusse und wenige kürzere im Texte der Kapitel sind unecht.

O. Immisch, Über Theophrasts Charaktere (Philol. 57, 1898)

berührt auch die Sprache und den Stil dieses Werkes. Er lehnt die Annahme von Diels, wonach die Charaktere eine weitgehende byzantinische Durchsetzung zeigen.

3. Polybios.

Die syntaktischen Arbeiten von Purdie und Meltzer sind bereits oben besprochen worden.

R. Amelung, De Polybii enuntiatis finalibus. Diss. Halensis. Halis S. 1901.

Vf. vergleicht überall in dankenswerter Weise den Gebrauch Polybios' mit demjenigen der Inschriften und Papyri. Von den Papyruspublikationen werden nur einige herangezogen. Er teilt die Absichtssätze in 2 Klassen ein: vollständige und unvollständige Absichtssätze. Außerdem werden die Verba imperandi (postulandi u. dgl.) behandelt, die im Attischen in der Regel mit dem Inf., bei Pol. mit ἵνα und ὅπως verbunden werden. — A) Vollständige Absichtssätze. Was die Modi betrifft, so steht nach den historischen Tempora bei Pol. fast durchweg der Conj. Opt. findet sich nur an 9 Stellen. Den Conj. gebrauchen mitunter schon attische Redner und ziemlich oft Herodot und Thukydides. Bei den späteren Schriftstellern (Aristoteles, Theophrast, Josephos, Lukian) überwiegt der Conj. Fast ausschließlich erscheint der Conj. im N. T. In der Koine macht sich also in bezug auf den Gebrauch der Modi das Prinzip der Nivellierung und Vereinfachung geltend. In anderen Satzkategorien kommt der Opt. bei Polyb. häufig vor. Den Ind. Fut. in vollständigen Absichtssätzen verwirft Am. bei Pol., trotzdem die LXX und das N. T. ihn kennen, und zwar deshalb, weil die beste Handschrift des Pol., Vaticanus, den Conj. bietet und weil die Inschriften das Fut. nicht kennen. An einer Stelle findet sich bei Pol. das Impf. (Einfluß des Irrealis). Die Inschriften und Papyri zeigen nach historischen Tempora durchweg den Conj. (2 Beispiele des Opt. erst aus den Inschriften des 3. Jhd. n. Chr.) In bezug auf die Modi stimmt also die Sprache Polybios' mit derjenigen der hellenistischen Inschriften und Papyri überein. — Was die Konjunktionen betrifft

so ist bei den attischen Schriftstellern ἵνα häufiger, dagegen in den attischen Inschriften ὅπως ἄν das fast ausschließliche. In den hellenistischen Inschriften und Papyri erscheint ὅπως und ὅπως ἄν viel häufiger als ἵνα (sehr selten ὡς, resp. ὡς ἄν). Bei Polybios finden wir dagegen fast durchweg ἵνα (ὅπως nur an 5 Stellen; nicht in den 5 ersten Büchern). — B) Unvollständige Absichtssätze nach den Verba curandi, deliberandi (φροντίζειν, προνοεῖσθαι . . .) u. dgl. Im Attischen steht hier ὅπως mit Fut. (selten ὡς), seltener mit Coni. (Opt.) (für ἵνα hat A. nur 3 Belege gefunden). In den hellenistischen Inschriften ist Fut. sehr selten (3 Belege); das gewöhnliche ist hier sowohl nach den Haupt- als nach den historischen Tempora der Coni. (Opt. nur dreimal); die Partikel ist ὅπως (selten ὅπως ἄν und ἵνα; nie ὡς oder ὡς ἄν). Auch bei Pol. ist Coni. das gewöhnliche, aber er gebraucht nicht ὅπως, sondern ἵνα. In den Modi stimmt also Pol. mit den gleichzeitigen Inschriften und Papyri überein, in den Konjunktionen macht sich bei ihm das Prinzip der Vereinfachung geltend (Fut. kommt einmal vor, ὅπως und ὡς je einmal). Vollständige und unvollständige Absichtssätze hält demnach Polybios nicht auseinander. — C) Nach dem Verba imperandi u. dgl. ist bei den Attikern der Inf. das gewöhnliche. Auch bei Pol. finden wir in der Regel den Inf. Doch kommen daneben bei ihm auch ἵνα-Sätze vor. Keime dieser Konstruktion finden sich schon bei attischen Schriftstellern (6 Belege), mit dem Unterschiede, daß hier die Partikel durchweg ὅπως ist. Die hellenistischen Inschriften und Papyri haben Sätze mit ὅπως, ὅπως ἄν und ἵνα mit Coni. — In den Dekreten römischer Magistrate steht nach den Verba imperandi ὅπως und ἵνα mit Coni. Finalsätze sind in diesen Inschriften nach Am. häufiger als in den echt griechischen. — Die Arbeit ist umsichtig und gründlich.

C. Wunderer, Polybios-Forschungen. Beiträge zur Sprach- und Kulturgeschichte. I. Teil: Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten bei Polybios. Leipzig 1898.

W. untersucht zunächst die als παροιμίαι bezeichneten oder mit τὸ δὴ λεγόμενον eingeführten Redensarten in Hinsicht auf die Quellen, aus denen sie stammen. Die epische Poesie, Euripides, vor allem aber die Komödie (Menander) haben den griechischen Sprachschatz beeinflußt. Eine zweite Gruppe bilden Sprichwörter, welche nicht als solche bezeichnet werden. Viele von ihnen gehen ebenfalls auf die Literatur zurück. Ein großer Teil von Sprichwörtern beider Gruppen stammt aus der Volkssprache. P. benützt nach W. ein Sammelwerk von Sprichwörtern, wahrscheinlich das des Stoikers Chrysippos. (Vf. hat dies m. E. nicht bewiesen.) Vf. redet dann von der sprichwörtlichen Verwendung gewisser Eigennamen. S. 85—94 charakterisiert er den Polybianischen Stil und die Koine.

4. Diodor.

J. La Roche, Sprachliches aus und zu Diodor (W. St. 21, 1899, S. 17—37)

gibt statistische Zusammenstellungen über einige morphologische, syntaktische und lexikalische Tatsachen bei Diodor und anderen hellenistischen Schriftstellern, besonders Polybios, wobei auf den attischen Gebrauch hingewiesen wird. Leider wird zwischen Attizisten und Schriftstellern wie Polybios nicht unterschieden. Es ergibt sich für den Vf., daß man bestimmten Teilen des Diodorischen Werkes die Verschiedenheit seiner Quellen anmerkt; in sprachlicher Hinsicht habe er sich vorzugsweise Polybios zum Vorbild genommen. Letzteres halte ich für unbewiesen; gemeinsame sprachliche Eigentümlichkeiten erklären sich dadurch, daß sie der Koine angehören. — L. R. handelt über Formen ἱστάνειν und ἱστᾶν; πιμπρᾶν; Pf. ἕσταμαι; über Formen von ζάω (Pf. ἔζηκα, imperat. praes. ζῆθι u. a.); προτερέω (Praeter. προετέρουν Diod.), προεφήτευσα Sept. Joseph. (Sept. auch ἐπροφήτευσα), Pf. ἤρεισμαι (ἐρείδω) und andere ähnlich reduplizierte Perfekta, τέτευχα (neben τετύχηκα und seltenem τέτυχα), τέτευγμαι, ἐτεύχθην (1 mal bei Polyb.), Aoriste: εἰλάμην, εὗρα, ἔπεσα, ἦλθα, εἶδα, ἔλειψα, Ptc. δύνας (zu δύνω), ἐβλάστησα, ἔδρασα; über αἱ ναῦς und τὰς νῆας; Kompar. τάχιον, Adv. πρώτως; über die Konstruktion αὐτοῖς τοῖς (ἵπποις); Ellipsen wie: πολλὴ τῆς Ἀσίας 'ein großer Teil von Asien'; Konstruktion πολεμεῖν τινα 'bellum inferre alicui' (att. τινὶ oder πρός τινα); θαυμάζω und δόξαν ἔχω ἔν τινι (att. ἐπί τινι); über Ausdrücke für 'verscheiden': ἐκλείπω τὸν βίον, μεταλλάττω (mit und ohne τὸν βίον) und καταστρέφω (mit und ohne τὸν βίον); ὁ Ἰόνιος (bei Polybios und Diodor immer mit einem Substantiv); διαφέρω τι (statt τινός); διὰ μάχης κρίνειν (att. ἰέναι, ἐλθεῖν); ἐπὶ ξενίᾳ καλεῖν (das dem Vf. verdächtig erscheint); γίγνεσθαι ἀπό τινος 'mit etwas fertig sein, etwas vollbracht haben'; δευτεραῖος, τριταῖος usw. 'am zweiten, dritten . . . Tag', δρομαῖος. — Leider sind die einzelnen Gruppen nicht gehörig geordnet.

H. Kallenberg, Textkritik und Sprachgebrauch Diodors. I. (Beilage zum Jahresbericht des Friedrich-Werderschen Gymnasiums zu Berlin. 1901). Berlin 1901

enthält sorgfältige Beobachtungen über den Sprachgebrauch Diodors, z. B. über Τρωγοδύται, über den Gebrauch des Artikels, über den Dat. temp. mit und ohne ἐν, Wendungen wie ἐν τοῖς προτέροις χρόνοις usw., συνεργεῖν und Verwandtes, τῇ τρίτῃ ἡμέρᾳ u. ähnl., μέχρι τοῦ νῦν.

Th. Hultzsch, Die erzählenden Zeitformen bei Diodor von Sizilien (Jahresber. d. Progymn. zu Pasewalk 1902).

Vf., der in seiner Hallenser Dissertation 1893 über den Gebrauch des Aor. und Imperf. bei Diodor geschrieben und dort namentlich die Verba der Bewegung, vor allem ἰέναι und ἄγειν, behandelt hat, setzt

hier diese Studien fort und handelt von ἔχειν nnd Kompp. (ἀντέχειν, προσέχειν), ferner von γίνεσθαι nnd Kompp. (ἐπιγίνομαι, προσγίνομαι, παραγίνομαι, περιγίνομαι), endlich knrz über ἐπιβάλλομαι. Der Gebranch des Aor. nnd Impf. dieser Verba wird mehr vom Standpunkte der Textkritik als demjenigen der Syntax behandelt, nnd obwohl das Urteil des Vf. umsichtig ist, ist das ganze etwas äußerlich nnd die Ergebnisse ziemlich dürftig.

5. Parthenios.

R. Mayer-G'schrey, Parthenins Nicaeensis quale in fabularum amatoriarum breviario dicendi genus secutus sit. Heidelberg 1898.

Parthenios' Büchlein sind rasch hingeworfene ὑπομνήματα. Er gehört nicht zu den Attizisten. Trotzdem bietet seine Sprache für die Koine kein besonderes Interesse, weil sie sich oft an die, zumeist poetischen, Vorlagen hält. Von dem reichen Inhalte der Arbeit kann ich nur einiges herausgreifen. Nach M. stammt ein großer Teil der bei Parth. zahlreichen Ionismen ans der Lektüre des Herodot. Das ist nur zum Teil richtig; mancher Ionismns ist poetischen Quellen entnommen, andere stammen aus der Koine (so z. B. λαός, ναός oder Periphrasen). Sg. poetische, ferner seltene und nene Wörter sind bei Parth. hänfig. ρρ kommt vor neben ρσ, ττ neben σσ, attische Deklination nnd Dnalis neben Gen. auf -ίης, -ρης, Aor. ἐγενήθην; ἀμφί neben δία c. acc. (= ἕνεκα), ἕως c. gen. Participia sind hänfiger als Nebensätze, Finalsatz ist nur einmal belegt, Verba petendi haben ὅπως c. coni., nicht Inf., μή erscheint hänfig statt οὐ usw. Hiatus wird nicht gemieden. Zn loben ist der konservative Standpunkt des Vf. in der Textkritik und seine Selbständigkeit gegenüber der Ausgabe Sakolowskis, auf welcher er fußte. Die Arbeit ist sehr fleißig und zengt von liebevoller Vertiefung in die Sprache des Autors, nur ist Vf. mit der methodischen Seite der Koineforschnng etwas zn wenig vertraut.

II. Dichter.

1. Theokritos.

*L. Wahlin, De usu modornm Theocriteo. Göteborg 1898.

'Sorgfältig und verständig' M. Rannow W. f. k. Ph. 1899 Nr. 23.

*H. R. Fairclough, ὡς — ὡς in Theocritns and Homer. Class. Rev. 14, S. 394—96.

Über die „exclamative force“ des zweiten ὡς bei Theokrit 2, 82; der Gebranch ist „a survival from earliest times“. I. F. 13, 1902, Anz. S. 180.

2. Apollonios Rhodios.

*E. Fitch, The proprieties of epic speech in the Argonautica of Apollonios Rhodius. In: Proceedings of the American Philological Association. Vol. 33.

3. Herodas.

*L. Valmaggi, De casuum syntaxi apud Herodam. Riv. di filol. 26, 1898, S. 37—54.

Nach I. F. 10, S. 116 enthält die Arbeit kritische Zusammenstellung der Tatsachen.

*S. Olschewsky, La langue et la métrique d'Hérodas. Leiden 1898.

III. Vermischtes.

L. Radermacher, Zu Isyllos von Epidauros (Philol. 58, 1899, S. 314—6) sucht die Worte bei Isyllos I 13 τὸ κάλλος δὲ Κορωνὶς ἐπεκλήθη so zu erklären, daß er τὸ κάλλος δὲ für ein vorangestelltes „Lemma" im Nom. (statt Akk.) hält. Die von ihm herangezogenen Fälle von Prolepsis haben jedoch mit dieser Stelle wenig Gemeinsames. Ferner sucht R. Diodor II 52, 4 zu erklären.

Derselbe nimmt bei Dionys. Halic. de Isaeo p. 607 R πολλὰ γὰρ ἄν τις ἰδὼν εὕροι παρ' αὐτῷ die Worte τις ἰδών nochmals in Schutz, indem er sie durch Beispiele zu sichern sucht (Griechischer Sprachbrauch, Philol. 59, 1900, S. 596 f.).

Derselbe bietet in seinen Analecta X (Philol. 59, 1900) Bemerkungen zum Texte und zum Sprachgebrauche der griechischen Reste des Henochbuches (S. 166—175).

Nachtrag zu Seite 187.

Bei der Erörterung der Faktoren, die im 5. und 4. Jhd. in Athen der Entstehung der Koine vorarbeiteten, ist die große Zahl der Metoiken bisher nicht, oder wenig, beachtet worden. Die einzige Volkszählung in Athen, von der wir wissen, die unter Demetrios von Phaleron gegen Ende des 4. Jhd. veranstaltet wurde, ergab bekanntlich 21000 Bürger, 10000 Metoiken und 400000 Sklaven. Die Anzahl der Metoiken belief sich demnach etwa auf die Hälfte der Bürger. Unter ihnen waren viele Barbaren, namentlich Vorderasiaten.

Verzeichnis der besprochenen Arbeiten.

Einfache Erwähnungen und Zitate aus Arbeiten, denen kein kritisches Urteil folgt, ferner Rezensionen sind hier in der Regel nicht berücksichtigt.

Inhaltsübersicht.

BERLINER BUCHDRUCKEREI-ACTIEN-GESELLSCHAFT, SETZERINNEN-SCHULE DES LETTE-VEREINS





